Der

Krieg Kaiser Wilhelms

1870-1871

von

Dr. W. Kopp

Gymnasial-Director.

Mit einer Umschlags-Illustration von H. Lüders
und
acht Specialkarten.

Berlin
Verlag von G. van Muyden
16 Georgenstraße.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Die Kriege König Wilhelm's von 1864 und 1866.

Zweite Auflage.

7 Bogen. Mit zwei Kärtchen. Cartonnirt.

Herabgesetzter Preis 2½ Sgr.

„Die Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande, die einmüthige Erhebung der deutschen Stämme und ihrer Fürsten hat alle Unterschiede und Gegensätze in sich beschlossen und versöhnt, und einig, wie kaum jemals zuvor, darf Deutschland in seiner Einmüthigkeit wie in seinem Recht die Bürgschaft finden, daß der Krieg ihm den dauernden Frieden bringen, und daß aus der blutigen Saat eine von Gott gesegnete Ernte deutscher Freiheit und Einigkeit sprießen werde.“

Wilhelm.

Vorwort.

Dieses Buch, das den französischen Krieg Kaiser Wilhelms darstellt, schließt sich an das erste, December 1869 in zweiter Auflage herausgegebene an, welches die Kriege von 1864 und 1866 behandelt. Es will nicht durch militairische und politische Details ermüden, sondern in großen und frischen Zügen eine unvergeßliche Zeit für solche Leser anschaulich machen, welche nicht Muße haben, an größere Werke oder gar an Einzelschriften zu gehen. Möge diesen Blättern dieselbe freundliche Aufnahme, namentlich auch bei der reiferen Jugend, zu Theil werden wie der älteren Schrift.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Der Krieg von 1870 gegen das kaiserliche Frankreich.

Zweite Abtheilung.

Der Krieg von 1871

gegen das

republikanische Frankreich.

Der schwarze Adler.

Vom alten Königsschlosse auf dem Rand der Spree
Blickt trüb' der Aar nach Norden über den Winterschnee:
„Herr König, die Normannen stehen im Panzerkleid,
Sie wollen den deutschen Landen fügen neues Leid.“

„Flieg' auf, mein schwarzer Adler, fliege an den Sund
Und thu' dem dreisten Normann meinen Willen kund,
Und will er dich nicht hören, jag' ihn auf's Vikingsschiff,
Bis, über die Belte flüchtend, er sucht sein Kreideriff.“

Der Aar, er flog, die Schwingen wuchsen ihm im Flug
Und trugen rasch ihn heimwärts in windesschnellem Zug.
„Was hast du in den Fängen?“ „Schleswig und Holstein fand
Bei Düppel ich und Alsen an dem Ostseestrand.“

Vom alten Königsschlosse auf dem Rand der Spree
Späht scharf der Aar nach Süden, da wird ihm wild und weh.
„Herr König, die Slawen und Ungarn stehen trotzig, gereiht,
Sie wollen den deutschen Landen fügen neues Leid.“

„Muß ich denn, siebenzigjährig, den Degen nochmals ziehn,
So fliege, schwarzer Adler, voran mir bis nach Wien.
Des großen Ahnherrn Tritte, sind sie schon verwischt?
Auf, laßt in sie uns treten, dann sind sie aufgefrischt!“

Es flog der Aar nach Böhmen, drei Heere stürmten nach,
Die Echo's der Gebirge rief er alle wach
Und traf den Doppeladler an der Bistritz fast zu Tod
Und scheuchte ihn über die Elbe um's Juliabendroth.

„Was trägst du in den Fängen, du schwarzer Adler, da?"
„Ich bringe eiserne Gabe vom Feld bei Sadowa:
Der Fremdling, flink geworfen aus unserm deutschen Haus,
Er sendet dir den Schlüssel." „So sei die Fehde aus."

Vom alten Königsschlosse auf dem Rand der Spree
Schaut zornerglüht der Adler: „Zwei Wetterwolken seh'
Ich ostwärts ziehn, schon nahen sie unserm Vater Rhein,
Schon scheint's zu wetterleuchten, bald schlägt der Blitz wohl ein!"

„Wohlauf, du starker Vogel, fliege pfeilgeschwind
Von Gau zu Gau und rufe hinein in den sausenden Wind:
„Ihr Mannen vom Niemen, der Eider und vom Main,
Sollt alle aufgeboten zur Heeresfolge sein."

Da tos't es über die Ebene wie helle Sturmesbraut,
Da wird es auf den Gebirgen und in den Thalen laut,
Da klirren die Waffen, die Erde stampft wiehernder Rosse Huf,
Da grüßet die Botschaft des Königs donnernder Hurrahruf.

Und mächtiger als jemals rauscht der Aar empor,
Daß ihn das schärfste Auge am Horizont verlor.
Sieht er der Väter Spuren dem Boden eingedrückt
Und Lorbeerbäume grünen, davon sie Kränze gepflückt?

Schon sitzt er auf dem Gaisberg, auf Spicherns steiler Wand,
Zu Wörth hoch auf dem Kirchthurm, wo ihm der Feind entschwand.
Wild flattert er und schreit er drei ganze Tage lang
Um Metz, bis Klau' und Schnabel den Franken niederzwang.

Mit blutigem Gefieder schießt er dem Kaiser nach
Bis Sedan, wo im Grimme er ihm den Degen brach.
Vor trägt er nach Versailles das Banner dem Siegeslauf
Und haschet noch im Fliegen die schönste Beute auf.

„Was bringst du?“ redet der König. „O Herr, ein Schwesternpaar
Mit blauen deutschen Augen und blondem Lockenhaar,
Elsaß und Lotharingen, uns fremdgeworden schier,
Einst unsre lieben Kinder und Deutschlands schönste Zier.“

„So nehme ich beide Lande“, lacht da mit heiterm Sinn
Der Greis, „als Morgengabe des neuen Reiches hin.
Zum alten Vaterhause, ihr lieben Töchter mein,
Kehrt nun zurück, ihr beide sollt mir willkommen sein.“

„Was bringst du noch?“ „Die Liebe, die in den Herzen wohnt,
Sieh', wie mit goldener Gabe sie dir, o König, lohnt.
Da du die Treue hieltest, die du dem Volk gelobt,
Da dich viel wackre Degen in Noth und Tod erprobt:

So bring' ich dir die Krone vom neuen deutschen Reich.“
Da spricht der König Wilhelm die Worte mild und weich:
„So setze ich die Krone mir auf das weiße Haar,
Daß Deutschland sei vereinet jetzund und immerdar.“

Vom alten Königsschlosse auf dem Rand der Spree
Schaut glänzenden Augs der Adler von den Alpen bis zur See:
„Herr Kaiser, über den Landen liegt Friedenssonnenschein
Und leuchtet mit goldigen Strahlen in aller Seelen hinein.“

Freienwalde a. O., im August 1872.

Der Verfasser.

Erste Abtheilung.

Der Krieg von 1870

gegen das

kaiserliche Frankreich.

I.

Der Vorwand Frankreichs zum Kriege.

Schneller als alles Ahnen und Hoffen sollte sich die Einigung Deutschlands vollziehen. Nicht kam der Norden zum Süden, die unnatürliche Maingrenze überschreitend, auch nicht der Süden zum Norden; nein, beide sanken, als die Gefahr für das gesammte deutsche Vaterland hereinbrach, wie Brüder einander in die Arme. Es war die Stunde gekommen, da es hieß: „Das ganze Deutschland soll es sein!“ und: „Was der Herr vereint, das soll der Mensch nicht trennen!“ Die Gelübde aber, die im Juli 1870 diesseits und jenseits angelobt worden sind, haben die deutschen Herzen in Noth und Tod, in Kampf und Sieg redlich gehalten.

Am 30. Juni erklärte der Siegelbewahrer Frankreichs, Ollivier, im gesetzgebenden Körper, der Friede Europa's sei niemals gesicherter gewesen als jetzt. Die Welt mußte den Worten des Ministers Glauben schenken. Denn auf den langen und harten Winter 1869/70 war in Frankreich ein trockener, kalter Frühling gefolgt, in Folge dessen jede Aussicht auf eine auch nur mittelmäßige Ernte schwand. Zu dieser Furcht vor Mißernte und Theurung kam, daß sich an vielen Stellen, namentlich den höher gelegenen, ein empfindlicher Wassermangel zeigte. Auch im westlichen Deutschland, wo nach dem bösen Winter eine naßkalte Zeit bis Ende Juni eintrat, mußten zum Theil die Weizenfelder umgepflügt werden. Dagegen rechnete man weiter nach Osten, wo eine tiefe Schneedecke die Saaten geschützt hatte, auf eine gute Ernte. Also schien es, daß Frankreich alle Ursache zum Frieden

habe. Doch wer zweifelt, daß die preußischen Staatsmänner gerade die Worte des Siegelbewahrers für ein Zeichen nahmen, daß der Sturm im Anzuge sei; denn sie hatten seit vier Jahren den Schlangenwindungen und den Lügengeweben der französischen Staatskunst unverwandt folgen müssen! Wenige Tage nach jener Rede geschah es, daß in Spanien ein Verwandter des preußischen Königshauses, der Erbprinz Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen, als Kandidat für den erledigten Thron von Spanien aufgestellt wurde. Denn die Königin Isabella, beherrscht von Beichtvätern und Nonnen, und eines unreinen Lebenswandels angeklagt, war durch eine im September 1868 in Cadix ausgebrochene Verschwörung von Heer und Flotte gestürzt worden. Sie befand sich um einer Zusammenkunft mit dem Kaiser Napoleon willen, gerade in San Sebastian; derselbe wollte, so sagte man, mit ihr einen Vertrag schließen, daß spanische Truppen Rom besetzen sollten, falls er seine dort stehende Garnison in einem Kriege gegen Preußen gebrauchte. Doch durch den plötzlichen Ausbruch des Aufstandes überrascht und von Madrid abgeschnitten, flüchtete sie nach Paris. Im Februar 1869 wählten die Cortes den General Serrano zum Regenten von Spanien, der jedoch nur so lange regieren sollte, bis sich ein passender König gefunden haben würde. Nach mehreren vergeblichen Anfragen glaubte der Marschall Prim, welcher an der Spitze der Armee stand, einen solchen in dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen gefunden zu haben, dem ältesten Sohne des Fürsten Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, dem Bruder des bei Königgrätz gefallenen Helden. Zwar ist dieser Prinz dem preußischen Königshause verwandt, doch näher noch der Familie der Napoleoniden. Dennoch erhob sich sofort in Paris wegen dieser Thronkandidatur ein wüster Lärm der Chauvinisten, d. h. der Kriegspartei unter den Bonapartisten. „Preußen und Spanien, eiferten sie, sollten vereint, Frankreich dazwischen erdrückt werden. Die Zeiten Kaiser Karl's V. kehrten wieder, das europäische Gleichgewicht werde aufgehoben, eine neue Weltherrschaft sei im Anzuge.“ Schon am 6. Juli erklärte der Minister der auswärtigen Angelegenheiten,

der Herzog von Gramont, vor dem gesetzgebenden Körper in drohendem Tone, „der Marschall Prim habe dem Prinzen von Hohenzollern die spanische Krone angeboten, dieser sie angenommen; die französische Regierung werde nicht dulden, daß eine deutsche Macht eines ihrer Kinder auf den spanischen Thron setze; sie vertraue der Einsicht des deutschen Volks und der Freundschaft des spanischen; sollte jedoch ihre Erwartung nicht erfüllt werden, so werde sie ihre Pflicht thun." Vergebens ließ einer so rücksichtslosen Sprache gegenüber die preußische Regierung den Vertretern des norddeutschen Bundes die Mittheilung zugehen, sie habe sich jeder Einwirkung auf die spanische Königswahl enthalten, indem sie diese Angelegenheit als eine ausschließlich Spanien und den zunächst gewählten Thronkandidaten persönlich angehende jeder Zeit betrachtet und behandelt habe, wie das die Achtung vor der Unabhängigkeit Spaniens von selbst bedinge. Vergeblich erklärte der greise König Wilhelm dem französischen Botschafter Benedetti, er habe dem Erbprinzen keine Erlaubniß zur Annahme der Thronkandidatur ertheilt und könne eben so wenig einen Befehl zur Zurücknahme derselben ertheilen. Alles umsonst! „Die Echos des Rheins sind noch stumm, höhnten Pariser Tageblätter; hätte Preußen zu uns gesprochen, wie wir zu ihm, so wären wir schon lange unterwegs." Andere warfen in hämischer Weise dem Erbprinzen, von dem sie bisher nie gehört, Armuth und Mangel an Tapferkeit vor. Die französische Regierung wies wahrscheinlich in aller Stille den Botschafter an, den König persönlich zu verletzen — brusquez le roi — und ertheilte den Befehl, Transportschiffe in Bereitschaft zu halteu, um die afrikanische Armee von Algier nach Toulon überzusetzen. Da trat ein Zwischenfall ein, welcher überall den Glauben hervorrief, die ganze Streitfrage werde sich auf friedlichem Wege lösen. Der Erbprinz Leopold verzichtete am 11. Juli auf die spanische Thronkandidatur, weil er es mit seinen Gefühlen nicht vereinbaren konnte, Deutschland um seiner Person willen in einen furchtbaren Krieg zu stürzen und auch Spanien als Mitgift blutigen Kampf zu bringen. Schon freute sich Europa, daß der Friede gesichert sei. Auch die Chauvinisten schienen im

ersten Augenblicke durch die oft wiederholte Phrase befriedigt: „Preußen kriecht wie ein Hund zu Kreuze!“ Allein sie schlagen, zur Besinnung gekommen, wieder im Nu um; denn sie wollen ja den Krieg. Mit der Entsagung des Erbprinzen nicht zufrieden, läßt der Kaiser durch seinen Botschafter Benedetti an den König Wilhelm, welcher zur Kräftigung seiner Gesundheit im Bade Ems verweilte, die Forderung stellen: derselbe solle sich für alle Zukunft verpflichten, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn ein Hohenzoller auf die spanische Thronkandidatur zurückkommen sollte. Diese Zumuthung und die noch unverschämtere, der König möge einen entschuldigenden Brief an den Kaiser schreiben, erregten in Deutschland die höchste Entrüstnng. Auch das blödeste Auge sah, daß selbst die Erfüllung so erniedrigender Forderungen den Krieg nicht abwenden würde. Mit französischer Arglist ausgesonnen, sollten sie vielmehr in Süddeutschland Zweifel an der preußischen Ehrenhaftigkeit und Stärke hervorrufen. Doch das feine Gewebe ward unbarmherzig von deutscher Faust zerrissen. Als am 13. Juli der gleich einer Herbstfliege zudringliche französische Botschafter auf der öffentlichen Promenade des Badeorts dem Könige Erklärungen abzudringen versucht und nach einigen Stunden eine Audienz verlangt, um auf die am Morgen besprochene Angelegenheit zurückzukommen, lehnt der Fürst den Empfang des Franzosen ab und läßt ihm durch den Adjutanten vom Dienst sagen, er habe dem Botschafter nichts weiter mitzutheilen. Das war keine Beleidigung, doch die angemessene Zurechtweisung der französischen Unverschämtheit. Sie rief im Lager der Chauvinisten hellen Jubel hervor; denn nun endlich ist der Vorwand zn einem Kriege gefunden: „Unserm Gesandten die Thür gewiesen! Von Preußen beschimpft! Frankreich tödtlich beleidigt, dessen höchstes Gut seine Ehre ist! Dafür giebt es nur ein Wort „Krieg“, nur blutige Sühne auf dem Schlachtfelde! Auf, gehen wir an den Rhein und über den Rhein!“ so schallt es durch die Reihen der Kriegspartei. Dem entsprechend erklärte am 15. Juli der Siegelbewahrer Ollivier unter enthusiastischen und vielfach wiederholten Beifallsrufen vor dem gesetzgebenden

Körper: „Seit gestern haben wir die Reserven einberufen, und wir werden Maßregeln ergreifen, um die Interessen, die Sicherheit und die Ehre Frankreichs zu wahren." Wer von den Anwesenden ahnte wohl, welch' ein namenloses Unglück in diesem Augenblicke über sein Vaterland hereinbrach! Denn der Sache nach war damit der Krieg beschlossen. Ohne weitläuftige Verhandlungen, wie sie sonst vorauszugehen pflegen, ohne einen versuchten Friedenscongreß bricht der Sturm los. Man beginnt fast mit der Kriegserklärung, sonst dem Ende der Streitigkeiten. Sie wird, damit man auch der Form genüge, am 19. Juli in Berlin überreicht, die erste und einzige schriftliche Mittheilung, welche die preußische Regierung in dieser ganzen Angelegenheit von der französischen erhalten hat. Ein ruchloser Krieg ist damit unter einem ganz nichtigen Vorwande angekündigt. Zwei mächtige Nationen, bisher neben einander in den Werken des Friedens wetteifernd, wollen, über Nacht in einen Krieg gestürzt, auf Leben und Tod mit einander kämpfen. Dieser Waffengang wird, das fühlt ein Jeder, nach den Streitkräften, Waffen nnd Hülfsmitteln zu schließen, zu den furchtbarsten gehören, die jemals in der Weltgeschichte ausgefochten worden sind.

II.

Die wahren Ursachen des Krieges.

Weshalb griff man in Frankreich nach dem ersten besten Vorwande zum Kriege? Was brauchte die Regieruug denselben und brach ihn vom Zaun? Wie kam es, daß inmitten einer weit überwiegend friedlich gewordenen Nation eine kleine Kriegspartei mit ihrem wilden Geheul die abmahnenden Stimmen der Besonnenen und Verständigen übertäubte? Das lag in der totalen Verbildung des gesammten Volks, von der ja seine neuere Literatur ein trauriges Zeugniß ablegt, und in der verzweifelten Lage, in

welche der Kaiser gerathen war. Die französische Nation, von Natur eitel, am meisten aber auf Waffenruhm stolz, nannte sich seit den Zeiten des ersten Napoleon die große Nation und konnte nicht vergessen, was sie damals gewesen war. „Nur das gesammte Europa, sagte sich der Franzose, hat unsern großen Kaiser zu Fall gebracht. Aber selbst im Siege haben unsere Feinde, namentlich 1814 die Russen, uns als das durch Bildung hervorragendste Volk anerkannt, und, statt uns zu strafen, uns artig behandelt, ja uns zu Füßen gelegen. So haben wir selbst in unserer Niederlage gesiegt."

Auf die Vergangenheit stolz, glaubte der Franzose, noch immer der Civilisation voranzuschreiten und wiegte sich gern in diesen gefährlichen Traum ein. Er sah mit offenen Augen nicht, daß die Bildung Frankreichs mehr und mehr hinter der Deutschlands zurückblieb. Hier sind die Eltern vom Staate gezwungen, ihre Kinder in die Schule zu schicken; dort, wo kein Schulzwang existirt, hat die große Mehrzahl der Franzosen, darunter selbst Offiziere, nicht einmal das Lesen und das Schreiben gelernt. Sie sahen nicht ein, wie abhängig von Andern der ist, welcher die Elementargegenstände nicht versteht, wie gefährlich, wenn seine Phantasie mit Trugbildern erfüllt, seine Eitelkeit überreizt wird. In sich trägt er ja nicht das Mittel, der Unnatur zu steuern.

Ueber die höhere Schulbildung urtheilt der schärfste Beobachter französischer Schwäche also:

„Um in diesem Augenblicke nur von der Art des Unterrichts zu sprechen, welchen die französische Jugend seit dem Beginne dieses Jahrhunderts erhält, ist dieselbe etwas Anderes als eine ungeheure und unaufhörliche Lüge, die fortgesetzt wird, wann wir das Mannesalter erreicht haben, und die erst mit unserem Dasein aufhört? Denken Sie doch daran, wie wir erzogen worden sind, Sie und ich. Man sagte uns immer und wiederholte es noch, als wir reifer geworden waren: „Das französische Volk ist das größte Volk der Welt; wir sind die große Nation; die französische Armee ist die erste Armee der Welt, sie hat ganz Europa besiegt; der französische Richterstand hat nicht seinesgleichen; die französischen

Finanzen sind besser verwaltet, als die irgend eines anderen Landes; unsere Gelehrten, Dichter und Künstler haben in der ganzen Welt keine Nebenbuhler; das französische Volk ist das geistreichste Volk des Erdballs."

Zu dieser früh eingeimpften Selbsttäuschung kam die Erinnerung an die Katastrophe von Waterloo und ein brennendes Rachegefühl. An das große Unglück der französischen Waffen mahnten ihn fortwährend, den Haß schürend und die geschichtlichen Thatsachen entstellend, Dichter und Geschichtschreiber. „Rache für Waterloo", lautete viele Jahrzehnte das Stichwort der Parteienführer, Wiedergewinnen des linken Rheinufers!" Das hieß: Es muß der alte Waffenruhm und der Umfang des napoleonischen Kaiserreichs hergestellt werden! Wohl hatten späterhin die Siege an der Alma und bei Inkerman, und der Sturm auf den Malakof, noch mehr aber die Schlachten von Magenta und Solferino mächtig auf das Selbstbewußtsein des eitlen Volks gewirkt; es gab kein stolzeres Heer als das seine, keine genialeren Feldherren; nur die Möglichkeit einer französischen Niederlage zuzulassen, galt als Wahnsinn oder Landesverrath. Wohl hätten sich die Gemüther mit diesem erneuten Waffenglanze wegen des alten Waffenunglücks beruhigt, wäre nicht das Jahr 1866 gekommen. Als die Kunde von der großen Schlacht bei Sadowa erscholl, wo die Preußen das österreichische Heer zur Vernichtung geschlagen hatten, befiel sämmtliche Franzosen eine ebenso grenzenlose wie lächerliche Wuth. Die alte Wunde bricht plötzlich wieder auf. Der 3. Juli wird für ein ebenso großer nationaler Unglückstag angesehen wie der 18. Juni. Es scheint, daß nicht die Oesterreicher, sondern die Franzosen bei Sadowa geschlagen sind; wenigstens gebehrden sich die meisten so, und zwar in einer unsinnigen Weise. Selbst ein Minister spricht öffentlich von „patriotischen Beklemmungen." Seit jenem Tage aber hat es nicht mehr geheißen: „Rache für Waterloo!", sondern: „Rache für Sadowa!" Fast die gesammte Presse schürte den Brand, bis er lichterloh emporschlug. Dazu kam, daß, Dank sei es namentlich den Geschichtsbüchern von Thiers, den Franzosen ein einiges Deutschland ein Greuel war. Was sie

längst für sich errungen, worin sie 1859 die Italiener unterstützt hatten, eben dasselbe gestanden sie den Deutschen nicht zu. Deutschland, so war ihnen in Fleisch und Blut übergegangen, müsse zersplittert und schwach bleiben, damit Frankreich daraus Nutzen und Herrschaft ziehe und um so heller neben dem unscheinbaren Nachbar glänze; die altnapoleonischen Worte: „Existirte nicht schon ein so beschaffenes Deutschland, so müßten wir es schaffen" lebten in Frankreich fort. So trat zur Eitelkeit der Franzosen ihr Interesse. Um so tiefer verstimmte sie die Gründung des norddeutschen Bundes, einer Schöpfung voller Kraft und Lebensfülle mit dem Ziele, alle deutschen Stämme zu einem mächtigen deutschen Reiche zu vereinigen. Das war zu viel, das durfte nicht geschehen, auch der bei Sadowa geborne Bund mußte bei der ersten Gelegenheit aufgelöst werden. Die nationalen Ziele der preußischen Politik bezeichnete man mit dem gefälschten Ausdrucke „Fortstürmen auf der Bahn der Eroberungen" und suchte mit ihm das Ausland zu täuschen. Der Bruch zwischen der Regierung des norddeutschen Bundes und der französischen schien schon in der luxemburgischen Frage gekommen. Als nämlich im Februar 1867 der König von Holland dem Kaiser Napoleon sein Großherzogthum Luxemburg zum Verkauf anbot, ging der Letztere mit Freuden darauf ein. Obgleich der Handel zuerst in den Schleier des tiefsten Geheimnisses gehüllt wurde, theilte ihn nach einiger Zeit die holländische Regierung der preußischen mit, vielleicht deren spätere Rache befürchtend. Allein die Letztere weigerte sich mit Recht, zu einer Abtretung eines alten deutschen Landes, unter welcher Form sie auch geschehe, ihre Zustimmung zu geben. Dazu kam, daß, wenn das Großherzogthum mit seiner starken Festung in französische Hände gerieth, es mit der Sicherheit der Rheinprovinz und Belgiens schlecht stand. Da wich Napoleon, weil seine Rüstungen noch lange nicht weit genug vorgeschritten waren, für dieses Mal zurück und erklärte sich mit folgender Lösung der brennend gewordenen Frage zufrieden: das Großherzogthum Luxemburg behält seinen alten Herrn und wird neutrales Gebiet, dessen Neutralität die Großmächte verbürgen; die Festung dagegen soll von den

Preußen geräumt und von den Holländern geschleift werden. Von nun an wandte sich der Kaiser ganz der Verbesserung der französischen Waffen und Kriegseinrichtungen zu, unterstützt vor allem von seinem Kriegsminister Niel. Das Heer wurde ansehnlich vermehrt, und dem Fußvolke ein dem preußischen nachgebildetes, doch dasselbe in mehreren Beziehungen übertreffendes Gewehr, der Chassepot, in die Hand gegeben. Es ist diese Waffe der unsrigen durch ihre größere Leichtigkeit, weitere Tragweite und bedeutendere Schnelligkeit im Feuern so wie durch flachere Flugbahn der Geschosse ganz erheblich überlegen. Auch Mitrailleusen wurden erfunden, nachgebildet den ehemaligen Höllenmaschinen, mit einer Anzahl von Läufen, von hinten zu laden. Sie sollten in weiterer Ferne, wohin die gewöhnliche Kanone mit Kartätschen nicht mehr reicht, durch eine ähnliche Art der Geschosse wirken. Dennoch haben sie den Hoffnungen, die man vor dem Kriege auf sie setzte, nicht entfernt entsprochen, wenngleich sie bei den Proben, die man mit ihnen anstellte, furchtbare Verheerungen anrichteten. Ferner deuteten große Ankäufe von Pferden, Korn, Tuch, Leder, Blei, Salpeter, Schwefel auf die kriegerischen Ziele der französischen Regierung hin. Inzwischen rastete die Pariser Diplomatie keineswegs. Im Juli 1867 suchte sie sich in eine Streitfrage, die sie nichts anging, einzumischen, in die zwischen Preußen und Dänemark wegen einiger nordschleswig'schen Districte, über welche im Prager Frieden vom 23. August 1866 unklare Bestimmungen getroffen waren. Allein die preußische Regierung antwortete auf eine dahin zielende französische Note, sie verbitte sich allen Ernstes jede Einmischung in Fragen, die nur sie und Dänemark angingen. Abermals bebte Napoleon zurück, denn seine Rüstungen waren immer noch nicht beendet, und zum dritten Male 1868, wo eine Zeit lang unbestimmte, doch drohende Gerüchte umliefen. Erst 1870 fühlte er sich stark genug. Eben wollte er wegen des Bau's der Gotthard-Eisenbahn, den der norddeutsche Bund mit erheblichen Geldmitteln zu unterstützen eingewilligt hatte, den Krieg erklären: da kam ein besserer Vorwand, die spanische Thronfrage. Sieht nicht dieselbe wie eine dynastische aus, werden sich wohl die Süd-

deutschen für eine solche schlagen, werden sie nicht zu Anfang lieber neutral bleiben wollen und nach meinem ersten großen Siege auf meine Seite treten? Und ist ein erster Sieg zu bezweifeln, da ich dem ungerüsteten Gegnern gegenüber gerüstet bin und den vollen Vortheil des Angreifers habe?

Zu den Kriegsgründen der Masse des französischen Volks und der Chauvinisten traten noch persönliche hinzu, weshalb der an sich friedliche und noch dazu seit Jahren schwer unterleibskranke Mann vorwärts mußte. Warum brach er in diesem Augenblicke los, unbekümmert um die hereinbrechende Theurung, unbekümmert um das Verdammungsurtheil, das nach der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern ganz Europa über ihn aussprach? Einige meinen, eben die schlechte Ernte mache ein Ablenken der Gemüther nach außen nothwendig; es würden sonst innere Bewegungen entstehen, stark genug, den Kaiserthron über den Haufen zu stoßen. Sicherer aber ist, daß das sogenannte Plebiscit vom 8. Mai Napoleon in das Verderben trieb. Seit seinem Staatsstreiche vom 2. December 1851 hatte er so gut wie absolut regiert, denn sein Senat und sein gesetzgebender Körper bestanden fast nur aus seinen Werkzeugen. So glücklich auch in dem Krimkriege und in dem italienischen Feldzuge seine Waffen gewesen waren, ebenso sehr hatte nachher seine Politik herbe Demüthigungen erfahren: in Italien, in Mexiko, in Deutschland. Da kam er auf die Idee, den Franzosen ein wenig mehr Freiheit zu schenken, zugleich aber seinem jugendlichen Sohne die Erbfolge zu sichern. In dieser Absicht berief er aus den Reihen seiner Feinde den geschmeidigen Ollivier als Siegelbewahrer an die Spitze seines Ministeriums und legte den beiden Staatskörpern einige liberale Zugeständnisse vor. Seien diese angenommen, so solle darüber in letzter Instanz ganz Frankreich mit „ja“ oder „nein“ abstimmen. Wie ernst er diese Sache nahm, beweist, daß er in einem mit seinem kaiserlichen Namen unterzeichneten Schreiben jeden Franzosen für das „ja“ zu gewinnen suchte. So gelang es ihm, 7,336,434 Stimmen zu erhalten, indeß nur 1,560,709 mit „nein“ stimmten. Als dieses Resultat in Paris verkündet wurde, brach

ein großer amtlicher Jubel aus, und strahlten die festlich erleuchteten öffenlichen Gebäude in einem Flammenmeer. Aber dunkel sah es während dessen in dem Herzen des Kaisers und seiner Vertrauten aus. Denn die 1½ Millionen „nein" gehörten den größeren Städten und dem Heere an. Erstere, der Landbevölkerung gegenüber die höhere Bildung vertretend, wollten, das bedeutete ihre Abstimmung, nichts mehr vom Kaiserreiche wissen, welches das Geistesleben Frankreichs verkümmerte und erdrückte. Aber viel, viel schwerer wogen die 60,000 „nein" der Armee und Flotte. Denn jeder Soldat, der ungeachtet der strengen Disciplin so gestimmt hatte, erklärte sich damit für einen erbitterten Feind des Kaisers, nicht aber jeder von den übrigen für einen eifrigen Freund. Wie bald sind aus den 60,000 volle 100,000 geworden, wie bald wird es heißen: „Nieder mit dem Kaiser, auf nach den Tuilerien!" Der Thron hat einen Riß, es giebt nur ein Mittel, ihn wieder zu kitten, das heißt „Blut." Ist erst die wankende Treue des Heeres durch neuen Kriegsruhm befestigt, und die Eroberungssucht der Nation dnrch neue Provinzen befriedigt, dann geht es auch mit den Städten eine Weile weiter. Der letzte und einfachste Grund jedoch, weshalb sich der Kaiser schon im Sommer 1870 in den so lange vermiedenen Krieg stürzte, ist der: „Meine Armee ist jetzt durchweg mit dem Chassepot bewaffnet, in den Mitrailleusen habe ich eine Waffe, die der Feind nicht führt, die übrigen Vorbereitungen sind getroffen. Auf jetzt zu einem Kriege, der um der Ehre Frankreichs willen schon 1866 geführt werden mußte, allein Preußens überlegenen Waffen gegenüber nicht geführt werden konnte!"

III.

Napoleon III. und die Chauvinisten.

Welcher Natur der kaiserliche Feind Deutschlands war, erhellt am klarsten aus seiner Vergangenheit und aus den Männern seiner Umgebung.

Louis Napoleon Bonaparte, zweiter Sohn des ehemaligen Königs Louis Bonaparte von Holland und der Hortense Beauharnais, der Stieftochter des Kaisers Napoleon I., ist am 20. April 1808 geboren. Seine Jugend verlebte er nach dem Sturze des Kaiserreichs mit seiner Mutter in Augsburg und dann in Arenenberg im schweizer Kanton Thurgau. Hier in das eidgenossische Heer eingetreten, studierte er unter Leitung des Generals Dufour die Artillerie-Wissenschaft. Heimlich in den Bund der Karbonari aufgenommen, nahm er 1831 mit seinem älteren Bruder an einem Aufstande in Italien Theil; letzterer fiel, von einem österreichischen Reiter, wie die Sage geht, niedergehauen, oder starb auf der Flucht, wie andere sagen, an den Masern. Der jüngere Bruder entkam unter großen Gefahren, begab sich nach England und kehrte von dort nach Arenenberg zurück, wo er sich von Neuem wissenschaftlich beschäftigte, namentlich mit politischen Arbeiten. Er stand ja jetzt nach dem Tode des Herzogs von Reichstadt, des nach langem Siechthume in das Grab gesunkenen jugendlichen Sohnes des Kaisers, und nach dem seines älteren Bruders als das Haupt der Bonapartisten da. Diese noch immer mächtige Partei benutzte die Unzufriedenheit eines Theils der Franzosen mit der Regierung Louis Philipps. Dieselbe sei, ließ sie nicht ab, der leichtgläubigen Menge zu predigen, weil sie friedlich und glanzlos war, feig, schwach und langweilig; diese und ähnliche Worte fanden bei vielen Franzosen Gehör. So kam denn Louis Napoleon zu dem Glauben, sein Erscheinen werde wie das seines großen Oheims von 1815 genügen, eine napoleonische Erhebung der Armee und des Volks hervorzurufen. Von einigen Mitver-

schworenen begleitet, betrat er am 30. October 1836 eine Artillerie-Kaserne in Straßburg und wurde von den Artilleristen mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!“ empfangen; allein die Infanterie blieb fest, und Louis war gefangen. Der milde Louis Philipp sandte den Verwegenen, der die Hand nach seiner Krone ausgestreckt hatte, ohne daß ein gerichtliches Verfahren gegen ihn eingeleitet wurde, nach Nord-Amerika. Von dort kehrte er abermals nach der Schweiz zurück, mußte diese jedoch verlassen, da die französische Regierung drohend seine Auslieferung verlangte, und begab sich nach England. Am 6. August 1840 landete er, von seinen Plänen nicht ablassend, mit 60 Personen bei Boulogne; ein gezähmter Adler, den er lächerlicher Weise mitgenommen hatte, sollte in den Franzosen den Glauben an seine göttliche Sendung erhöhen. Allein auch dieses Unternehmen scheiterte. Da sich die Zollbeamten auf die Gruppe der Verschworenen am Strande warfen, stürzte alles in wilder Flucht in ein Boot. Dasselbe schlug um, Louis fiel mit in das Wasser, wurde jedoch wieder herausgezogen und in sicheren Gewahrsam gebracht. Der Pairshof, vor den ihn jetzt der König stellte, verurtheilte ihn zu lebenslänglicher Haft. So saß er denn lange Zeit in einem einsamen Kerker auf dem Schlosse Ham, wiederum mit politischen und militairischen Schriften beschäftigt. Mit Staunen vernahm die Welt, daß der Gefangene am 25. Mai 1846, als Maurer verkleidet, entflohen und glücklich nach England gelangt sei. Als nun am 24. Februar 1848 die Dynastie Orleans durch die Februarrevolution entthront, und die Republik erklärt war, wurde Louis zum Deputirten für die Nationalversammlung gewählt und trat im September in dieselbe ein. Seine Partei stellte ihn sofort als ihren Kandidaten für die Präsidentur auf und wirkte mächtig auf die Massen durch den Zauber des Namens Napoleon. So geschah es, daß sein Gegner, der tapfere und redliche General Cavaignac, nur 1½ Millionen Stimmen, dagegen der Prinz 5½ erhielt. Am 20. December wurde der Letztere zum Präsidenten proklamirt und aufgefordert, den Eid auf die Verfassung zu leisten. Da schwur er freiwillig, er wolle der einen und untheilbaren demokratischen

Republik treu bleiben. Sann er etwa schon damals darauf, diesen Eid zu brechen? Das ist nach weniger als drei Jahren geschehen. Seit dieser Zeit innerlich gebrochen und haltlos, hat der meineidige Mann Krieg auf Krieg heraufbeschworen, bis die Vergeltung hereingebrochen ist. Jetzt mußte er, anstatt den schlechten Neigungen der Franzosen eine bessere Richtung zu geben, denselben Folge leisten und dadurch sich selbst seinen Sturz bereiten. Vor allen aber ist Frankreich durch diesen Meineid unglücklich geworden. Er geschah durch den Staatsstreich am 2. December 1851, dem Jahrestage der Schlacht bei Austerlitz. Nachdem er in den Jahren vorher den Massen geschmeichelt, die Soldaten durch Bankette an sich gezogen und in ihnen Hoffnungen auf Ruhm und Beute erweckt hatte, ging er mit Hülfe seines neuernannten Kriegsministers, St. Arnaud, an das Werk. Bei Nacht wurden die republikanisch oder orleanistisch gesinnten Generale in ihren Betten überfallen und verhaftet, die Nationalversammlung für aufgelöst erklärt, das allgemeine Stimmrecht hergestellt, Urversammlungen verheißen, um über eine Verfassung abzustimmen, und der Belagerungszustand über Paris verhängt. Als sich am Morgen die Abgeordneten versammelten, verhaftete sie die Polizei und führte sie in Zellenwagen nach dem Gefängnisse; da sich am 3. und 4. December die Pariser erheben wollten, ließ sie der Präsident, der Bewegung zuvorkommend, durch ein mörderisches Geschützfeuer niederschmettern. Darauf befahl er, die Häupter der republikanischen Partei in Frankreich, so viele noch nicht hatten entkommen können „um der allgemeinen Sicherheit willen" ohne Urtheil und Recht nach Cayenne zu deportiren; hier ist ein großer Theil von ihnen dem gelben Fieber erlegen. Die Massen, ihrer Führer beraubt, verlängerten bei der Abstimmung im December die Regierungsgewalt des Präsidenten auf zehn Jahre. Bei einer Rundreise im nächsten Sommer äußerte er, da ihn die ländliche Bevölkerung freudig begrüßte: „Das Kaiserreich ist der Friede!" Damit wollte er die Massen anregen, Bittschriften um dessen Wiederherstellung einzusenden, nnd dem Auslande Sand in die Augen streuen, das mit ernsten Bedenken einen neuen Napoleon

die blutigen Stufen des Thrones hinaufsteigen sah; konnte er wohl in Zukunft friedlich regieren, selbst wenn er jetzt wollte? Auch erkannten, als am 2. December 1852 der Präsident zum Kaiser der Franzosen proklamirt ward, die auswärtigen Mächte nur zögernd den Emporkömmling an. Hatten sie ja doch vor 37 Jahren seinen Oheim geächtet und dessen Familie für immer vom Throne ausgeschlossen. Ahnten sie, daß der Neffe bald systematisch darauf ausgehen werde, sie nach dem uralten Grundsatze „divide et impera" von einander zu trennen und einzeln zu besiegen? Sein Ingrimm gegen dieselben wuchs, als ihr geheimes Entgegenwirken ihn verhinderte, eine Fürstin als Frau heimzuführen. Da jedoch seiner Umgebung, die mit ihm zusammen Hals und Kragen daran gesetzt, um ihrer eigenen Sicherheit willen eine Ehe und ein Erbe nothwendig erschien, so heirathete er 1853 eine Spanierin, Eugenie Montijo, Herzogin von Theba; aus dieser Verbindung ging am 16. März 1856 ein Thronfolger hervor, der Prinz Napoleon Eugen. Schon im Jahre nach seiner Verheirathung, 1854, fand Napoleon III. Gelegenheit, sich an Rußland zu rächen. Der Kaiser Nikolaus hatte seine Truppen den Pruth überschreiten lassen, offenbar mit dem letzten Ziel, die Türken aus Europa zu verjagen und im weitesten Umfange das oströmische Reich wieder herzustellen. Darüber erklärten ihm England und Frankreich den Krieg. In demselben, dem Krimkriege, erfochten die Franzosen in erster Linie die Siege an der Alma den 20. September und bei Inkermann den 5. November und erstürmten nach einer der blutigsten Belagerungen und Vertheidigungen von 11 Monaten Länge das Hauptbollwerk der Feste Sebastopol, den Malakowthurm, am 8. September 1855. Damit fiel die Feste, und zugleich ward die russische Flotte auf den Grund des Meeres versenkt. Im folgenden Jahre, 1856, schloß der Kaiser, der inzwischen ruhig zu Hause geblieben war, im Verein mit der englischen Regierung den für Rußland ungünstigen Frieden von Paris. Doch nur drei Jahre ließ den kaiserlichen Verschwörer seine eigene Vergangenheit rasten. Denn im Januar 1858 warfen italienische Flüchtlinge, Orsini an ihrer Spitze, Handgranaten gegen den Wagen des Kaisers, als

derselbe mit seiner Frau zur Oper fuhr. Ein furchtbares Krachen ertönte, Pferde und Menschen stürzten, von den Splittern getroffen, blutend zu Boden, das Kaiserpaar blieb unversehrt. Das Attentat sollte die Rache dafür sein, daß Louis Napoleon, seinem Eide als Carbonaro ungetreu, die römische Republik vernichtet hatte und gemeinsam mit Oestreich Italien unterdrückte. Zwar bestiegen zwei der Verschworenen das Blutgerüst, und wurden die anderen deportirt. Allein dem Kaiser, dessen Leben durch die übrigen Mitglieder der Verschwörung fortwährend in Gefahr schwebte, blieb nichts übrig, als sich mit Sardinien im Bunde in den Krieg gegen Oestreich zu stürzen. Das war der zweite Staat, der an die Reihe kam, und der zweite Krieg des Kaiserreichs. Mit dem Rufe des dieses Mal zur Armee eilenden Kaisers: „Italien frei bis zur Adria!“ unternommen, dauerte er nur kurze Zeit und erreichte nur halb das gesteckte Ziel. Am 4. Juni 1859 bei Magenta und am 24. Juni bei Solferino geschlagen, trat der Kaiser von Oestreich schon am 8. Juli an Napoleon die Lombardei ab, die derselbe seinem Verbündeten, Victor Emanuel, überließ. Der Friede von Zürich, am 10. November desselben Jahres geschlossen, bestätigte jenes Abkommen, ließ also das an die Adria stoßende Venetien den Oestreichern. Beide Parteien hatten ihre Gründe, sich so schnell zu vereinigen. Denn die östreichische Regierung mißgönnte der preußischen, welche eben nach dem Rhein marschiren ließ, die Führung der deutschen Heere und das daraus hervorgehende Uebergewicht in Deutschland und opferte lieber eine Provinz. Dagegen scheute sich der Kaiser Napoleon einerseits vor dem uneinnehmbaren Festungsvierecke, vor dem sein Heer nach der Schlacht bei Solferino stand, andererseits vor der vereinten, von Preußen geführten deutschen Macht und begnügte sich mit der Hälfte des Angestrebten. Dazu hatte er in diesem Feldzuge klar eingesehen, wie wenig er von der strategischen Begabung seines großen Oheims hatte. Die Diplomatie überwog in diesem zweiten großen Kriege das Militairische. Aeußerten damals doch die französischen Offiziere, und widerhallte es in allen Blättern: „Unser Kaiser führt seine Kriege als Verschwörer, nicht als Soldat!“

Derselbe bebte vor dem dritten großen eilf volle Jahre zurück und stürzte sich, um seine Armee zu beschäftigen und der Ruhmsucht seines Volks zu fröhnen, in minder gefahrvolle Unternehmungen. Soll er doch früher, auf Schloß Ham, geäußert haben, Frankreich brauche alle drei Jahre einen Krieg. So unternahm er die abenteuerliche mexikanische Expedition in den Jahren 1862 bis 1867. Während er sich bisher das doppelte Verdienst erworben hatte, im Krimkriege, das drückende Uebergewicht Rußlands über Europa zu brechen, im italienischen, Italien den Weg zur Einheit zu zeigen, ging er in Mexiko den entgegengesetzten Weg, den der Ultramontanen. Um diese Republik zu stürzen, an deren Spitze der Präsident Juarez stand, das Haupt der mexikanischen Liberalen, überredete er den schwachen, doch ehrgeizigen Erzherzog Maximilian von Oestreich, dort die Kaiserkrone anzunehmen. Zugleich verpflichtete er sich, denselben durch französische Bajonette zu stützen, bis der Erfolg gesichert sei. Als ihm aber nach unsäglichem Blutvergießen nnd nach ungeheuren Kosten die Republik der vereinigten Staaten mit Krieg drohte, wenn er nicht aufgäbe, auf dem Boden Nordamerikas eine Monarchie zu errichten, so zog er seine Truppen zurück. Von seinem falschen Freunde in die Falle gelockt und dann preisgegeben, fiel der unglückliche Maximilian, der für ehrlos hielt, seine Anhänger zu verlassen, in die Hände seiner erbitterten Feinde und wurde am 19. Januar 1867 in Queretaro standrechtlich erschossen. So hielt der Mann auf dem Throne Frankreichs sein gegebenes Wort; er fürchtete sich außer vor Nordamerika noch vor seinem eigenen Lande, welches die mexikanische Expedition längst verabscheute. Bald lud er auch den Haß Italiens auf sich, dem er zwar die Lombardei verschafft hatte, dessen nationaler Einigung er dagegen später, wo er nur konnte, entgegentrat. Als im Spätherbste 1867 Garibaldi mit dem Kriegsrufe: „Rom oder Tod!“ aufbrach, eilten französische Truppen den päpstlichen zur Hülfe und schlugen die schlecht bewaffneten Freischaaren am 3. November bei Mentana zur Vernichtung. Ueber tausend lagen, durch das mörderische Feuer der Chassepots hingestreckt, die hier zum ersten Male ihre

Furchtbarkeit entfalteten, todt auf dem Schlachtfelde da. So war Rom noch einmal dem Papst gerettet, doch Napoleon dem italienischen Volke verhaßt geworden. Auch in Frankreich genügten nach dem großen preußischen Siege bei Sadowa kleinere Unternehmungen nicht mehr der Kriegspartei. Sie drängte immer stärker zum dritten großen Kriege, dem wahren, wie sie ihn nannte, dem gegen Deutschland. Obgleich sich der Kaiser dagegen auf das Aeußerste sträubte, verlor er den Chauvinisten gegenüber allen Halt, als die Kriegsrüstungen beendet schienen, und die Volksabstimmung vom 8. Mai 1870 der Erbitterung in der Armee Ausdruck gab. Da hieß es: „Auf, zum Rhein! Entweder das linke Rheinufer oder der Untergang des Hauses Napoleon!“ So war die Vergangenheit des Mannes, der am 19. Juli Preußen den Krieg erklärte, so seine Begabung und sein Charakter. Andererseits wiederholte die von den Jesuiten geleitete Kaiserin Eugenie in ihrer grenzenlosen Kurzsichtigkeit kurz vor dem verhängnißvollen Moment die Worte: „Dies wird mein Krieg sein, mein kleiner Krieg!“

An der Spitze der Kriegspartei stand ursprünglich der Marschall St. Arnaud, der Haupturheber des Staatsstreichs, war jedoch schon zu Anfang des Krimkrieges an der Cholera gestorben. Auch ein zweiter bedeutender Chauvinist, der Marschall Niel, dessen Rathschläge zum Fall von Sebastopol führten, der ferner die Vergrößerung und Neubewaffnung des französischen Heeres durchgesetzt hatte, erlebte den Ausbruch des dritten großen Krieges nicht mehr. Seine Stelle, die des Kriegsministers, nahm seit 1869 das Haupt der Kriegspartei ein, der Marschall Leboeuf. Schon hatte derselbe als Oberst den Krimfeldzug mitgemacht, als Divisionsgeneral den italienischen; jetzt dankte er als Kriegsminister ab und übernahm die strategische Leitung der Rheinarmee. Von ihm sagt rühmend ein kaiserlich gesinntes Blatt:

„Dieses ist eine Capacität und eine Sympathie, ein Verwaltungstalent und ein Feldherr, ein Wort und ein Degen. Seine Gestalt gehört zu den martialischesten, er ist groß, fest und gegossen wie eine Kanone, mit einem guten, dicken, stolz auf breiten Schultern ruhenden Kopfe. Wohlwollen, Offenheit und Treue

stehen auf seinem Gesichte geschrieben. Die Stirn ist breit und ruhig, das Auge mild, der Blick fein. Die Nase ist etwas breit, das Nasenloch gut geöffnet, edelmüthig. Das Gesicht ist rund, voll, lächelnd; die Backen gesund und gleichsam durch Grübchen erheitert; kurz unbeschreiblich sympathisch und strahlend. Der Bart hat etwas Olympisches, und, wenn der Gott Mars einen Schnurrbart getragen hat, so war derselbe wahrscheinlich durchaus dem des Marschall Leboeuf ähnlich. Diesen Schnurrbart da, seht Ihr, könnte man zweimal um Herrn von Bismarck schlingen; er würde genügen, um die beiden Ufer des Rheins zu verbinden. Dieser Schnurrbart gleicht auch zweien, über den Lippen gekreuzten Degen, und diese Aehnlichkeit ist so täuschend, daß man darnach greifen möchte, um damit zu fechten. Der Kinnbart steht vor wie ein Vorgebirge und ist so breit, so buschig, daß es nicht unmöglich erscheint, einen Kriegsgefangenen darin zu interniren. Die Schulterbreite ist prachtvoll, militairisch gewandt. Diese Schultern sind gemeißelt für Generals-Epauletten; diese Brust ist gemacht, um Kugeln zu trotzen oder mit Orden bedeckt zu werden. Die Hand ist elegant, fett; der Fuß fest; der Gang durchaus tapfer und die Haltung so militairisch, daß der Marschall in Trauer zu sein scheint, wenn er Civilkleider trägt. Doch trägt er auch diese Kleidung mit viel Leichtigkeit und einer gewissen, etwas massiven Eleganz, die nicht ohne Reiz ist. Aber solch ein Schnurrbart wird nie zu einem Bürgerrock passen; es gehört nothwendig eine Uniform dazu. Der Marschall ist sehr unterrichtet in seiner Kunst und Meister in jener schrecklichen Waffe, die man Artillerie nennt. Niemand weiß besser wie er, wo diese Flintenkugeln hinreichen, wo jene Bombe platzen kann, wie viele Preußen diese Geschützkugel niederstrecken wird. Er kennt alle Kriegsmaschinen, ihre Schußweite, ihre Wirksamkeit; die Mitrailleusen haben für ihn kein Geheimniß. Sein Louvre ist das Waffen-Museum, seine Kunstwerke sind die Kanonen, seine Sätze gehen los wie Revolverschüsse, und seine Reden, viel kürzer als sein Schnurrbart, endigen wie ein Trommelwirbel."

So sah nach einer Schilderung einer bonapartistischen Zeitung

der erste Held des zweiten Kaiserreichs aus, das waren Eigenschaften, die den heutigen Franzosen gefallen konnten. Als ein ernster, energischer Charakter stand der Marschall Mac Mahon da, doch nicht als Talent. Ursprünglich zur legitimistischen Partei gehörig, näherte er sich später der kaiserlichen. Er zeichnete sich beim Sturm auf den Malakowthurm aus, er befreite in der Schlacht von Magenta den Kaiser an der Brücke von Buffalora aus großer Gefahr und erhielt dafür den Titel eines Herzogs von Magenta. Später bekleidete er mit wenig Geschick und Glück die Stelle eines General-Gouverneurs von Algerien. Der Marschall Canrobert, eine zur Kleinlichkeit neigende und sich allzu stark geltend machende Persönlichkeit, galt bei Hofe als blinder Anhänger des Hauses Bonaparte viel. In noch höherem Ansehen stand der Marschall Bazaine, von seinen Soldaten „der Stallknecht“ geheißen, der einst in Mexiko wie ein Sultan auftrat und den Kaiser Maximilian verrieth. Doch den schlimmsten Ruf hatte sich der General Montauban, später Graf Palikao geheißen, auf einem Zuge gegen Peking erworben. In den Sommerpalast des Kaisers, die Perle des chinesischen Reichs, eingebrochen, fand er vor, was es in China an Kostbarem oder Kunstvollen irgend geben mochte. Da ließ er zu, daß eine dreitägige Plünderung stattfand; was nicht fortgeschleppt werden konnte, zertrümmerte man oder schlitzte es auf. Es sah in den prächtigen Räumen aus, als ob darin eine Horde von Wilden gehaust habe. Gold, Perlen, Juwelen, Seidenstoffe wurden massenhaft geraubt, und der Raub in Paris versilbert; einzelne Offiziere nahmen im Werthe von 26,000 Thlrn. mit nach Hause, der General in dem von einer halben Million. Selbst die Kaiserin trug kein Bedenken, Kostbarkeiten anzunehmen, die ihr Montauban aus dem Sommerpalaste mitgebracht hatte. Als für ihn jedoch eine Nationalbelohnung beantragt werden sollte, weil er die Fahnen Frankreichs bis nach Peking getragen habe, da wich selbst der gesetzgebende Körper schamroth zurück, so daß der Antrag zurückgezogen werden mußte. Zur Hofpartei gehörten noch: Frossard, ein gelehrter Mann, Erzieher des Prinzen, stark Höfling; Bourbaki, Befehlshaber der Kaisergarde, ein ungestümer

Draufgänger; du Failly, ohne besondere Befähigung und Schnelligkeit des Entschlusses; Baraguay d'Hilliers, militairisch ebenso wenig bedeutend, doch voll von Haß gegen Preußen. Unter allen diesen Männern ragte, wie die Geschichte in wenigen Wochen gezeigt hat, an achtungswerthem Charakter nur der Marschall Mac Mahon hervor, an strategischem Talent Niemand. Sie hatten keine Ahnung davon, mit welchen preußischen Heerführern sie zu streiten haben würden, daß es noch die Helden von 1866 seien. Sie ahnten noch weniger, wie über alle Maaßen unbrauchbar sich der Chef ihres Generalstabes gegenüber dem stillen, bescheidenen Lenker des Schwertes, dem preußischen Moltke, zeigen werde. Im letzten Augenblicke schlugen ihnen die Wogen über dem Kopfe zusammen und rissen sie mit ihrem Kaiser in den Abgrund.

IV.

Der erste Eindruck der französischen Kriegserklärung und die Antwort Deutschlands.

Als am 16. Juli die Morgenblätter die ungeheure Kunde: „Der Sturm ist herauf!" durch Deutschland trugen, da fuhr so mancher einen Augenblick zusammen. Es war nicht vor Furcht, vor Kampfeslust, nein, das deutsche Volk fühlte zuerst ein ungeheures Etwas vor sich, durch das Blut und Brand roth durchleuchteten. Allein schon im nächsten Augenblicke sprachen hunderttausend Zungen für sich: „Nun, da es sein muß, auf, an den Rhein!" Winkten doch zwei hohe Ziele, von denen eines ausgereicht haben würde, ein tapferes Volk zu begeistern: die Vertheidigung des Vaterlandes und die Wiederherstellung der deutschen Einheit in ihrem vollen Umfange.

Dem Könige Wilhelm ging die Nachricht, wie er die französische Anmaßung und Arglist zurückgewiesen und sein Hausrecht gewahrt habe, da er am 15. Juli aus Bad Ems nach Berlin

zurückkehrte, mit Blitzesschnelle vorauf. Ueberall an den Bahnhöfen begrüßte die Bevölkerung, die von nah und fern zusammenströmte, jubelnd den Helden von Königgrätz, vor allem in Kassel, der Hauptstadt einer neuen Provinz. Tief gerührt über den enthusiastischen Empfang gerade hier, setzte er seine Reise fort und erfuhr in Brandenburg, wohin ihm der Graf Bismarck entgegen gereist war, daß der Krieg bereits in Paris beschlossen sei. Sofort ward der Befehl zur Mobilmachung sämmtlicher Streitkräfte des norddeutschen Bundes ertheilt. Gegen neun Uhr Abends langte der Zug in Berlin an, wo unabsehbare Volksmassen die Straßen durchwogten. Hier wußte man bereits die Lage der Dinge, hier stiegen die Wellen der Begeisterung bis zum höchsten Punkte. Ueberall stürmische Hurrahs und Lebehochs, und dazwischen die Klänge des Preußenliedes, des Heil dir im Siegerkranz, der Wacht am Rhein. Die Fahrt des Königs durch die beleuchteten, mit Fahnen und Blumen geschmückten Straßen, geleitet von hunderten von Wagen, glich dem Triumphzuge eines heimkehrenden Siegers, nicht der eines Kriegsmannes, der in Noth und Tod hinaus muß. Noch nie hat sich das ganze Deutschland so eng um sein Haupt geschaart. Denn auch die neuen Provinzen, wo Frankreich auf Ausbrüche der Unzufriedenheit gerechnet hatte, loderten in heller Begeisterung auf, noch stärker Süddeutschland. Hier erwartete Napoleon, durch seine geheimen Agenten getäuscht, einen vorsichtigen Abfall Baierns, Würtembergs und Hessen-Darmstadts von der deutschen Sache aus Haß gegen Preußen. Aber gerade hier, wo das Blut schneller rollt als im Norden, riß die nationale Idee mit unwiderstehlicher Kraft Fürsten, Heere und Völker mit sich fort und schlug die Brücken über den Main. Sie streifte das Gemeine von den Menschen ab, sie machte dieselben reiner und besser. Diese heiligen Stunden, in denen dem deutschen Volke wie an einem hohen Feiertage war, werden ihm ewig unvergeßlich sein. Und weiter ging der Strom. Ueberall in Europa, in Amerika und Asien, wo immer nur Deutsche wohnen, wohin nur der Telegraph reichte, sofort dasselbe Gefühl. Sie, zerstreut über die weite Welt, doch geistig eins mit dem deutschen Vaterlande

geblieben, boten demselben reiche Summen; tausende eilten aus weiter Ferne, aus Frankreich, England, selbst aus Amerika herbei, die Waffen zu ergreifen. Nur Stunden, nicht Tage sind verflossen, und sämmtliche Deutsche sich ihrer Zusammengehörigkeit bewußt worden. Auch zweifelt niemand, trotz des Vortheils, den der tückische Ueberfall den Franzosen bietet, an dem Siege des deutschen Rechts, das alle übrigen Völker anerkennen müssen, so neidisch sie auch auf das siegreiche Preußen sind. Denn wenn im Jahre 1813 nur vier Provinzen, arm, zertreten, verzweifelnd, sich mit dem unerschütterlichen Entschlusse: „Sieg oder Untergang!“ gegen einen Kriegsmann sonder gleichen erhoben und siegten, wie viel mehr vermag da das reich gewordene gesammte Deutschland, dem das starke Preußen nur noch mit dem Rufe: „Sieg!“ die Sturmfahne voraufträgt! Mag auch die blutige Entscheidung eine ganz andere werden als die von 1866, mag auch der Kampf einem Volke gelten, dessen Geschichte überreich an den größten kriegerischen Erfolgen ist, das, zum ersten Male seit der Römerzeit, die Hand nach der Weltherrschaft ausgestreckt hat: die deutsche Kraft wird über die französische obsiegen, das deutsche Recht über den listigen Verschwörer. Denn daß der Kaiser der Franzosen noch immer auf der alten Fährte ist, zeigt sich jetzt zum Erstaunen und Schrecken Europas, das nicht geahnt hat, auf welchem Vulkan es ruhe. Es erfuhr am 26. Juli, daß sich in den Händen der preußischen Regierung ein von dem französischen Botschafter Benedetti geschriebener Vorschlag zu einer Defensiv- nnd Offensiv-Allianz zwischen Frankreich und Preußen befinde. Der Zweck dieses Bündnisses sollte der sein: Beide Mächte garantieren sich die Integrität ihres Gebietes: Frankreich reißt Belgien an sich; Preußen verleibt Süddeutschland in den norddeutschen Bund ein; beide vereinigen ihre gesammten Streitkräfte gegen jede Macht, die Einspruch erhebt. Jetzt wurde auch klar, daß seit 1862 die französische Regierung ähnliche Verhandlungen gepflogen hatte, und zwar gleichzeitig mit Preußen, Oesterreich und Italien, um mit Hülfe des Einen den Andern zu berauben. Piemont, die Insel Sardinien, die französische Schweiz, Luxemburg, Belgien waren wechselnd die Ziele der

napoleonischen Eroberungspolitik, deren Gemeingefährlichkeit jetzt grell an das Licht trat. Weshalb wurde derselben nicht früher die Maske abgerissen? Die Vernichtung jeder französischen Hoffnung durch Preußen gefährdete augenblicklich den Frieden, der ganz besonders im Interesse Deutschlands lag. Bedurfte es nicht der Zeit, die drei neuen Provinzen Schleswig-Holstein, Hannover, Hessen-Nassau moralisch zu befestigen und die Verfassung des norddeutschen Bundes erstarken zu lassen? Konnte nicht der Kaiser, der mehrmals bedenklich erkrankte, sterben, konnte er nicht auf dem wankenden Boden Frankreichs gleichwie seine Vorgänger stürzen? Jeder Aufschub stärkte nicht nur die Kraft Deutschlands, sondern gewährte auch die Möglichkeit, die beiden Nachbarvölker von einem kulturverderblichen Riesenkampfe abzubringen. Sind doch auch erst vier Jahre vergangen, daß preußisches Blut in Strömen geflossen ist, sind doch auch noch nicht einmal alle Wunden geheilt, welche damals geschlagen wurden! Allein es sollte anders kommen, als der große preußische Staatsmann gehofft hatte, und das lebende Geschlecht in wenigen Jahren zweimal das durchmachen, was sonst nur in viel größeren Zwischenräumen den Völkern auferlegt ist, für seine Unabhängigkeit oder Ehre einzutreten. Besonders schwer mag dieser Gedanke auf dem dreiundsiebenzigjährigen Könige gelastet haben, der seit seiner frühen Jugend genug des Kampfes und Sieges gesehen, genug der blutigen Lorbeern gepflückt hatte. Unmittelbar nach der Mobilmachung der Streitkräfte des norddeutschen Bundes, der ersten Antwort auf die Vorgänge in dem gesetzgebenden Körper Frankreichs, forderte er die süddeutschen Regierungen auf, den mit ihm 1866 abgeschlossenen Trutz- und Schutzbündnissen nachkommend, gleichfalls zu mobilisieren. Sie schwankten nicht und säumten nicht. Wenn auch ängstlicher Zweifel fragte: „Wird sich diese Einigkeit bewähren, wird sie auch das Mißgeschick einer ersten Niederlage überdauern?“, so war dennoch für den Augenblick der norddeutsche Bund zu Ende, und das Wort erfüllt: „Das ganze Deutschland soll es sein!“ Zum zweiten berief der König den Reichstag des norddeutschen Bundes auf den 19. Juli nach Berlin, damit dieser die Mittel

zur Führung des Krieges bewillige. In der Thronrede, die er, das Haupt mit dem Helm bedeckt, im weißen Saale des Schlosses mit lauter und kräftiger Stimme hielt, sprach er:

„Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heut, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die deutschen Stämme je länger, desto inniger verbindet; heut, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Oeffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewaltthat.

Es ist keine Ueberhebung, welche Mir diese Worte in den Mund legt. Die verbündeten Regierungen, wie Ich Selbst, Wir handeln in dem vollen Bewußtsein, daß Sieg und Niederlage in der Hand des Lenkers der Schlachten ruhen. Wir haben mit klarem Blicke die Verantwortlichkeit ermessen, welche vor den Gerichten Gottes und der Menschen den trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europas zu verheerenden Kriegen treibt"; und am Schlusse:

„Die Machthaber Frankreichs haben es verstanden, das wohlberechtigte aber reizbare Selbstgefühl unseres großen Nachbarvolkes durch berechnete Mißleitung für persönliche Interessen und Leidenschaften auszubeuten.

Je mehr die verbündeten Regierungen sich bewußt sind, Alles, was Ehre und Würde gestatten, gethan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat: mit um so größerer Zuversicht wenden Wir uns, gestützt auf den einmüthigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes mit dem Aufrufe zur Vertheidigung seiner Ehre und seiner Unabhängigkeit.

Wir werden nach dem Beispiele unserer Väter für unsere Freiheit und für unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Er-

oberer kämpfen und in diesem Kampfe, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europa's dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unsern Vätern war."

Als unmittelbar darauf der Reichstag zu einer Sitzung zusammentrat, und der Bundeskanzler die Mittheilung machte, daß ihm so eben die förmliche Kriegserklärung Frankreichs eingehändigt worden sei, begrüßte die Versammlung die inhaltschweren Worte mit minutenlangem stürmischen Beifallsruf und Händeklatschen. Weg ist der letzte Druck auf das Herz der Nation, frei schlägt es jetzt nnd freudig der Zukunft entgegen. In diesem Gefühl antwortete der Reichstag auf die königlichen Worte:

„Wie in der ruhmreichen Zeit der Befreiungskriege zwingt uns auch heut wieder ein Napoleon in den heiligen Kampf für unser Recht und unsere Freiheit.

Wie damals, so werden heut alle auf die Schlechtigkeit und die Untreue der Menschen gestellten Berechnungen an der sittlichen Kraft und dem entschlossenen Willen des Deutschen Volkes zu Schanden.

Der durch Mißgunst und Ehrsucht irre geleitete Theil des französischen Volkes wird zu spät die böse Saat erkennen, welche für alle Völker aus dem blutigen Kampfe emporwächst.

Dem besonnenen Theile dieses Volkes ist es nicht gelungen, das gegen die Wohlfahrt Frankreichs und das brüderliche Zusammenleben der Völker gerichtete Verbrechen zu verhüten.

Das Deutsche Volk weiß, daß ihm ein schwerer und gewaltiger Kampf bevorsteht.

Wir vertrauen auf die Tapferkeit und die Vaterlandsliebe unserer bewaffneten Brüder, auf den unerschütterlichen Entschluß eines einigen Volkes, alle Güter dieser Erde daran zu setzen und nicht zu dulden, daß der fremde Eroberer dem Deutschen Mann den Nacken beugt.

Wir vertrauen der erfahrenen Führung des greisen Heldenkönigs, des Deutschen Feldherrn, dem die Vorsehung beschieden hat, den großen Kampf, den der Jüngling vor mehr als einem

halben Jahrhundert kämpfte, am Abend seines Lebens zum entscheidenden Ende zu führen.

Wir vertrauen auf Gott, dessen Gericht den blutigen Frevel straft."

Wie bald sollten sich die letzten Worte in ihrem vollsten Umfange erfüllen! Darauf bewilligte die Versammlung ohne Verhandlung und einstimmig 120 Millionen Thaler zur Führung des Kriegs für Heer und Flotte und schloß, eingedenk des alten Satzes: „Inmitten der Waffen schweigen die Gesetze" nach drei Tagen ihre Sitzungen. Bald erfolgten neue nationale Kundgebungen. Am 22. Juli wurde der königliche Kabinetsbefehl vom 19. veröffentlicht, durch den Angesichts der ernsten Lage des Vaterlandes und in dankbarer Erinnerung an die Heldenthaten der Väter in den großen Jahren der Befreiungskriege das Ordens-Zeichen des eisernen Kreuzes in seiner ganzen Bedeutung wieder in das Leben trat. Ferner erschien eine Ansprache an das deutsche Volk, die der König an dasselbe richtete, als er wahrnahm, daß der bairische Ultramontan, der sonst nur auf Rom hörte, sich jetzt in erster Linie als Deutscher fühlte, daß der Deutsche in Amerika sein Deutschthum höher anschlage als die republikanische Staatsform, daß beide freudig unter das Banner der Hohenzollern eilten. Die ergreifenden königlichen Worte, welche die tiefste Bewegung verrathen, lauten von Anfang bis zu Ende:

„Aus allen Stämmen des Deutschen Vaterlandes, aus allen Kreisen des Deutschen Volkes, selbst von jenseits des Meeres, sind Mir aus Anlaß des bevorstehenden Kampfes für die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands von Gemeinden und Corporationen, von Vereinen und Privatpersonen so zahlreiche Kundgebungen der Hingebung und Opferfreudigkeit für das gemeinsame Vaterland zugegangen, daß es mir ein unabweisliches Bedürfniß ist, diesen Einklang des Deutschen Geistes öffentlich zu bezeugen und dem Ausdruck Meines Königlichen Dankes die Versicherung hinzuzufügen, daß Ich dem Deutschen Volke Treue um Treue entgegenbringe und unwandelbar halten werde. Die Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande, die einmüthige Erhebung der Deutschen

Stämme und ihrer Fürsten hat alle Unterschiede und Gegensätze in sich beschlossen und versöhnt, und einig, wie kaum jemals zuvor, darf Deutschland in seiner Einmüthigkeit wie in seinem Recht die Bürgschaft finden, daß der Krieg ihm den dauernden Frieden bringen und daß aus der blutigen Saat eine von Gott gesegnete Ernte Deutscher Freiheit und Einigkeit sprießen werde.

Berlin, den 25. Juli 1870.

Wilhelm."

Schon am 31. Juli ging der König nach Erlaß einer kurzen, aber durch ihre Einfachheit deutsche Herzen tief rührenden Proklamation und nach Bewilligung einer Amnestie für politische Vergehen und Verbrechen, zum Rhein ab. Ihm gegenüber war bereits am 28. Juli der Kaiser Napoleon in Metz eingetroffen und hatte eine Ansprache an seine Rheinarmee erlassen: „Ihr werdet gegen eine der besten Armeen Europas kämpfen .... Der Krieg wird lang und mühselig sein, denn es werden ihm Oertlichkeiten zum Schauplatze dienen, die von Hindernissen und Festungen starren .... Welches auch der Weg sein wird, den wir jenseits der Grenzen schreiten, wir werden auf ihm die glorreichen Spuren unserer Väter wiederfinden .... Von unseren Erfolgen hängt das Loos der Freiheit und Civilisation ab." So lauteten seine Phrasen. Der Herr aber, der dem Rechte den Sieg gab, ließ die Deutschen die Spuren ihrer Väter, der Sieger von Brienne, La Rothière, Bar-sur-Aube, Laon, Arcis und vom Montmartre in Frankreich wiederfinden, nicht die Franzosen die Spuren der ihrigen in Deutschland.

V.

Die übrigen Mächte. Die Mobilmachungen beider Nationen. Die Wacht am Rhein.

Die 1864 niedergeworfene Partei der Eiderdänen sah der Ankunft der französischen Flotte vor Kopenhagen mit der geheimen Hoffnung entgegen, es werde ihr dann gelingen, eine Erhebung der Bevölkerung für ein Bündniß mit Frankreich hervorzurufen. Der König sollte seine Truppen mit den französischen Seesoldaten vereinigen, und beide in Schleswig landen. Allein Christian IX., ein besonnener und durch bittere Erfahrungen belehrter Fürst, wies das Verlangen nach Rache zurück und that wohl daran. So wurde eine französische Landung in den Elbherzogthümern, ohne die Hülfe der Dänen unausführbar, schnell vereitelt, und bald verstummte auch, als die ersten Schläge auf Frankreich fielen, das Rachegeschrei in Kopenhagen. Es konnte ebenso wenig befremden, daß Oestreich, eingedenk des Jahres 1866, zuerst dem norddeutschen Bunde gegenüber eine recht zweifelhafte Rolle spielte. Wird es nicht, fragte sich kurz vor dem Kampfe jeder, nach der ersten von Preußen verlornen Schlacht auf die französische Seite treten und Rache für Sadowa nehmen? Selbst die enthusiastischen Kundgebungen der Deutschen im gesammten Oestreich für den Sieg des deutschen Rechts, selbst ihre rege Hülfeleistung für Verwundete und Hinterbliebene konnten nicht die Rachegedanken des östreichischen Kabinets zurückdrängen. Das vermochte nur die Preußen freundliche Neutralität Rußlands, das keinerlei Intervention dulden zu wollen erklärte, und der Respect vor den deutschen Waffen nach der Schlacht von Wörth. Noch nach der von Gravelotte zeigte sich die östreichische Regierung schwierig und hegte Vermittelungsgelüste, um Preußen die blutige Frucht seiner Siege zu entreißen. Die Antwort desselben bestand in der Bildung von drei Reservearmeen: bei Berlin unter dem General Canstein, bei Glogau unter dem General Löwenfeld, am Rhein unter dem Großherzog

von Mecklenburg-Schwerin. Erst nach der Schlacht von Sedan verzichtete das monarchische Oestreich auf Intervention zu Gunsten des republikanischen Frankreichs. Noch bedenklicher war für jeden, der auch in der Politik auf Sittlichkeit sieht, die Haltung des italienischen Kabinets. Vor vier Jahren hatte preußische Tapferkeit bei einem kleinen böhmischen Dorfe das Festungsviereck fallen gemacht, vor dem einst Napoleon III. zurückbebte, und Italien frei bis zur Adria. Jetzt wollte seine Regierung, in die Schlingen der napoleonischen Politik verstrickt, als Vasall Frankreichs gegen seine jüngsten Waffenbrüder nnd Wohlthäter Krieg führen! Nicht umsonst erhob sich der größte Theil des italienischen Volks in zahlreichen Kundgebungen gegen so schwarzen Undank; nicht umsonst mahnten seine Aktionsmänner: „Die Zeit ist gekommen, Rom zu nehmen und die Einheit Italiens zu vollenden; das mächtige Preußen hilft!"; nicht umsonst erklärte noch damals der greise Garibaldi jeden Versuch, auf französische Seite zu treten, als Verrath am Vaterlande. Denn die Regierung, welche wahrscheinlich geheime Verpflichtungen übernommen hatte, lenkte bald ein und setzte die begonnenen Rüstungen nur langsam fort, bis sie dieselben nach dem Tage von Sedan gänzlich aufhören ließ. Stärker dagegen rüsteten mit Recht Belgien und die Schweiz, um ihre auf das Aeußerste bedrohte Neutralität im Falle der Noth mit den Waffen zu wahren, und besetzten ihre Grenzen. England, in dem zu Anfang alle Parteien übereinstimmend Napoleon wegen seiner geheimen Absichten auf Belgien verdammten, konnte kaum durch die dringendsten Mahnungen Preußens zu einer wirklichen Neutralität bewogen werden. Obgleich die Erhaltung des von den Großmächten für neutral erklärten belgischen Staats, die zu schützen jetzt Deutschland eintrat, eine Lebensfrage für England ist, verkauften dennoch ohne ein Gefühl der Scham englische Kaufleute Pferde, Kohlen und zuletzt sogar Gewehre und Patronen massenhaft an die Franzosen. Konnte oder wollte die englische Regierung dem nicht Einhalt thun? Oder will der Inselstaat, der wie keiner einst den Dreizack schwang und die Oceane beherrschte, als Staat abdanken und zu einer Compagnie

von Kaufleuten herabsinken? Dagegen hielt von Anfang bis Ende die russische Regierung eine ehrliche und strenge Neutralität inne, wohl erwägend, daß Frankreichs Sieg die Auferstehung Polens bedeute und damit die schwere Schädiguug des russischen Reichs. So standen sich denn Deutschland und Frankreich ohne Bundesgenossen gegenüber, indeß die Welt bangend dem kolossalen Zusammenstoße entgegensah.

Den Vortheil des Angreifers wahrzunehmen, das linke Rheinufer bis auf die festen Plätze zu überschwemmen, hatte der Kaiser seit langer Zeit unermeßliche Vorräthe an Getreide, Heu und anderen Lebensmitteln sowie an Heergeräth an der französischen Ostgrenze aufhäufen lassen. Pferde, an denen Frankreich arm ist, waren in Masse angekauft und bei den Bauern untergebracht worden. Jetzt nach der Kriegserklärung warf man die Regimenter, ehe noch die Reserven zu ihnen stoßen konnten, in überstürzender Hast an den Rhein. Denn der Kaiser gedachte, rasch zwischen Germersheim und Rastatt mit 250,000 Mann den Strom zu überschreiten und die deutschen Südstaaten zur Neutralität, bald auch zu Bündnissen mit ihm zu zwingen; die Flotte sollte einen ansehnlichen Theil der Feinde an der Ostsee und Nordsee festhalten. Dann werde Oestreich in Schlesien einfallen, und Italien mit Hülfstruppen zur Hand sein. Dieser Plan war in der That klug angelegt und für Deutschland hochgefährlich. Aber weshalb bleiben die Truppenmassen die zweite Hälfte des Juli hindurch unthätig stehen, warum herrscht überall Unordnung, Verwirrung und Uebereilung, warum giebt der Kaiser den unermeßlich wichtigen Vorsprung der zwei kostbaren Wochen auf? Erstens hatte er, auf die Untreue Süddeutschlands bauend, falsch gerechnet und mußte jetzt seine Aufstellung mehr nach dem Norden zu nehmen; zweitens gewahrte er zu seinem Schrecken, auf wie morschen Füßen die französische Verwaltung stand. Denn es fehlte überall, im Kleinen wie im Großen, und es erforderte noch Wochen, ehe die Regimenter wirklich marschfähig wurden. Die Worte des Kriegsministers Leboeuf: „Und dauert der Krieg ein Jahr, wir brauchen keinen Gamaschenknopf zu kaufen!“ erwiesen sich als mehr selbst-

bewußt denn wahr. Auch schadete der kaiserlichen Sache sehr, daß man drei Regimenter Turko's, afrikanischer Truppen, von Algerien herüberholte und an den Rhein sandte. Diese Afrikaner, zum kleineren Theil den Arabern verwandt, zum größeren den Negern weit näher stehend als den Völkern Europa's, sind mehr grausam und hinterlistig als tapfer; in kanibalischer Weise mordeten sie Verwundete und Gefangene und verstümmelten sie Todte; Mord, Brand und viehische Laster sind ihnen eigenthümlich. Was hatte Deutschland zu erwarten, wenn diese Unholde, „halb Hyänen, halb Schakals", in das Land kamen. Als ein Wunder betrachtete man noch im Juli, daß dies nicht geschah. Wohl konnte die preußische Regierung ebenso gut wie die französische ihre unvollständigen Regimenter aus deren Garnisonen an den Rhein senden, um eine Abwehr des tückischen Ueberfalls wenigstens zu versuchen. Allein nach kurzer, doch reiflicher Ueberlegung beschloß der Kriegsrath, dem bis in die kleinsten Einzelheiten ausgearbeiteten Mobilmachungsplan gemäß in aller Ruhe und Ordnung erst die Reserven und Landwehren einzuberufen und dann mit den vollzähligen Bataillonen in das Feld rücken zu lassen. Man machte mit Recht geltend: die Hals über Kopf aus ihren Garnisonen herausgerissenen Truppentheile werden wohl im Stande sein, momentane Erfolge zu erringen, aber nicht, den Wechselfällen eines großen Kampfes zu genügen. In wenigen Stunden hieß es: Abschied von Vater und Mutter, von Weib und Kind, von Bruder und Schwester, uud dann zur Fahne. Erst kamen die Reserven und wurden eingekleidet; dann rollten die Linienbataillone in endlosen Eisenbahnzügen, auf allen Stationen von der dicht gedrängten Bevölkerung mit Jubel begrüßt und selber jubelnd, westwärts zum Rhein, zu dessen grünen Borden sonst im Juli die Reisenden fluthen. Darauf traten die Landwehren zusammen, um entweder der Linie zu folgen oder an die von den feindlichen Flotten bedrohten Küsten der Ostsee und der Nordsee zu eilen. In den Garnisonen verblieben noch die Ersatzbataillone, bei denen die frisch eingetretenen Rekruten und zahlreiche Freiwillige rastlos einexercirt wurden. Denn außer den zum einjährigen Dienste

Berechtigten eilten ganze Schaaren vom Pfluge, aus der Werkstatt, aus den Bergwerken, den Bureaus, den höheren Lehranstalten, vor allem aus den Universitäten herbei, um ihren Arm dem Vaterlande anzubieten. In wenigen Wochen standen hinter den riesigen Streitkräften Deutschlands noch 200,000 Mann Ersatztruppen da, bereit, die Lücken zu füllen. die der Tod in den vorderen Reihen der Linie gerissen. Diese war zum größten Theil kaum vierzehn Tage nach Erlaß des Befehls zur Mobilmachung kampfbereit vor dem Feinde concentrirt, obgleich manches Regiment, Tag und Nacht hindurch fahrend, volle hundert Meilen zurückgelegt hatte. Stolz sagte der Kanonier: „Es fehlt kein Nagel an den Kanonen meiner Batterie!“ und der Reiter: „Es fehlt in meiner Schwadron kein Riemen an einem Zaume!“ und der Fußsoldat: „Es fehlt in unserm Bataillon kein Regenpfropfen!“ Nicht minder erfolgreich mühten sich die Süddeutschen, mit ihren Brüdern im Norden zugleich zur Stelle zu sein. So kam es, daß am 25. Juli zwölf deutsche Armeecorps als Hüter des Rheinstroms da standen, und daß die stolzen Worte Moltke's in Erfüllung gingen, wenn anders er sie gesprochen hat: „Wenn Napoleon nicht bis zum 25. Juli an den Rhein gelangt, dann bekommt er ihn nie zu sehen!“ Wahrlich die Schnelligkeit und Ordnung dieser Mobilmachung und die Umsicht, mit der 400,000 Streiter durch die Eisenbahnen befördert wurden, ohne daß eine Verwirrung oder ein erheblicher Unfall eintrat, steht einzig in der Geschichte da und berechtigte damals zu großen Hoffnungen!

Noch hatten die Franzosen so gut wie gar nichts gethan und weder den Rhein zwischen Basel und Lauterburg überschritten noch die pfälzische Grenze zwischen Lauterburg und Saargemünd, noch die rheinländische von Saargemünd bis Sierck. Dagegen beobachtete eine dichte deutsche Vorpostenkette während der Zeit, da sich die Heeressäulen der Brüder heranwälzten, den Feind und verhüllte die Bewegungen hinter sich in einen Schleier. Seit Anfang Juli bis gegen den 10. August herrschte eine drückende Hitze. „Jede aufsteigende Staubwolke, jeder dunkle Streifen wird mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtet, jeder Vorübergehende

nach Kommen und Gehen gefragt. Mit einbrechender Dunkelheit wird Losung und Feldgeschrei vertheilt, die Doppelposten beziehen ihre Plätze, Patrouillen kommen und gehen, die Aufmerksamkeit wird mit zunehmender Dunkelheit größer. Da dröhnt ein Schuß durch die Stille, die Füsiliere stürzen electrisirt an die Gewehre, ohne das Commando abzuwarten, die Husaren sitzen im Nu auf den Pferden. Lautlos steht die Wache in der angewiesenen Stellung, die Augen blitzen vor freudiger Hoffnung, daß es endlich mal drauf gehen solle. Eine ausgesandte Patrouille bringt die Meldung, daß drei französische Cavalleristen an die Vorposten geritten wären, und einer unserer Leute dem Naseweisen einen tüchtigen Denkzettel auf den Pelz gebrannt habe. Mürrisch setzen die Soldaten die Gewehre zusammen, es ist wieder nichts. Aus den sich heraufwälzenden, blitzenden Wolkenmassen fallen einzelne dicke Tropfen, bald ein tüchtiger Gewitterregen, ein wahres Labsal nach der drückenden Hitze. Die Nacht ist herrlich nach der kleinen Regenkühlung; wie angenehm ist ein solches Bivouac im Gegensatze zu der Uebernachtung der Replis in heißen Allarmhäusern! Wunderschön in der stillen Nacht ist ein Controlgang bei den Vorposten: mit dem Bewußtsein der Nähe der Gefahr wächst die Ruhe, die Muskeln scheinen sich zu stählen, das Auge doppelte Sehkraft, das Ohr untrügliche Hörkraft zu erhalten. Alle Posten erzählen, daß sich bei Ausbruch des Gewitters auf den Spitzen der aufgepflanzten Säbel weißgelblicher Lichtschein gezeigt habe, das „St. Elmsfeuer.“ Auch häufige Recognoscirungen kühner Reiter tief in das feindliche Land hinein fanden statt, Wegnahmen von französischen Zollkassen, auch eine Sprengung eines Eisenbahn-Viadukts durch beritten gemachte Bergleute unter dem Schutze von Ulanen. Den schwersten Stand hatte während der ganzen Zeit der Mobilmachung der Oberstlieutenant Pestel mit einem Bataillon des 40. Regiments, drei Schwadronen des 7. Uhlanenregiments und 4 leichten Feldgeschützen auf dem äußersten deutschen Posten bei dem weit vorspringenden Städtchen Saarbrücken. Unter täglichen Patrouillengefechten hielt sich das kleine Häuflein vierzehn

Tage lang gegen ganze Divisionen des Feindes. Darüber erschienen lächerliche Siegesberichte in den französischen Blättern, und verging der Juli; im August sind, das lag klar vor aller Augen, die Deutschen anstatt der Angegriffenen die Angreifer.

VI.

Die Poesie der Zeit.

Zu urplötzlich war der Krieg hereingebrochen, als daß sich Lerchen hätten erheben können wie im Frühlinge 1813. Dazu lag hinter einem Körner, Schenkendorf, Arndt die große Periode der klassischen Literatur mit ihren beiden Häuptern Schiller und Göthe, der Boden, von dem sich jene jubelnd, mahnend, strafend, klagend aufschwangen. Dagegen liegt seit lange schon hinter den jetzigen Dichtern eine weit mehr den materiellen als den ideellen Interessen zugewandte Zeit. Haben sie wohl 1864 etwas Hervorragendes geschaffen, wohl 1866? War da nicht Muße genug, nicht hoher herrlicher Stoff gegeben, winkten da nicht die idealsten Ziele? Aehnlich schwach stand es auch zu Anfang des französischen Krieges von 1870 mit der Poesie. Das Hauptlied dieser Zeit wurde plötzlich „Die Wacht am Rhein", gedichtet viel früher von Max Schnekenburger. Es kam erst jetzt, lange nach dem Tode des Dichters, zur Geltung und ertönte auf den Märkten und Straßen, auf den Bahnhöfen und aus den Eisenbahnzügen, bei den Wachfeuern und auf dem Marsche. Auch der König Wilhelm hörte es gern, und der Reichskanzler hat 1871 den Componisten des Liedes, Karl Wilhelm, in dessen Krankheit durch eine reiche und wiederkehrende Remuneration unterstützt und geehrt. Weil die Wacht am Rhein die Richtung dieser Zeit charakterisirt und ihr Eigenthum geworden ist, möge sie hier einen Platz finden:

Die Wacht am Rhein.

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein:
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein.
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Durch Hunderttausend zuckt es schnell,
Und Aller Augen blitzen hell,
Der deutsche Jüngling, fromm und stark,
Beschirmt die heil'ge Landesmark.
Lieb' Vaterland ꝛc.

Und ob mein Herz im Tode bricht,
Wirst du noch drum ein Welscher nicht,
Reich wie an Wasser deine Fluth,
Ist Deutschland ja an Heldenblut.
Lieb' Vaterland ꝛc.

Auf blickt er in des Himmels Blau'n,
Wo todte Helden niederschau'n,
Und schwört mit stolzer Kampfeslust:
Du Rhein bleibst deutsch wie meine Brust!
Lieb' Vaterland ꝛc.

So lang' ein Tropfen Blut noch glüht,
Noch eine Faust den Degen zieht,
Und noch ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Feind hier deinen Strand.
Lieb' Vaterland ꝛc.

Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern hoch im Wind:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein,
Wir alle wollen Hüter sein.
Lieb' Vaterland ꝛc.

Aus Berlin ging gegen Ende Juli das Marschlied von R. Löwenstein hervor, zuerst vielfach in Brandenburger Kreisen gesungen, doch bald wiederum verhallend, voll des derben Soldatenhumors:

Marschlied.

Jubelnd sei's der Welt verkündet,
Nicht mehr scheidet uns der Main!
Darum rücken wir verbündet
In's Franzosenland hinein.
Von der Alpe bis zum Strand
Schallt das Lied für's Vaterland:
„Immer frisch, frei, fromm und froh,
Haut sie auf den Chassepot,
Chasse—pot—pot—pot—pot—pot—
Auf den Chass'pot mit Hurrah!"

Baiern, Schwaben, Sachsen, Hessen,
Schließt euch tapfer, Glied an Glied!
Was gescheh'n ist, ist vergessen,
Und vergessen, was uns schied.
Von der Alpe bis zum Strand
Schallt das Lied für's Vaterland:
„Immer frisch, frei, fromm und froh,
Haut sie auf den Chassepot,
Chasse—pot—pot—pot—pot—pot—
Auf den Chass'pot mit Hurrah!"

Ob den heil'gen Chass'pot preise
Auch der Franzmann voller Gluth —
Glaubt mir, auch der heil'ge Dreyse
Und der Werder Wunder thut.
Von der Alpe bis zum Strand
Schallt das Lied für's Vaterland:

„Immer frisch, frei, fromm und froh,
Haut sie auf den Chassepot,
Chasse—pot—pot—pot—pot—pot—
Auf den Chass'pot mit Hurrah!"

Immer feste auf die Weste!
Halt dich tapfer, alter Krupp!
Bring uns bis zum letzten Reste,
All' das Kruppzeug auf den Schub!
Von der Alpe bis zum Strand
Schallt das Lied für's Vaterland:
„Immer frisch, frei, fromm und froh,
Haut sie auf den Chassepot,
Chasse—pot—pot—pot—pot—pot—
Auf den Chass'pot mit Hurrah!"

Daß der Teufel euch die Treffer
Und die Chassepots verhext!
Fahrt zum Lande, wo der Pfeffer
Von Cayenne üppig wächst!
Von der Alpe bis zum Strand
Schallt das Lied für's Vaterland:
„Immer frisch, frei fromm und froh,
Haut sie auf den Chassepot,
Chasse—pot—pot—pot—pot—pot—
Auf den Chass'pot mit Hurrah!

Jagt den Kaiser der Franzosen,
Brüder, fort von Reich und Haus!
Drüben stehn die rothen Hosen —
Wer da Muth hat, klopft sie aus!
Von der Alpe bis zum Strand
Schallt das Lied für's Vaterland:
„Immer frisch, frei, fromm und froh,
Haut sie auf den Chassepot,
Chasse—pot—pot—pot—pot—pot —
Auf den Chass'pot mit Hurrah!"

Den richtigsten Ausdruck der Stimmung Deutschlands, als der Kriegsruf erklang, enthält das hervorragendste Gedicht dieser Zeit „Hurrah, Germania!“ von Ferdinand Freiligrath, in dem freilich auf den ersten Blick die ältere Schule unverkennbar ist:

Hurrah, Germania!

Hurrah, du stolzes schönes Weib,
Hurrah, Germania!
Wie kühn mit vorgebeugtem Leib
Am Rheine stehst du da!
Im vollen Brand der Juligluth,
Wie ziehst du risch dein Schwert!
Wie trittst du zornig frohgemuth,
Zum Schutz vor deinen Herd!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Du dachtest nicht an Kampf und Streit:
In Fried' und Freud' und Ruh',
Auf deinen Feldern, weit und breit,
Die Ernte schnittest du.
Bei Sichelklang im Aehrenkranz
Die Garben fuhrst du ein:
Da plötzlich, horch, ein andrer Tanz!
Das Kriegshorn über'm Rhein!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania.

Da warfst die Sichel du in's Korn,
Den Aehrenkranz dazu;
Da fuhrst du auf in hellem Zorn,
Tief athmend auf im Nu;

Schlugst jauchzend in die Hände dann;
Willst du's, so mag es sein!
Auf, meine Kinder, alle Mann!
Zum Rhein! zum Rhein! zum Rhein!
  Hurrah, hurrah, hurrah!
  Hurrah, Germania!

Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt,
Da rauscht das deutsche Meer;
Da rückt die Oder dreist in's Feld,
Die Elbe greift zur Wehr.
Neckar und Weser stürmen an,
Sogar die Fluth des Mains!
Vergessen ist der alte Span:
Das deutsche Volk ist Eins!
  Hurrah, hurrah, hurrah!
  Hurrah, Germania!

Schwaben und Preußen Hand in Hand;
Der Nord, der Süd ein Heer!
Was ist des deutschen Vaterland, —
Wir fragen's heut nicht mehr!
Ein Geist, ein Arm, ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut!
Hurrah, Germania, stolzes Weib!
Hurrah, du große Zeit!
  Hurrah, hurrah, hurrah!
  Hurrah, Germania!

Mag kommen nun, was kommen mag:
Fest steht Germania!
Dies ist All-Deutschlands Ehrentag:
Nun weh' dir, Gallia!

Weh', daß ein Räuber dir das Schwert,
Frech in die Hand gedrückt!
Fluch ihm! Und nun für Heim und Heerd
Das deutsche Schwert gezückt!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Für Heim und Heerd, für Weib und Kind,
Für jedes theure Gut,
Dem wir bestallt zu Hütern sind,
Vor fremdem Uebermuth!
Für deutsches Recht, für deutsches Wort,
Für deutsche Sitt' und Art,
Für jeden heil'gen deutschen Hort,
Hurrah; zur Kriegerfahrt!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Auf, Deutschland auf, und Gott mit dir!
In's Feld, der Würfel klirrt!
Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir
Des Bluts, das fließen wird!
Dennoch das Auge kühn empor!
Denn siegen wirst du ja:
Groß, herrlich, frei, wie nie zuvor!
Hurrah, Germania!
Hurrah, Victoria!
Hurrah, Germania!

Den Dichter hat dieses Mal seine prophetische Gabe nicht getäuscht, seine Worte sind Wahrheit geworden. Seinem tiefen Ernst gegenüber wirkte das Kutschkelied erheiternd in den weitesten Kreisen. Der Füsilier Kutschke, der nie existirt hat, giebt das Denken, Fühlen und Wollen des einfachen Soldaten in harmlos naiver und urfrischer Weise nieder, er ist das Urbild des sinnenden

preußischen Kriegers. Uebrigens sollen nach der Erinnerung der Väter von diesem Liede schon 1813 Verse vorhanden gewesen sein; darnach wäre es also nicht ganz originell.

Das Kutschkelied.

Was kraucht da in dem Busch herum?
Ich glaub' es ist Napolium.
Was hat er rum zu krauchen dort?
Drauf, Kameraden, jagt ihn fort!

Dort haben sich im offnen Feld
Noch rothe Hosen aufgestellt.
Was haben die da rum zu stehn?
Drauf los! die müssen wir besehn!

Mit den Kanonen und Mamsell'n,
Da knall'n sie, daß die Ohren gell'n.
Was haben sie da rum zu knall'n?
Drauf, Kameraden, bis sie fall'n!

Napolium, Napolium,
Mit deiner Sache geht es krumm!
Mit Gott drauf los, dann ist's vorbei
Mit deiner ganzen Kaiserei!

Und die französ'sche Großmaulschaft,
Auf ewig wird sie abgeschafft.
Auf, nach Paris! den richt'gen Lohn
Dort geben wir der grande nation.

Die drei: die Wacht am Rhein, Hurrah Germania und das Kutschkelied waren in aller Munde, minder verbreitet das von Dorn nach der Schlacht von Wörth gedichtete Spottlied:

Hat ihn schon.

Unser Königssohn von Preußen
— Friedrich Wilhelm thut er heißen —
Schlug bei Wörth den Allerwerth'sten,
Der Franzosen Hochgeehr'sten,
Mac Mahon! Mac Mahon!
Fritze kommt und hat ihn schon.

Seine groben Kugelspritzen
Konnten ihm doch all' nicht nützen!
Seine feinen Mitrailleusen
Sind das reine Blech gewesen:
Mac Mahon! Mac Mahon!
Fritze kommt und hat ihn schon.

Seine Turcos, seine Zuaven,
Des Tyrannen rohe Sclaven,
Seine wilden Söldnerschaaren
Trieb das deutsche Schwert zu Paaren:
Mac Mahon! Mac Mahon!
Fritze kommt und hat ihn schon.

So reichlich auch ein Liederregen den Tagesblättern zuströmte, so wenig entsprachen diese Poesien dem Schwunge der Nation. Dieselbe wußte, ganz umgekehrt wie im Frühlinge und Sommer 1813, auch ohne neue Lieder zu siegen; der Soldat im Felde behalf sich mit seinen guten alten. Erst Monate nach der Kriegserklärung ward es ein wenig besser. Selbst das echt deutsche und tiefinnige Lied vom neuen deutschen Reiche von Oskar von Redwitz entspricht nicht seiner hohen Aufgabe. Denn der ernste Inhalt ist in die Form des Sonetts, das Vermaaß der Liebe, gekleidet; das Ganze, allzulang ausgesponnen, enthält zu viele Gefühlsschilderungen und politische Reflexionen. Noch harrt die große Zeit ihrer Sänger.

VII.

Die Heeresaufstellungen.

Auf den Schienenwegen rollte Corps auf Corps in seine Stellung ein. Von der Königsau kamen sie und vom Bodensee, von dem Niemen bis zur Lauter, voller Begeisterung und Kampfeslust, überall auf den Bahnhöfen sorglich verpflegt. Schon fielen die Namen der gesonderten Armeen fort; es gab keine norddeutsche mehr, auch keine süddeutsche, sondern nur noch eine deutsche. Sie bestand aus drei Theilen. Die erste, unter dem greisen General Steinmetz, dem Löwen von Nachod und Skalitz, etwa 100,000 Mann stark, concentrirte sich bei Trier, also nordnordwestlich von dem schwerbedrohten Saarbrücken, und bildete den rechten Flügel der Gesammtaufstellung. Die zweite, 140,000 Mann starke Armee, die des Centrums, um Kaiserslautern, befehligte Prinz Friedrich Karl, der in Schleswig-Holstein und Böhmen siegreiche Feldherr. Endlich kommandirte der Kronprinz Friedrich Wilhelm die dritte, welche sich bis zu einer Stärke von 175,000 Mann die französisch-badische Grenze entlang bis Rastatt sammelte. Mit Zuversicht sahen Soldaten und Offiziere zu solchen Führern auf, welche sie vor vier Jahren von Sieg zu Siege geführt hatten. Besonders glücklich fühlten sich die Süddeutschen, von dem offenen leutseligen und ritterlichen Kronprinzen befehligt zu werden, den noch der unverwelkliche Lorbeer von Chlum schmückte. Ferner wurde zum Küstenschutze ein meist aus Landwehren zusammengesetztes Corps gebildet und unter den Oberbefehl des Generals Vogel von Falkenstein gestellt, des unvergleichlichen Führers im Mainfeldzuge. Derselbe rief auch die Bewohner der Seeküste zur Bildung einer freiwilligen Seewehr mit den Worten auf: „Jeder Franzmann, der eure Küste betritt, sei euch verfallen!"

Der deutschen Aufstellung gegenüber standen die Franzosen so, nachdem sie ihren rechten Flügel weiter nach Norden herauf gezogen hatten: das 1. Corps unter dem Marschall Mac Mahon

stützte sich auf Straßburg, das 2. unter dem General Frossard auf St. Avold, das 3. unter dem Marschall Bazaine auf Metz, das 4. unter dem General Ladmirault auf Thionville, das 5. unter dem General de Failly auf Bitsch, das 6., die Reservearmee, unter dem Marschall Canrobert auf das europäisch berühmt gewordene Lager von Chalons, die Garden endlich unter General Bourbaki standen um Nancy. Alles in allem betrugen diese sieben Corps etwa 230,000 Mann. Wie schwer hätten dieselben ohne die Anfangs verfehlte Aufstellung und ohne die grenzenlose Pflichtvergessenheit der französischen Armeeverwaltung die Rheinpfalz und das preußische linke Rheinufer schädigen können!

In Mainz angekommen, erließ der König sofort folgende Proklamation an die deutschen Heere:

An die Armee!

Ganz Deutschland steht einmüthig in den Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes, unserer Ehre, des eigenen Heerdes. Ich übernehme heut das Commando über die gesammten Armeen und ziehe getrost in einen Kampf, den unsere Väter in gleicher Lage einst ruhmvoll bestanden. Mit mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf Euch. Gott der Herr wird mit unserer gerechten Sache sein!

Mainz, den 2. August 1870.

Wilhelm.

Den königlichen Worten folgten die Thaten auf dem Fuße; noch an demselben Tage sollten die frischen Stoppeln von deutschem und französischem Blute roth gefärbt werden.

VIII.

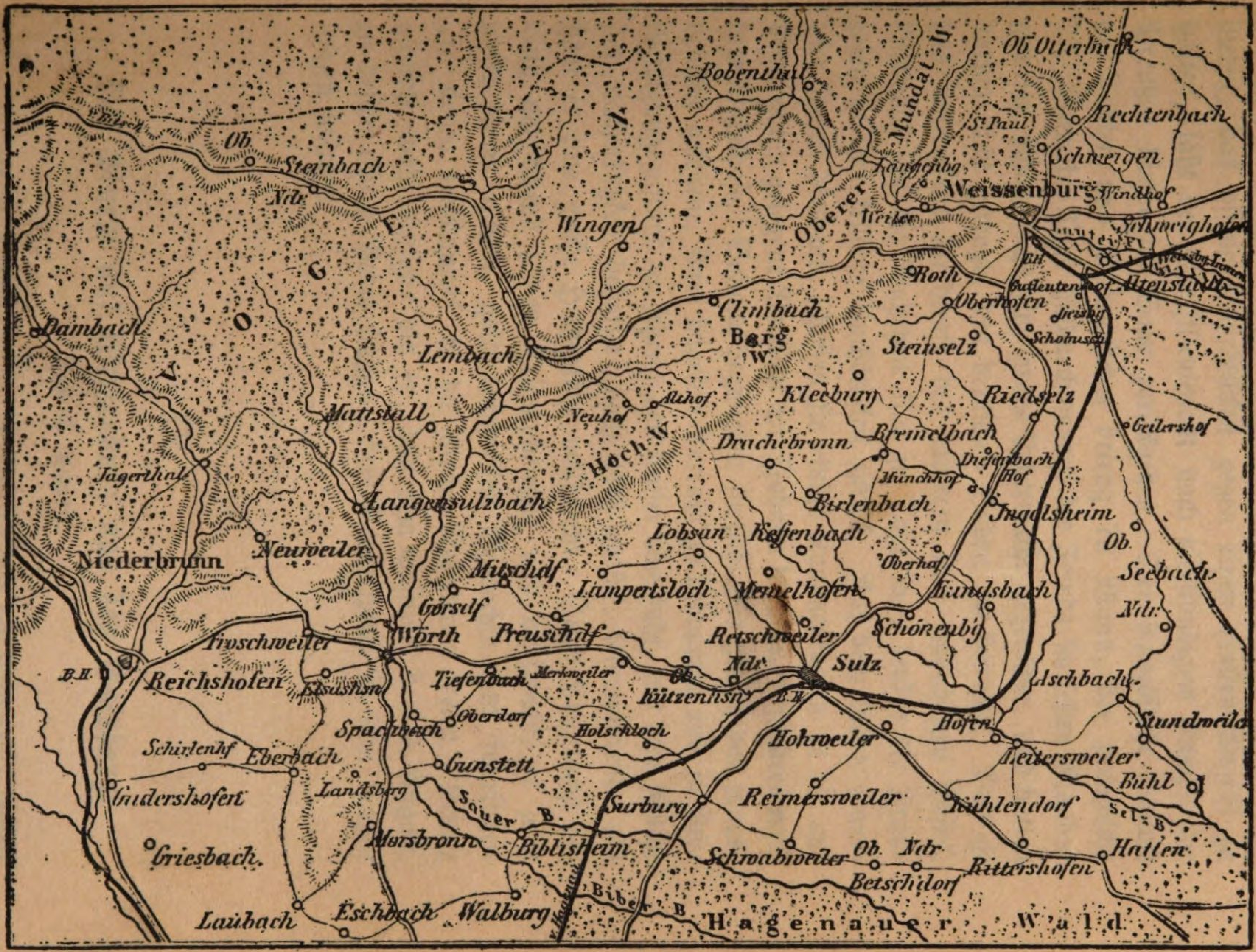
Das Gefecht bei Saarbrücken.

Den 2. August.

Der Kaiser Napoleon erschien von Metz aus bei den vor Saarbrücken unter dem General Frossard stehenden Truppen mit seinem vierzehnjährigen Sohne, damit derselbe bei einer glänzenden französischen Waffenthat seine Feuertaufe erhalte. Sofort ertheilte er den Befehl, vorzugehen und die feindliche Stellung zu nehmen. Stand etwa jetzt die Schwäche der Preußen an dieser Stelle und die Gefahrlosigkeit des Unternehmens fest? Oder mußte man die Pariser beschwichtigen, deren Ungeduld zusehends wuchs? Am 2. August, 10 Uhr Morgens, fuhren vier Batterien Geschütze und eine Mitrailleusenbatterie auf den Höhen am linken Saarufer auf und schossen auf die preußischen Truppen nach der rechten Seite hinüber, von der aus das Feuer erwidert ward, namentlich durch vorgehende Schützenzüge.

„Wir standen, telegraphirte der Kaiser an die Kaiserin, in erster Linie, die Kanonen- und Flintenkugeln fielen vor uns nieder, Louis hat sich eine Kugel aufgehoben, die bei ihm niederfiel, die Soldaten vergossen Thränen, als sie ihn so ruhig sahen.“ Nach einem englischen Bericht hat der Knabe selbst eine Mitrailleuse abfeuern müssen und dadurch einen neuen epileptischen Anfall — er soll schon früher an dieser Schwäche gelitten haben — bekommen. Eine herrliche Erziehung, schöne Aussichten der Völker, wenn die, auf welche sie ihre Zukunft setzen, schon so früh an das Blutvergießen gewöhnt werden! Obgleich den vier preußischen Geschützen 30 französische und die Batterie Mitrailleusen gegenüberstehen, richtet dennoch ihr Feuer, das zwei volle Stunden anhält, wenig Schaden an. Da rücken um 12 Uhr Mittags drei Divisionen gegen die kleine Schaar unter Pestel vor, 40,000 Mann gegen 750; das von einer Compagnie besetzte Dorf Arnual wird allein von 43 französischen Compagnien angegriffen, welche mit vieler Mühe und unter Anwendung kunstvoller Manövres

WEISSENBURG UND WOERTH.



zuletzt das Häuflein herausdrängen. Um nicht nutzlos die Seinen zu opfern und seinen Instructionen nachzukommen, welche verbieten, das offene Saarbrücken gegen einen ernsten Angriff zu halten, läßt der Oberstlieutenant nach vierstündigem Kampfe die Preußen hinter die Saar zurückgehen. Der französische Verlust an Todten und Verwundeten betrug 73 Mann, der preußische 75. Vierzehn Tage hindurch waren die Feinde im festen Glauben gewesen, ihnen stehe eine große Uebermacht gegenüber, und hatten darum nicht gewagt, den deutschen Boden zu betreten. Das ist das unleugbare Verdienst des tapferen und umsichtigen Pestel. Wiewohl jetzt die Wahrheit klar zu Tage lag, sanken die Franzosen in ihre frühere Unthätigkeit zurück. Auf dem linken Saarufer stehen bleibend, schossen sie einige Kanonenkugeln in die auf dem rechten gelegene Vorstadt St. Johann hinüber, besonders nach dem Bahnhofe. Sodann begnügten sie sich, das südlich von Saarbrücken gelegene, stark hügelige Terrain zu behaupten und in Vertheidigungszustand zu setzen; der Kaiser aber fuhr, mit dem Fluche der Lächerlichkeit behaftet, nach Metz zurück, triumphirend, als habe er eine große Heldenthat vollbracht. Seine Umgebung berieth am Abend seinen Triumpheinzug und bestimmte, er solle unter einem rothen, golddurchwirkten Baldachin zum feierlichen „te deum laudamus" in die Kirche Notredame treten. Keiner glaubte wohl weniger als er, daß dem Lustspiel des 2. August, zu dessen Ehren Paris flaggte, drei Trauerspiele in drei Tagen folgen würden.

IX.

Der Sturm auf Weißenburg und den Gaisberg.

Den 4. August.

In der Morgenfrühe des 4. August trat der Kronprinz seinen Vormarsch gegen und über die französische Grenze an. Auf die fast tropische Hitze in den vorhergehenden Tagen war seit 4 Uhr

Morgens ein strömender Gewitterregen gefolgt; durch die Marschkolonnen ging es: „Siehe da, unsern Alliirten von der Katzbach, von Belle-Alliance und Sadowa!“ Nach dem Regengusse kam noch ein Spritzregen, der bis 10 Uhr Vormittags anhielt, dann aber eine kühlere Temperatur. Schon gegen 9 Uhr erschienen die Baiern auf der Hauptstraße, die von Bergzabern kommt, vor der französischen Grenzstadt Weißenburg. Diese ehemalige deutsche Reichsstadt liegt an dem Grenzflusse zwischen Deutschland und Frankreich, der Lauter, die in der Rheinpfalz entspringt und bei Lauterburg in den Rhein fließt. Es schlängelt sich dieses Flüßchen durch ein schönes fruchtbares Thal zwischen den Ausläufern der Vogesen. Die Stadt Weißenburg, auch Kron-Weissenburg genannt, ist mit Wällen, Mauern und Gräben versehen, die noch aus dem vorigen Jahrhundert herstammen. Vor den Stadtthoren beginnen die den Fluß entlang bis nach Lauterburg aufgeworfeuen Redouten, die berühmten bis 1793 für sehr fest gehaltenen Weißenburger Linien, eine 2½ Meilen lange zickzackförmige Reihe von Gräben, Wällen und Schanzen. Hier ist oftmals und blutig gestritten worden, namentlich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts im spanischen Erbfolgekriege und zu Ende desselben in den Kriegen der französischen Republik. Auch heute sollte es hier heiß zugehen; denn der Divisionsgeneral Douay hielt mit seinem Vortrabe Weißenburg besetzt, indeß seine Hauptmacht auf dem ¼ Meile davon entfernten, südlich gelegenen Gaisberg stand. Seine Division gehörte zu dem Heere des Marschalls Mac Mahon, dessen übrige Heerestheile um Sulz, Reichshofen und Hagenau lagerten. Gegen Douay zog der General Bothmer heran, der Führer der Baiern an dieser Stelle, denen die hohe Ehre zu Theil werden sollte, das gewaltige Ringen der beiden großen Nationen zu eröffnen. Als sie eben zum Angriffe vorgehen, gleich nach 9 Uhr, erscheint der Kronprinz, an seiner Seite der General Blumenthal, auf den Höhen von Schweigen, nördlich von der Stadt, und übernimmt, von den feindlichen Granaten feurig begrüßt, die Leitung des Gefechts. Nun eilt auch die Vorhut der Preußen herbei und will sich der Flußübergänge über die Lauter bemächtigen. Dieses

Mal geht es nicht wie 1866 unter den Klängen des „Heil dir im Siegerkranz“ über die feindliche Grenze, sondern unter dem Sausen und Krachen der Granaten und dem Pfeifen der Chassepotkugeln. Um 11½ Uhr sind die Uebergänge bei der Wassermühle und bei Altenstadt in den Händen der Preußen, um 12 Uhr geht es auf Weissenburg selbst los. Die Thore werden eingeschossen, die Baiern dringen von Norden her über die Wälle und Gräben hinweg in die Stadt. Heute gilt es ja, wie einst bei Hanau, dem neuen Freunde zu zeigen, daß Baiern fest zu Deutschland steht, und daß bairische Hiebe wuchtig fallen, heute soll die junge Waffenbrüderschaft die Bluttaufe erhalten! Stürmender Hand nehmen die Braven die sie hindernden Barrikaden und Verhaue nnd treiben die Franzosen bis in die Mitte von Weissenburg, wo denselben frische Compagnien zu Hülfe kommen und das Gefecht zum Stehen bringen. Doch dauert dies nur einen Augenblick; denn schon brechen die Preußen von Osten her ein, während durch ihre Reihen die Worte gehen: „Die Baiern sollen wissen, daß auf uns Verlaß ist!“ Es sind Kerntruppen vom berühmten fünften Armeecorps, Posener und Niederschlesier, die 1866 unter General Steinmetz die blutige Bahn zum Siege gebrochen haben, heute aber von Kirchbach geführt werden, dem bei Nachod, Skalitz, Schweinschädel bewährten Divisionsgeneral. Wetteifernd stürmen jetzt Baiern und Preußen vorwärts und nehmen den Rest der Stadt, deren Besatzung zum größten Theil gefangen genommen wird. Aber noch ist der Gaisberg, von den Franzosen stark verschanzt, mit Schützengräben, Erdaufwürfen und Schießscharten versehen, durch Geschütze und Mitrailleusen vertheidigt, in den Händen des Feindes. Es erhebt sich dieser Berg, theils mit Reben, theils mit Hopfen bepflanzt, in Terrassen zu einer Höhe von mehr als 200 Fuß, seine Kuppe krönt ein schloßartiges Gebäude, die Schafenburg, mit den dazu gehörigen Wirthschaftsgebäuden. Hier standen Turkos, auf deren Wildheit ihr General große Hoffnungen setzte, und Zuaven, das sind Franzosen in bunter afrikanischer, der Frauenkleidung nahe kommender Tracht. Beide galten für Kerntruppen, letztere haben mit der ihnen an-

gebornen celtischen Geschicklichkeit den Berg und die Häuser in einen trefflichen Vertheidigungszustand versetzt. Aber dem Preußen, welcher heute dem Baier eine Probe seiner unerschütterlichen Pflichttreue geben will, hält weder das furchtbare Schnellfeuer der Chassepots noch das unheimliche Rasseln der Mitrailleusen auf, das da klingt, wie wenn eine Ankerkette auf ein Schiffsdeck fällt. Der Preuße, eine kritische Natur, kümmert sich wenig um Turkos und Zuaven, 1859 für die Oestreicher Schreckgestalten, vielmehr kommen sie ihm in ihrem weibischen Aeußern lächerlich vor. Im ersten Treffen stehen die Königsgrenadiere aus Liegnitz, drei Bataillone in einer Linie, voran 6 Compagnien in Schützenzüge aufgelöst, dahinter die anderen 6 als geschlossene Halbbataillone, hinter diesen wiederum andere Abtheilungen. Wie eine dunkle Wetterwolke wälzt sich diese Angriffssäule in erhabener Ruhe und unaufhaltsam um 12 Uhr vorwärts. Wenngleich von Kugeln überschüttet, die weite Lücken in die Reihen reißen, thun die Braven beim Aufsteigen keinen Schuß, sondern erklimmen die Kuppe und fegen mit dem Bajonet durch einen einzigen Stoß den Feind von dem Berge weg. Es ist 1 Uhr und die Division Douay in großer Unordnung herabgeworfen; viele laufen, was sie nur können. Indessen erobern Görlitzer Jäger die erste Kanone, das köstliche Gut, das Ehre und Wohlstand bringt. Denn wie viele Preise sind nicht in aller Welt für diejenigen ausgesetzt, welche das erste französische Geschütz nehmen würden! Um 1½ Uhr machen die Franzosen noch einen Vorstoß, den verlornen Berg wieder zu nehmen. Doch vergebens. Ihr tapferer General Douay fällt, von einem Granatsplitter getroffen, sie weichen, nicht einmal ihren Rückzug vermögen sie zu decken. Hinter den Fliehenden herjagend, erbeuten die schwarzen Husaren ein Zeltlager und eine Menge von Pferden. Doch die Verfolgung weiter auszudehnen, daran hindern die Berge und die Wälder der Gegend. Die Zahl der Gefangenen, unter denen sich Linie, Zuaven und Turkos befanden, betrug 817. Andererseits verloren die Preußen und die Baiern an diesem heißen Tage gegen 1300 Mann an Todten und Verwundeten; zu den Letzteren gehörte auch der einundsechszigjährige

General Kirchbach, der Held des Tages, von einer Kugel an der Wange gestreift, doch nach zwei Tagen schon wieder im Sattel. Als der Kronprinz um 1½ Uhr den Gaisberg hinaufritt, überall von den Soldaten mit unendlichem Jubel begrüßt, streckten ihm selbst die am Boden liegenden schwer Verwundeten die Hände entgegen, als wollten sie sagen: „Haben wir es heute nicht eben so gut gemacht wie bei Nachod und Skalitz?" Der König aber verlieh sofort in freudiger Bewegung dem siegreichen Heerführer das eiserne Kreuz, das erste, das in diesem Kriege eine Brust schmückte. Denn es lag klar da: Erstens ist ein Thor zum Elsaß mit einem gewaltigen, durch ganz Europa dröhnenden Schlage gesprengt und der Eingang in Frankreich geöffnet worden. Zweitens sind die Franzosen trotz der Vorzüge ihrer Waffen, trotz Zuaven und Turkos, trotz des Rufs ihrer Unüberwindlichkeit, an den die Welt glaubte, aus selbstgewählten festen Stellungen geworfen und haben an Selbstvertrauen verloren, indeß das der Deutschen wuchs. Drittens ist die Waffenbrüderschaft der Preußen und der Baiern, welche noch vor vier Jahren auf Tod und Leben mit einander rangen, durch Blut unauflöslich, wie wir hoffen, gekittet worden. Diese drei Bedeutungen hat der Tag von Weißenburg, der erste der drei Faustschläge in das Gesicht von Frankreich.

X.

Die Schlacht bei Wörth.

Den 6. August.

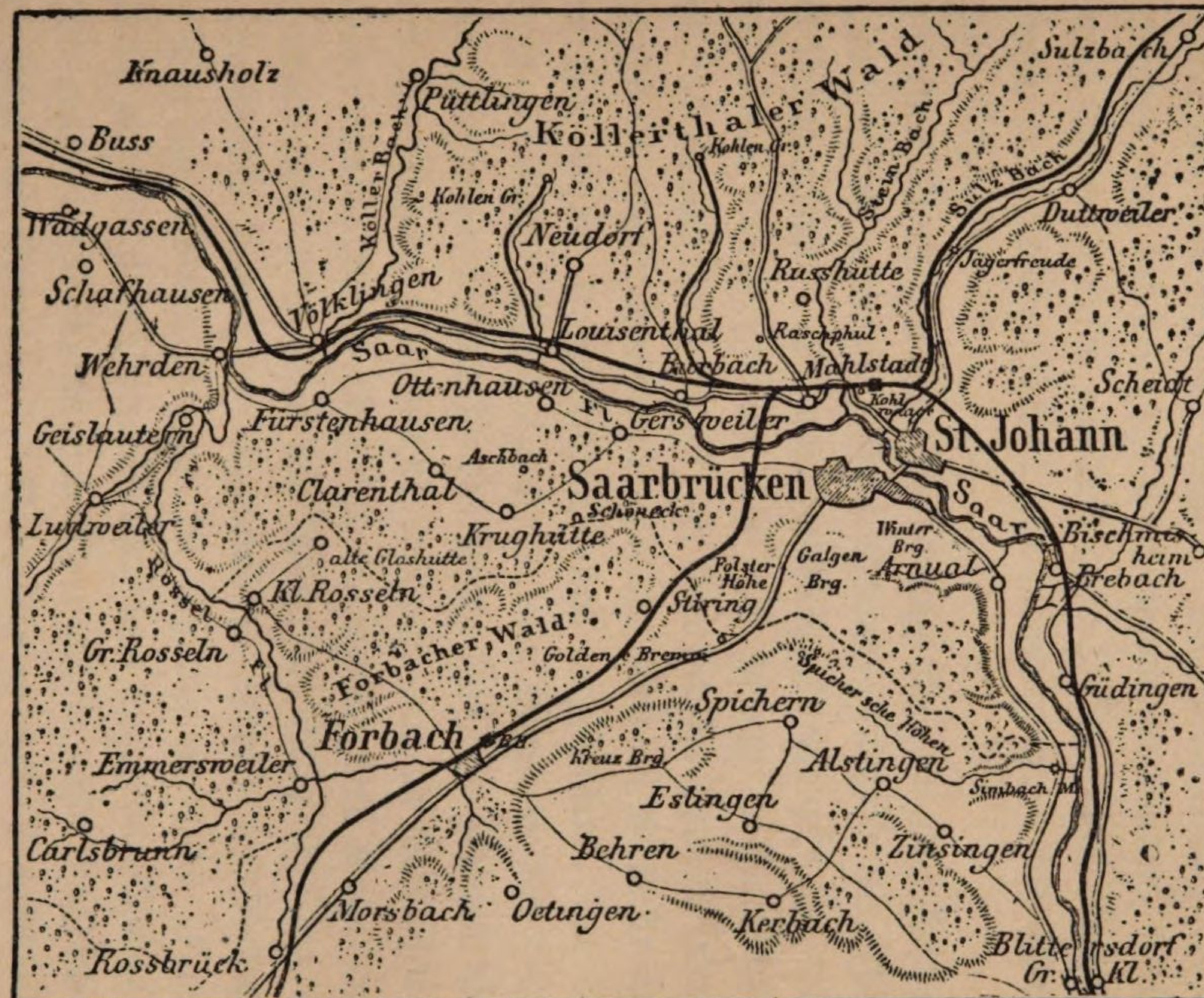
In freudiger Erregung, wie sie der Sieg schafft und den Sieg verbürgt, setzte am 5. August die dritte Armee ihren Vormarsch in südwestlicher Richtung fort und erreichte Sulz. Den 6. ging es rein gegen Westen auf das 1¼ Meilen davon am Sauerbache gelegene Wörth zu, das etwa 5000 Einwohner zählt. Mit diesem Marsche begann eine Rechtsschwenkung, wodurch dem Plane Moltke's gemäß die kronprinzliche Armee der zweiten des

Prinzen Friedrich Carl näher kam. Wörth selbst liegt am Fuße einer Hügelkette, die sich, ein Wiesenthal umschließend, fast halbkreisförmig vor der von Sulz herabführenden Straße ausdehnt. Dahinter, also auf der Sauerlinie, um das eine Viertelmeile davon entfernte Fröschwiller, hatte sich der Herzog von Magenta mit scharfem Blick eine treffliche Stellung ausersehen und bot die Schlacht. Sein Heer zählte 55,000 Mann, alles treffliche Truppen, nur von der Garde übertroffen. Die Höhen, auf denen er stand, ragten über die gegenüberliegenden an 50 Fuß empor; an den Abhängen lagen zahlreiche Gehöfte und einzelne Häuser, umgeben mit Rebenpflanzungen und Hopfengärten, kleine Wäldchen bedeckten ganz oben die Höhen und vollendeten die Mannigfaltigkeit und Schönheit der Landschaft. So konnte man der Stellung des Marschalls schwer beikommen, so sicherte sich derselbe durch die Gehölze für den Fall der Noth den Rückzug. Obgleich der Kronprinz anfänglich erst am 7. die Schlacht annehmen wollte, ward sie schon in den Morgenstunden des 6. unvermeidlich, da sich seit 7 Uhr mehrere ernstliche Gefechte bei der Vorhut entwickelten, die eine immer größere Ausdehnung gewannen. Ein von den Seinen eine Stunde lang fortgesetztes Recognoscirungsgefecht befahl der General Kirchbach, der trotz seiner Wunde wieder im Sattel saß, um 8 Uhr abzubrechen. Aber inzwischen hatte sich bei Gunstett, das südlich von Wörth der Sauer nahe liegt, ein zweites entsponnen, in das der Führer, da sich die Spitzen seines Corps fest verbissen, eingreifen mußte. Er ließ daher 18 Batterien vorgehen, sich auf die Höhen östlich von Wörth, 12 französischen gegenüber, aufstellen und ihr Feuer zu eröffnen. Nach einer furchtbaren einstündigen Kanonade, die ihre Wirkung nicht verfehlte, befahl er, den Ort mit Sturm zu nehmen. Dies gelang beim ersten Anlauf und ebenso, den erstürmten zu behaupten; nur zweimal geriethen die vordersten Häuser und einmal der westliche Stadttheil auf einen Augenblick in die Gewalt der vorstürmenden Franzosen; mit blutigen Köpfen wurden sie alsbald wieder herausgeworfen. Während dessen führten mehrere Eisenbahnzüge, die auf freiem Felde Halt machten, ihnen neue Streiter zur Hülfe herbei. Man er=

kannte deutlich mit Hülfe des Fernrohrs, wie die Soldaten ausstiegen, sich formirten und dann nach dem ihnen angewiesenen Fleck abmarschirten. Um 1 Uhr begann der Angriff der Preußen auf das an der großen Straße nach Reichshofen gelegene Fröschwiller, indessen südlich davon andere starke Abtheilungen, bis an die Hüften watend, die Sauer überschritten und Elsaßhausen angriffen. Ueberall hohe Hügel mit steilen Abhängen, überall Gehölz, Wein und Hopfen, nur Schritt für Schritt ging es vorwärts. Während dessen war um Gunstett seit 10½ Uhr hart und blutig gerungen, doch schließlich das Dorf von den Preußen behauptet worden. Gegen 1 Uhr gingen die Hessen-Nassauer unter dem aus dem böhmischen Feldzuge durch seine rücksichtslose Kühnheit bekannten General Bose gegen Morsbronn und noch weiter links gegen den Niederwald vor. Gothaer und Meininger sind es, die Morsbronn mit Sturm nehmen und sich in den Hopfengärten einnisten. Auf sie werfen sich in sausendem Galopp die Kürassiere Michels; aber von einem wohlgezielten Schnellfeuer empfangen, bilden sie in wenigen Augenblicken einen zuckenden Wall von Menschen- und Pferdeleibern, und der Rest, der aus den Hopfenstangen nicht heraus kann, fällt unter den knatternden Schüssen. Auch ein ihnen zu Hülfe heransprengendes Uhlanen- und Dragoner-Regiment kehren, mit scharfen Salven begrüßt, schleunig wieder um und verwandeln sich auf der Flucht in einen wirren Knäuel, hinter dem, fortwährend einhauend, preußische Husaren herjagen. Gleichzeitig findet in dem von den Franzosen stark besetzten Niederwalde ein wüthender Kampf des 83. und 94. Regiments mit dem 3. Zuaven- und 3. Turko-Regiment statt. Die Zahl ist auf beiden Seiten gleich, hier geht es Mann gegen Mann, mit Kugel, Bajonet und Kolben. Aber nirgend wie hier zeigt sich heute die deutsche Kraft so überlegen den Franzosen und Afrikanern. Der größte Theil der Zuaven und Turkos wird in dem blutgetränkten Walde niedergemacht, einige andere gefangen genommen, der Rest entflieht, übel zugerichtet, nach Hagenau und Straßburg. So sind Morsbronn und der Niederwald in den Händen der Deutschen, so ist der rechte Flügel Mac Mahons total

geschlagen. Doch bleibt noch die Aufgabe übrig, im Centrum Elsaßhausen und Fröschwiller dem Feinde zu entreißen. Dies unternimmt Kirchbach mit seinen Posenern, um 1½ Uhr von den Hessen-Nassauern unterstützt, die eben mit Morsbronn und dem Niederwalde fertig geworden sind. Von zwei Seiten angegriffen, weichen die Franzosen schnell aus Elsaßhausen auf Fröschwiller zurück. Hier sammelt der tapfere Mac Mahon, was er noch an Fußvolk hat, und macht einen gewaltigen Vorstoß auf Elsaßhausen. Ein furchtbar prächtiger Anblick diese Angriffslinien, ein entsetzlicher Zusammenstoß! In dem heißen Kampfe, der hier entbrennt, sinkt der General Colson, der Chef des französischen Generalstabs, zu Tode getroffen vom Pferde. Doch ungeachtet der Todesverachtung, mit der sich die Franzosen auf ihre Gegner werfen, werden dennoch auch diese verzweifelten Vorstöße erstickt. Zum Aeußersten entschlossen, opfert Mac Mahon auch den Rest seiner mit stürmischer Tapferkeit daherbrausenden Kürassiere; in nutzlosen Angriffen auf die schnellfeuernden blauen Linien brechen sich die Ueberbleibsel der schönen Regimenter, die siegesgewiß und übermüthig in den Kampf gezogen waren. Immer weiter dringen von Osten die unermüdlichen Posener vor, immer mehr nähern sie sich Fröschwiller, dem Mittelpunkte der feindlichen Aufstellung, dessen Kirchthurm in Flammen auflodert. Da kommen, es ist 3 Uhr Nachmittags geworden, von Norden die Baiern unter ihrem General von der Tann gezogen, von Süden die Würtemberger unter General Obernitz und die Hessen-Nassauer. Einen Augenblick stehen sich die Schlachtlinien unbeweglich gegenüber, gleich als wenn sie sich mit den Blicken messen nnd die furchtbar schöne Gegend betrachten wollen; denn auch Elsaßhausen steht in hellen Flammen, und überall in der Umgegend steigen hohe Rauchsäulen auf. Dann ein kurzer stürmischer Anlauf, und auch Fröschwiller wird, es ist erst 3½ Uhr, mit Sturm genommen. Da flieht der Rest der Armee des Herzogs in Unordnung nach Reichshofen und Bitsch. Ein panischer Schrecken ergreift die Gemüther, es entsteht eine wilde Flucht, wie sie bei Deutschen unmöglich wäre, die mehr dem Verstande als einer maaßlosen Phan=

SPICHEREN.


Knausholz
Buss
Wadgassen
Schafhausen
Wehrden
Geislautern
Ludweiler
Püttlingen
Köllerthaler Wald
Völklingen
Saar
Neudorf
Louisenthal
Russhütte
Burbach
Mahlstadt
Sulzbach
Dutweiler
Jägerfreude
Scheidt
St. Johann
Saarbrücken
Fürstenhausen
Ottenhausen
Gersweiler
Clarenthal
Krughütte
Aschbach
alte Glashütte
Kl. Rosseln
Gr. Rosseln
Forbacher Wald
Forbach
Emmersweiler
Carlsbrunn
Rossbrück
Morsbach
Oetingen
Behren
Kerbach
Esingen
Spichern
Alstingen
Zinsingen
Stiring
Arnual
Galgen Brg.
Winter Brg.
Polster Höhe
Brebach
Güdingen
Bischmisheim
Blittersdorf
Gr.
Kl.

tasie folgen, eine unsichtbare Macht scheint die Fliehenden mit Geißelhieben vor sich her zu treiben. Manche Abtheilungen lösen sich ganz auf, einzelne Flüchtlinge laufen gleich nach Hause und sagen, der Krieg sei aus. Ein unparteiischer Augenzeuge, ein Oestreicher, berichtet: „Zuerst galoppirte ein Pferd ohne Reiter an mir vorbei, den Sattel unter dem Bauche, dann kam ein langer Franzose, nur mit einem Hemde bekleidet, denn alles Uebrige hatte er weggeworfen, um bei der Hitze besser laufen zu können. Bald liefen immer dichtere Haufen vorüber, ohne Waffen, ohne Gepäck, einige tobend, andere niedergedrückt, alle furchterfüllt — die ächten Helden von Roßbach."

Hinter den Flüchtigen jagt die deutsche Reiterei über Reichshofen hinterher und verdoppelt ihren Schrecken, bis sie die Fühlung mit ihnen verliert. Da wird reiche Beute gemacht, da fällt den Reitern eine Kriegskasse mit 360,000 Franks in die Hände und auch das Gepäck des Herzogs, bei dem sich die Papiere seines Bureaus und seine Correspondenz vorfinden. Erst bei Niederbronn, wo ihnen eine frische französische Division entgegentrat, hat die wilde Jagd ein Ende. Der stolze Sieger von Magenta, der heute in eigener Person an die Spitze des letzten Angriffs getreten und wie immer unverwundet geblieben ist, während um ihn die Offiziere seines Generalstabs stürzen, hat sich in erzwungener Ruhe eine Cigarre angezündet und leitet den Rückzug. Seine Uniform ist zerfetzt, sein Gesicht schwarz von Sonnenbrand, Staub- und Pulverdampf. Mit ungeordneten Haufen, die sich um die Adler gesammelt haben, zieht er über Luneville nach dem Lager von Chalons. Er verlor gegen 9000 Todte und Verwundete und 6000 Gefangene, dazu 32 Kanonen, 6 Mitrailleusen und 2 kaiserliche Adler; unter den Todten befand sich außer Colson auch der General Raoult. Der Verlust der Deutschen betrug an dem heißen Tage nicht weniger als 8000 Mann, darunter der des fünften Corps, das heute abermals wie bei Nachod, Skalitz, Weissenburg und dem Gaisberg allen rücksichtslos voranging, allein 4500. Unter den Verwundeten befand sich auch der General Bose, der zuerst eine Chassepotkugel in die Hüfte erhielt. Obgleich die

Wunde stark blutete, ließ er sich nicht verbinden, sondern führte den Oberbefehl weiter, bekam jedoch gegen Ende der Schlacht eine zweite Kugel, die unter dem Knöchel durch den Fuß durch und durch ging; erst da ritt er langsam nach Wörth zurück. Das war der zweite Siegestag in dem Feldzuge und der zweite Faustschlag, den Franzosen in das Angesicht versetzt.

In der allernächsten Zeit wurden bei Niederbronn und Reichshofen in siegreichen Vortrabsgefechten, noch 6 Geschütze erbeutet, und die frisch gebliebenen Badenser, eine Division stark, unter General Beyer gegen Straßburg geschickt. Derselbe nahm Hagenau durch Ueberraschung und schloß am 11. Straßburg ein. Inzwischen führte der Kronprinz, von dessen Person jetzt den Truppen der Sieg unzertrennlich schien, das Hauptheer durch die Vogesen, unbelästigt von dem flüchtigen Feinde. Die kleine Feste Lützelstein kapitulirte am 9., Lichtenberg nach 12stündiger Beschießung am 12. August. Das schwer zu nehmende Bitsch wurde zwar schon am 11. cernirt, doch hat es sich bis zum Ende des Kriegs gehalten. Am 14. fand eine vergebliche Beschießung von Pfalzburg statt, das sich erst im December ergab, am 15. kapitulirte Marsal in Folge kurzer Beschießung durch bairische Truppen. Nach so ungeahnten Erfolgen erreichte die dritte Armee am 15. Luneville, wo ihrem Führer die Schlüssel der Stadt auf einem rothsammtenen Kissen entgegengetragen wurden, am 18. Nancy und machte daselbst Halt, harrend des Ausfalls der ernsten Ereignisse, die bei Metz vor sich gingen.

XI.

Der Sturm auf die Spicherer Höhen.

Den 6. August.

An demselben Tage, wo der Kronprinz den Herzog von Magenta zur Vernichtung schlug, ward etwa 10 Meilen nordwestlich von Wörth bei Saarbrücken blutig gerungen. Dieser Kampf, der um die Höhen bei Spichern, das südlich von Saar=

brücken liegt, ist eine der härtesten Proben von der Pflichttreue des preußischen Soldaten gewesen, die bis in den Tod geht. Denn der bisher von den Franzosen für hervorragend tüchtig gehaltene General Frossard hielt nach dem lächerlichen 2. August die zwischen den Dörfern Stiring und Spichern und andererseits der Saar gelegene fast uneinnehmbare Stellung besetzt, um den Saarübergang zu vertheidigen und den Feind zu verhindern, französischen Boden zu betreten. Es erhoben sich hier über den Saarspiegel Höhen von nahezu 300 Fuß, und zwar mit so steilen Abhängen, daß der unbeladene Wanderer nur mit Hülfe des Stocks oder kriechend auf Händen und Füßen hinaufkommt. Diese Böschungen sind im Osten mit Wald bestanden, in der Mitte meist kahl mit hervortretendem Sandstein, im Westen, gegen Spiring hin, bewaldet, weiter unten aber frei und offen; von oben herab überschaut man den Fuß der Berge und weithin das davor liegende Terrain. Die Festigkeit dieser von Natur überaus starken Stellung verstärkte der General, dem es ja an Zeit nicht fehlte, noch bedeutend durch Kunst. Er ließ Schützengräben von 3 Fuß Tiefe terassenförmig über einander zu einer sogenannten Ringverschanzung ausheben und mit Brustwehren versehen, während zahlreiche Batterien von Kanonen und Mitrailleusen von Vorsprüngen und beherrschenden Punkten aus die Gegend bestrichen. Dahinter lagerten, Forbach und St. Avold hinter sich, die drei französischen Divisionen. Als nun die Vorhut der von Steinmetz befehligten ersten Armee, in der Morgenfrühe des 6. August aufbrechend, Saarbrücken erreichte, dessen vier Tage lang geängstete Bewohner den Einrückenden wie Rettern aus der Noth entgegenjubelten, ging die Meldung ein, Frossard ziehe nach Forbach zu ab. Ist diese Nachricht falsch gewesen oder der bereits im Abzuge begriffene Feind wieder umgekehrt? Da nun der General Kamecke, der Führer der 14. Division die Höhen nur noch schwach besetzt glaubte, so ordnete er für 11½ Uhr den Angriff an, zu dem man auch hier ursprünglich erst am 7. August übergehen wollte. Denselben leitete das Feuer einer preußischen Batterie ein, welche vom Exercierplatze aus die gegenüberliegenden Höhen beschoß, dann

begann der Sturm gegen die furchtbaren Höhen. Links gingen sechs westphälische Bataillone im Sturmschritt und bald im Laufschritt gegen die kahlen Abhänge bei Spicheren vor, rechts fünf gegen das in der Flanke davon gelegene Stiring. Allein beide Stürme scheiterten an der feindlichen Stellung und Uebermacht. Denn die erste Sturmkolonne kam ungeachtet großer Verluste allzu wenig vorwärts, der zweiten wurde das schon genommene Stiring wieder von Truppenmassen entrissen, die von Forbach herbeieilten. Weshalb aber brachen diese, da sie doch von der Höhe herab die Schwäche des Gegners auf das Deutlichste erkennen konnten, nicht hervor und vernichteten in einem Kampfe von 3 gegen 1 die ganze 14. Division? Ist es wahr, daß der General Frossard den halben Nachmittag hindurch an der wohlbesetzten Tafel des Maires von Forbach schmauste? Und warum that der Nächstkommandirende nicht seine Schuldigkeit, da doch die Chancen der Preußen mit jeder Minute wuchsen? Denn der heftige Kanonendonner, der über die Saar schallte, rief mahnend andere Truppentheile herbei; zu Fuß im Geschwindschritt, mit der Eisenbahn in beschleunigter Fahrt, nahte Bataillon auf Bataillon der Kampfesstätte. Lautete ja doch der Befehl des Feldherrn: „Wo Kanonendonner zu hören ist, hat jeder Truppentheil nach dieser Richtung zu marschieren, auf dem Schlachtfelde aber angekommen, sich schnell über das Gefecht zu orientieren, um angemessen sofort eingreifen zu können.“ So trafen denn, ohne daß ein bestimmter Plan entworfen gewesen wäre, die Abtheilungen, jede für sich, auf dem rechten Fleck ein. Zwei rheinländische Batterien kamen zuerst herangesaust, protzten ab und eröffneten ihr Feuer. Dann waren im Eilschritt die wackeren Hohenzollernschen Vierziger da, die Saarbrücken so tapfer vertheidigt hatten, heute aber das am 2. August unnütz vergossene Blut rächen wollten. Auch ein Theil der 5., aus Brandenburgern bestehenden Division nahte, welche eigentlich zu der zweiten Armee des Prinzen Friedrich Karl gehörte, heute aber von deren rechtem Flügel her dem linken von Steinmetz die Hand reichte. Hinterher jagten noch 2 märkische Batterien. Um diese Zeit wurde zwischen 15 preußischen Bataillonen und den 3 französischen Divisionen

gekämpft, doch noch ohne Erfolg für unsere Waffen; schien doch manchem der Augenblick nahe, wo alle Stürme abgeschlagen und zum Rückzuge geblasen werden würde. Da trifft um 3 Uhr der kühne General Goeben ein, der in Spanien langjährige militairische Erfahrungen gesammelt hatte, im Mainfeldzuge von 1866 der rechte Arm Vogels von Falkenstein. Mit sicherem Feldherrnauge mustert er die feindliche Stellung und dehnt die Angriffslinie weiter aus, dann wirft er die Bataillone zu einem furchtbaren Stoße gegen die Höhen. Die Tambours schlagen, die Hörner rufen zu Kampf und Tod und Sieg. Es sprüht den Tapferen tausendfach feuerroth entgegen, es umsaust sie mit unheimlichen Tönen, es fällt rings um sie, prasselnd einschlagend, auf Erde und Gestein. Ohne Schuß, halb gehend, halb kriechend arbeiten sich die Schützenlinien hinauf, jeden Busch, jeden Stein benutzend. Wird es möglich sein, mit Wehr und Waffen und dem gerollten Mantel den „Spicherer Kopf" zu erklimmen, und noch dazu zwischen springenden Granaten und pfeifenden Chassepot- und Mitrailleusenkugeln? Ja, das Hagelwetter zerschmettert die junge Saat; wie der Schnitter mäht, so liegen die in den blauen Uniformen hingestreckt, schwadenweis; Todte und Verwundete rollen zwischen den Stürmenden in die Tiefe. Allein höher hinauf, immer höher klimmen die überlebenden Brandenburger und Westphalen empor, die schon einmal in treuer Waffenbrüderschaft, bei Düppel, eine feste Stellung mit Sturm genommen haben. Doch heute geht es weit blutiger her als am 18. April 1864, heute wollten sich beide noch dichtere Lorbeeren in den alten Kranz flechten. Sie legen sich nieder, wann ihnen der Athem ausgeht, und verschnaufen, dann geht es von neuem vorwärts. Jetzt sind sie oben und haben das Uebermenschliche geleistet, nun ist die Reihe an ihnen, dem Feinde gleiches mit gleichem zu vergelten. „Nicht Menschen, sondern Gespenster, erzählten Gefangene, sahen wir anrücken; unter einem vernichtenden Hagel von Geschossen kamen sie herauf und standen, wie aus der Erde gewachsen, riesig und schrecklich vor uns." Sie geben ein furchtbares Schnellfeuer in nächster Nähe ab, so daß die Franzosen reihenweis stürzen, und

die rothen Hosen jenseits der Höhe noch dichter liegen als diesseits die blauen Röcke. Breite Blutlachen zeugten noch am anderen Tage von diesem entsetzlichen Feuer des Zündnadelgewehrs. So erreichen die vordringenden Preußen den Waldrand und werfen den Feind in den Wald hinein, wo ein Kampf von Baum zu Baum entsteht, ähnlich wie der an demselben Nachmittage im Niederwalde bei Wörth. Bald ist auch das ganze Gehölz genommen, der Franzose auf die kahle Hochebene hinausgeworfen, der Tag für die Preußen entschieden, wenn es gelingt, das Errungene festzuhalten. Schon machen die Franzosen den ersten Versuch, über ihre todten Pferde und die weggeworfenen Gewehre und Tornister der Ihrigen hinweg den heranfluthenden Strom zurückzuwälzen; das furchtbare Schnellfeuer des in der Vertheidigung unübertrefflichen Zündnadelgewehrs wirft sie alsbald zurück. In diesem Moment gelingt es, zwei märkische Batterien mit unsäglicher Anstrengung durch den Kugelregen hindurch auf die Hochebene zu bringen; das erste Geschütz ist bereits glücklich hinauf, da werden die Pferde vor dem zweiten getödtet, so daß nichts übrig bleibt, als dasselbe wiederum den Hohlweg hinabzurollen, damit die Bahn für die übrigen frei wird. Doch sie sind oben und unterhalten ein vernichtendes Feuer gegen den Feind. „Am folgenden Tage, erzählt ein Besucher der blutigen Stätte, hingen auf den höchsten Kämmen der Laufgräbengürtel, welche den Berg umgeben, die zerfetzten Franzosenleichen wie eine rothe Garnitur.“ Noch zweimal versucht der Feind, diese kühne Artillerie zu nehmen, die bis in die Schützenlinie vorgegangen ist, zweimal kommt er an sie bis auf 1000 Schritte heran, zweimal weicht er zurück und räumt endlich, nachdem das Gefecht von 5½ bis 8½ Uhr gestanden hat, ermattend an dieser Stelle das Feld. Aber weiter rechts, bei Stiring, ist der Kampf noch nicht aus. Zwar wird zu Anfang des entscheidenden Vorstoßes das Dorf genommen, doch geht es wieder verloren: da stürmen 5 brandenburgische Regimenter heran und werfen die Franzosen für immer heraus. Als dieselben noch einen letzten verzweifelten Vorstoß wagen, zerschellen sie an der blauen Linie wie die Eisscholle an dem starken Brücken-

pfeiler. Der rechte und linke Flügel Frossards sind geschlagen, es weicht nun auch das Centrum. Darauf ziehen sich mit einbrechender Dämmerung alle, durch feuernde Geschütze gedeckt, zurück und lassen dem neunten Husaren-Regiment die Feldlager und das Gepäck von zwei Divisionen als willkommene Beute. Wie müssen da die preußischen Reiter lachen, als sie Bonbons, Pomade, Schminke, Spiegel und Damenkleider in großer Auswahl vorfinden! Gehören diese Gegenstände auch zur Heeresrüstung der „großen Nation", nehmen deren Offiziere Dirnen mit in das Feld? Indessen fühlte der in starker Auflösung fliehende Feind, daß ihm die Straße nach Forbach bereits durch eine preußische Division verlegt war, wo ein Brückentrain von 40 Wagen und ungeheure Vorräthe von Fourage, Lebensmitteln, Decken, Taback und Wein in die Hände der Sieger fielen. Da blieb denn dem General Frossard nur der fluchtartige Rückzug nach Südwesten übrig; Nacht und Ermüdung verhinderten seine weitere Verfolgung.

Als der General Steinmetz gegen den Schluß des Kampfes eintraf, war der theuer erkaufte Sieg fast schon entschieden. Die Franzosen hatten 4000 Todte und Verwundete in den Händen der Preußen gelassen, diese aber Verluste erlitten, die über die feindlichen noch hinausgingen. Das 74. Regiment zählte 698, das 1. Bataillon des Leibregiments No. 8 — 223, das 12. Grenadierregiment gar 885 Todte und Verwundete. Und doch fehlte hier der Glanz von Wörth: 2500 Gefangenen, allein keine Kanone, keine Mitrailleuse, kein Adler genommen! Noch eine traurige Kunde trübte die Siegesfreude, die vom Tode des tapfern Generals François, der, von 5 Mitrailleusenkugeln durchbohrt, seinen verklärten Vorgängern Scharnhorst, Raven und Hiller von Gärtringen gefolgt war! Doch von Freude trunken, voll von Dankbarkeit und Mitleid, strömten die Einwohner von Saarbrücken hinaus, um sich der Verwundeten anzunehmen. „Im ersten Augenblicke machte sich der Mangel an Aerzten und Krankenpflegern auf die empfindlichste Weise geltend, trotzdem von Seiten der Bürgerschaft in der liebevollsten Weise alles geschah, was an so blutigen Tagen nur geleistet werden konnte. Es gab Privathäuser, in denen die Ver-

wundeten zu Dutzenden lagen; auch das Casino wurde in ein Lazareth verwandelt. Särgen und roh gezimmerten Kreuzen begegnete man in allen Straßen, und die Todtengräber waren in ununterbrochener Thätigkeit.“ Das ist der Tag von Spicheren, der dritte Faustschlag in das Gesicht von Frankreich, der dessen zweites Thor sprengte. Umgekehrt wie bei Weissenburg und Wörth, ist er von der Minderzahl gegen die Uebermacht erfochten worden. Man hat tadeln wollen, daß an allen drei Stellen allzu kühn in Front vorgegangen, und zuviel des theuren Bluts geopfert sei. Allein wer sieht nicht ein, daß die drei Schläge ein beabsichtigtes Ganzes bildeten, wohl berechnet auf den haltungslosen Charakter der Franzosen! Dreimal total geschlagen, lassen sie von dem Geschrei: „Auf, nach Berlin!“ ab und wälzen sich vielmehr auf Paris zurück. Aus einem rasenden Siegestaumel in den tiefsten Abgrund gestürzt, sind sie während des ganzen Kriegs nicht mehr vollständig zur Besinnung gekommen, sondern haben in ihrer Betäubung, die selbst zur Tollheit überging, Fehler auf Fehler gehäuft. Andererseits sah bereits damals der tiefer Blickende, daß mit dem 6. August, da der starke Oststurm die beiden drohenden Wetterwolken über die Vogesen zurückgejagt hatte, der Gang des Krieges eigentlich schon entschieden war.

XII.

Die unmittelbaren Folgen der drei ersten Schläge.

Die Entmuthigung der französischen Armee, von der nun schon 8 Divisionen nahezu vernichtet waren, nahm zu, je weiter der Rückzug ging. Insbesondere wagte ihre Reiterei nicht mehr, vor der trefflichen deutschen Stand zu halten. Sie bildete schon früher die schwächste Seite des französischen Heeres, denn der Franzose läßt sich weder zum Reiter machen, noch versteht er, ein Pferd zu pflegen; jetzt aber zeigte sie sich besonders schwach. So

konnte denn die deutsche Kavallerie mit der größten Kühnheit tief hinein in das feindliche Land voraufreiten, gleich als wenn es das eigene wäre. Sie zerstörte Eisenbahnen und Telegraphen, sie requirirte Lebensmittel und Fourage, Pferde und Wagen, sie umhüllte wie eine undurchdringliche Wolke das eigene Heer und dessen Bewegungen, indeß ihr die des Feindes nirgends entgingen. Es ist ein alter Grundsatz: Wer überall Reiter hat, der hat überall Augen. Jene tauchen auf, sie sind da, sie sind wieder verschwunden und erscheinen von neuem, sie ersparen dem Fußvolke unnütze Märsche und schützen es so vor Uebermüdung. Schon am 12. August, lange vor der Ankunft des Kronprinzen, wagten sich 150 Uhlanen in Nancy hinein. Gerade diese Waffengattung, an die der Franzose in seiner Unkenntniß der Verhältnisse anderer Völker unbestimmte und schreckliche Vorstellungen von Sengen und Brennen knüpfte, erregte am meisten Schrecken. Selbst in gebildeteren Kreisen ging es um: „Die Uhlanen sind, ähnlich wie die Kosaken in Rußland, ein in Preußen angesiedelter Volksstamm, der von Zeit zu Zeit, wann ihn hungert, auf Raub auszieht.“ Wie kann man sich da wundern, daß in den unteren Klassen des französischen Volks die geängstigte Phantasie vollständig mit dem Verstande durchging! Diese lächerliche Uhlanenfurcht dauerte bis in den Winter hinein, wo sich der alte Garibaldi veranlaßt sah, die Seinen ernstlich davor zu warnen. Weitere Folgen der drei großen Schläge waren der Fall der kleinen, noch nach dem alten System erbauten Festungen und die Wegnahme der ungeheuren zwischen der Mosel und der Ostgrenze aufgehäuften Vorräthe an Lebensmitteln, Bekleidung und Heergeräth. Wie wirkten die drei Niederlagen auf Paris? Es gährte stark, obgleich schon am 7. August der Belagerungszustand verkündet, und eine Mobilgarde der jüngeren und eine Nationalgarde der älteren Bürger errichtet wurde. Der allgemeinen Erbitterung weichend, trat der Marschall Leboeuf, nachdem er so glänzend seine Unfähigkeit dargelegt, von der Spitze des Generalstabs ab. Auch der Kaiser legte in aller Stille den Oberbefehl nieder, den jetzt der Marschall Bazaine übernahm, auch das Ministerium Ollivier wich, mit dem Fluche des Landes be-

laden, zurück. Dafür trat als erster Minister der Graf Palikao ein, der erste der „Mameluken", d. h. der Bonapartisten vom reinsten Wasser. Unbekümmert um das Geschrei der Linken, die unter der Führung von Favre und Gambetta lauter und lauter die Absetzung des Kaisers forderte, traf er eine Reihe von Maßregeln, die von Energie und Umsicht zeugten. Dahin gehört die Bildung von 2 Reservearmeen bei Paris und Chalons, dahin, daß er die gänzlich zuchtlos gewordenen Pariser Mobilgarden aus dem Lager von Chalons nach Paris zurückmarschieren und an ihre Stelle die von Rom herübergeholten Truppen rücken ließ, welche bisher den Papst gegen Garibaldi schützten. Auch die Befestigungen um Paris wurden eilends verstärkt, und der General Trochu, ein braver und talentvoller Soldat, doch ein schwacher Charakter, zum Kommandanten der Hauptstadt ernannt. In derselben wuchs der Haß gegen die dort ansässigen Deutschen und zwang die Regierung, dieselben auszuweisen, da „ihre Anwesenheit schädlich wirken könnte." Viele Tausende von fleißigen Händen, die Paris sonst gern sah, wurden jetzt mit einem Male auf die Landstraße geworfen und über die Grenze geschafft, unter denselben allein 12,300 Preußen. Von ihnen verarmte, um sein Brot gebracht, so mancher, nachdem er sich seit Jahren oder Jahrzehnten redlich in der Hauptstadt ernährt hatte, und wurde zum Bettler. Ein solches Verfahren ist bisher bei gebildeten Völkern geradezu unerhört gewesen; hat in Berlin wohl ein einziger Mensch daran gedacht, die vielen, dort ansässigen Franzosen auszuweisen? Sie sind friedlich in ihrem Geschäft geblieben und befinden sich noch heute darin wohl. Doch trug der Haß gegen die Deutschen, durch die Niederlagen bis zum Wahnsinn gesteigert, noch viel schlechtere Früchte. Es war schon schlimm gewesen, daß die französischen Soldaten auf Verbandplätze, Aerzte, Johanniter, Krankenpfleger und Parlamentaire schossen; selbst die Offiziere kannten unverantwortlicher Weise die humanen Bestimmungen der Genfer Convention nicht und verletzten schwer die Gebote der Menschlichkeit. Jetzt aber bildeten sich zwischen der deutschen Grenze und der Mosel in den Wäldern und Schluchten der Vogesen kleine be-

waffnete Banden, die einzelne Soldaten mordeten und Transporte anfielen. Plötzlich tauchten sie auf, plötzlich waren sie verschwunden. Die vorrückenden Deutschen fanden viele Dörfer ganz verlassen, da ihre Einwohner glaubten, die Barbaren würden ihre jungen Leute in Reih' und Glied stellen und Leben, Ehre und Eigenthum antasten. In manchen Ortschaften war stinkendes Wasser in die Brunnen gegossen, vielfach auch Eßvorräthe und Wein vergraben. Um so schlimmer, da durch das sonnverbrannte und ausgesogene Land bis zur Mosel nun schon das dritte Heer hindurchzog! Wie soll man sich aber über die Ausbrüche des Hasses in der Bevölkerung wundern, wenn sogar ein Prinz des königlichen Hauses, der von Joinville, schreibt: „Ich lese, daß die Bürger von Weißenburg während des Kampfes auf den Feind geschossen haben. Die braven Leute! Wenn doch Alle ebenso handelten. Wenn es gelingt, Paris in Vertheidigungszustand zu setzen, wenn endlich unser Heer einen Führer findet, so werden die Anstrengungen der Deutschen im Herzen von Frankreich zu Schanden, und sie werden dort ihr Borodino finden. Nichts ist verloren, und ich träume noch von einer großen Nationalbewegung, durch welche Frankreich den Feind aus dem Lande werfen wird." Noch zahlreicher als 1866 in Böhmen fanden sich auch die Hyänen des Schlachtfeldes ein, die Todten auszuplündern und die Verwundeten zu morden oder ihnen die Augen auszustechen, um in ihnen nicht spätere Zeugen ihres verruchten Treibens zu haben. Da wollte keine Milde nützen, sondern nur ein unerbittliches Gericht über die Uebelthäter. Wahrlich, es schien mehrfach im Verlaufe der beiden Jahre, als ob, der Bildung des neunzehnten Jahrhunderts zum Trotz, der Krieg den Charakter eines Racenkampfes annehmen würde; sonst sind solche nur in alten Zeiten geführt worden, da ein Volk das andere ausrottete.

XIII.

Die drei Schlachten um Metz.

1. Die Schlacht bei Courcelles.

Den 14. August.

Nach dem Sturme auf die Spicherer Höhen zog die erste Armee, langsam vorrückend, von Forbach auf Metz. Bei ihr befand sich der Oberbefehlshaber aller drei deutschen Heere, der König Wilhelm. Der Sieger über Dänemark und Oestreich scheute nicht Wind noch Wetter noch Strapazen; sah er im Geiste schon sich und die Seinen dieselbe Siegesstraße ziehen, die er schon einmal, als Jüngling, gezogen? So schien es, denn er schaute heiter in das Treiben auf der breiten Heerstraße hinein. Noch ahnte Niemand, daß die allerblutigsten Tage des ganzen Krieges bevorstanden. In langer Reihe, mit weiten Zwischenpausen rollten die Wagen des königlichen Hauptquartiers auf der staubigen Chaussee hin, manchmal an marschierenden Truppen, dann an unendlichen Kolonne nvorbei, indeß Feldgend'armen voraussprengten, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Zur Umgebung des Oberfeldherrn gehörten vor allen seine Getreuen aus dem böhmischen Feldzuge: Bismarck, Moltke und Roon. Etwas schneller als die erste Armee ging die zweite unter dem Prinzen Friedrich Carl auf der von Mainz nach Paris führenden Kaiserstraße vor, welche Napoleon I. in den Jahren 1810—12 hatte bauen lassen. Der Uebergang über die Saar fand in der Nacht vom 7. auf den 8. August bei Saargemünd statt, dessen Behörde schnell die errichteten Barrikaden wegräumen ließ, damit die Stadt als eine offene behandelt werde. Noch schneller als die zweite Armee hatte während dieser Zeit der Kronprinz mit der seinigen zu marschieren, damit alle drei, ohne Fühlung zu verlieren, auf eine und dieselbe Höhe kämen. Nirgend ein Feind, überall tiefer Friede, die Cavallerie weit vorauf. Am 13. erreichte sie Pont-à-Mousson, das südlich von Metz an der Mosel liegt, und fand daselbst die

große steinerne Brücke nicht zerstört vor. Den folgenden Tag kam die Armee bis Courcelles vorwärts, $1\frac{1}{2}$ Meilen südöstlich von Metz. Da ging von voraufsprengenden Reiterabtheilungen die Meldung ein: „Feindliche Massen lagern zwischen uns und Metz auf der Linie von Peltre bis Servigny in großen Freilagern. Jenseits der Festung aber sahen wir auf der Heeresstraße nach Verdun dichte Staubwolken wie von marschierenden Truppen.“ Konnte da jemand anders urtheilen, als daß Bazaine im Begriffe sei, abzuziehen? Ließ er nicht darum bloß jene Nachhut auf dem rechten Moselufer stehen, um seinen Rückzug zu decken? In der That haben sich diese Schlüsse bestätigt, so viele entgegengesetzte Meinungen später auch aufgetaucht sind; denn der aufwirbelnde Staub rührte von starken Trainkolonnen her, welche Bazaine bereits rückwärts entsandte. Wenn es demselben gelungen wäre, über Verdun nach Chalons zu entkommen, so hätte er sich daselbst mit Mac Mahon vereinigt, der dort sein geschlagenes Heer sammelte. Dann wäre, da der Graf Palikao Verstärkungen über Verstärkungen dorthin warf, eine Streitmacht von 300,000 Mann vereinigt gewesen. Diese hätte, auf das feste Lager von Chalons gestützt, entweder hier eine große Schlacht bieten, oder, noch weiter zurückweichend, das riesige Paris mit seinen Nationalgarden, Mobilgarden und Hülfsmitteln hinter sich, eine furchtbare Vertheidigung unternehmen können. Dem galt es vor allen Dingen zuvorzukommen. Bazaine mußte vielmehr bei Metz festgehalten, auf die Festung zurückgedrängt und schließlich in sie hineingeworfen werden. Gleichzeitig mit dieser Einsicht stand auch der Entschluß fest, die östlich von der Mosel gelagerten Truppen, fast zwei Armeecorps, die von Decaen und Ladmirault, sofort anzugreifen. Ostpreußen und Westphalen waren es, welche an dem Sonntagsnachmittage zuerst in die Feuerlinie hineingingen. Bald stießen sie im Vorgehen auf lange Schützengräben, aus denen man das Feld weithin bestreichen konnte. Heute schossen die Franzosen, offenbar vorher durch ihre Offiziere belehrt und ernstlich gemahnt, mit größerer Ruhe und Sicherheit als in den bisherigen Gefechten; auch die Preußen legten fest an und zielten auf die Köpfe der aus den

Gräben hervorlugenden Feinde. Auf der ganzen Linie entspann sich ein stehendes wüthendes Gefecht, das Feld füllte sich mit gefallenen Preußen, die Gräben mit den Todten und Verwundeten der Franzosen; nach dem Bericht eines Augenzeugen fand man am Schlusse des Kampfes in einem einzigen Graben 781 reihenweis, alle durch den Kopf oder Hals geschossen. Als das Gefecht eine Weile gestanden hatte, faßte der General Zastrow mit neu eintreffenden westphälischen Bataillonen den Feind in seiner rechten Flanke bei Colombay und nahm das Dorf sowie auch den kleinen Wald, der südöstlich von Borny liegt. Aber dem linken Flügel der Franzosen sandte der Marschall Bazaine Theile des Corps von Ladmirault zur Hülfe, welche schon die Mosel überschritten hatten, jetzt aber umkehrten, um bei Servigny einzugreifen. Da ließ der General Manteuffel ostpreußische Bataillone, die bis dahin in Reserve standen, tambour battant stürmen und warf den Feind auf das Fort St. Julien unter die Kanonen von Metz zurück. Derweilen entbrannte weiter links davon, bei Jury nnd Peltre, ein heftiges Gefecht. 14 Batterien vom 1. Armeecorps, bei Montoy aufgestellt, eröffneten ein Höllenfeuer auf die gegenüberstehenden französischen Geschütze. Der Donner der Kanonen und das Rasseln der Mitrailleusen übertäubten das Gewehrfeuer. Auch hier feuerte der Feind zu hoch oder zu kurz; die meisten seiner Geschosse platzten in der Luft oder erstickten in dem fetten Lehmboden. Wohl hätte die preußische Artillerie hier mehr wirken können, wenn sie nicht mit zwei Uebelständen kämpfen mußte, mit der Richtung des Windes, der vor ihr die feindlichen Stellungen in dichte Wolken hüllte, und mit der Sonne, die, glühendroth, mit grellem Feuerschein gegenüberstand und das genaue Richten der Kanonen hinderte. Inmitten dieses Kampfes sieht der General Bentheim, wie in den Reihen eines der stark gelichteten preußischen Bataillone ein Soldat inmitten der krachenden Granaten und pfeifenden Gewehrkugeln mit seltener Gemüthsruhe eine Cigarre raucht. Das imponirt dem Commandirenden. Auf den Mann zueilend, ruft er mit lauter Stimme: „Gebt auch mir Feuer!“ Er zündet ruhig seine Cigarre an, ein neuer Geist ergreift die

Leute, mit hochgeschwungenem Säbel führt der General die führerlosen Bataillone, die einem solchen Führer gern folgen, von neuem gegen den Feind. Ein Terrainabschnitt nach dem andern wurde von den vordringenden Preußen genommen, zuletzt Jury und Peltre; damit kamen sie den Franzosen in die Flanke, bedrohten ihre Rückzugslinie und zwangen sie, unter die Festungskanonen zurückzuweichen. So war die Schlacht für sie entschieden, doch welch' ein Sieg. Zwar hatte der Kampf nur von 4 bis 8½ Uhr gedauert, doch betrug, da auf jeder der beiden Seiten 70,000 Mann im Feuer gewesen waren, der Gesammtverlust nicht weniger als 8000 an Todten und Verwundeten, also ebensoviel als bei Spicheren. Ueberall lagen wie gesät Gewehre, Patronentaschen, Tornister, seltsamer Weise auch ganze Uniformen, doch keine Tropäe, Kanone oder Adler zierte, wie bei Weissenburg und Wörth, den Sieg. Die Preußen bivouakierten zuerst auf dem Schlachtfelde, später gingen sie, dem Operationsplan des Tages entsprechend, ein wenig zurück. Am Morgen des 15. ritt auch der König bis unter die Kanonen von Metz über das gesammte Schlachtfeld, wo unter dem Schutze eines Waffenstillstands die Beerdigung der Todten stattfand. Ueberall Gräber, auf dem Felde, in den Thälern, auf den Bergen, viele schon mit den schwarzen Kreuzen versehen, welche Epheu und Weinlaub schmückten. Auf der andern Seite betrachtete man diesen Zusammenstoß als einen entschiedenen Sieg; zum ersten Male herrschte Jubel in der Armee, und der Kaiser begrüßte am Abende Bazaine mit den Worten: „Nun, Marschall, Sie haben also den Zauber gebrochen." Daher telegraphirte dieser, sich und alle Welt belügend, nach Paris: „Sieg!" Der sonst so kluge Mann ahnte nicht, daß er, aufgehalten durch den Kampf bei Courcelles, so eben von der Armee des Prinzen Friedrich Carl umgangen und von dem Rückzuge auf Verdun abgeschnitten wurde. „Morgen, schreibt einer der preußischen Tapfern, marschiren wir, so denke ich, weiter, über neue Leichen, zu neuen Gräbern, aber von Sieg zu Sieg."


---

2. Die Schlacht bei Mars-la-Tour oder Vionville.

Den 16. August.

Unaufhaltsam ging am nächsten Tage der Heereszug weiter, südlich an Metz vorbei, in das Moselthal hinab. Ein prachtvolles landschaftliches Gemälde: Zwischen steilen, vielgeklüfteten, mit Reben oder Wald bewachsenen Ufersäumen erglänzte der Spiegel des breiten und langsam dahingleitenden Flusses. Nach Norden zu leuchteten auf den Höhen die gelblichen Wälle mächtiger Forts, darunter, auf der Ebene, ragte die gewaltige Kathedrale von Metz in schwarzen Umrissen aus dem Thal über niedrige Hügel. Nur ein Armeecorps, die Ostpreußen, war beobachtend an der Ostseite der Festung stehen geblieben, dagegen gingen die anderen Corps der ersten Armee und die ganze zweite über Pontonbrücken auf das linke Moselufer hinüber. Drüben nirgends eine größere Fläche, sondern überall wellige Gelände mit langen, engen Thälern und steilen Abhängen, so daß oft Hemmschuhe und Maschinen angewandt werden mußten, um die Fuhrwerke unbeschädigt hinunter zu schaffen. Zu diesen Hindernissen kam ein feuchtheißes Wetter, das in Verbindung mit den Nachtmärschen die Leute stark erschlaffte. Allein alles wurde überwunden: Berge, Hitze, Müdigkeit. In einem Gewaltmarsch erreichte die Vorhut der Brandenburger schon in der Morgenfrühe des 16. August die große Straße zwischen Metz und Verdun und stieß dort auf Abtheilungen aus dem Heere des Marschalls Bazaine. Derselbe war in der That am 15. von der Festung aufgebrochen und hatte sein Heer bei Gravelotte, wo sich die Straße in zwei Theile spaltet, getheilt. Die eine Hälfte marschirte auf der nördlicheren, welche über Etain führt, und erreichte am Abend Doncourt; die andere kam auf dem südlicherem Wege um diese Zeit bis Vionville. Es ist aber dieser Tagemarsch so klein, daß man mit Recht staunt, wieviel Zeit sich der Marschall gelassen hat. Bald nach Tagesanbruch meldeten zurückjagende Reiter bei dem brandenburgischen Vortrabe, daß bei Tronville und Vionville hinter feindlichen Vorposten ein

METZ.

Metz
Hatrize
Labry
Conflans
Tichemont
Giraumont
Jarny
Batilly
St. Marie
St. Ail
St. Privat
Roncourt
Jaumont
Marange
Hauconcourt
Maizières les Metz
Amelange
Semecourt
Fèves
Norroy
Plesnois
Saulny
Bois de Saulny
Amanvillers
Jouaville
Doncourt
Bruville
Ville s. Iron
St. Marcel
Verneville
Bagneux
Malmaison
Mars la Tour
Alte Römer Str.
Rezonville
Gravelotte
Tronville
Vionville
Flavigny
Puxieux
Bois de St. Arnould
Chambley
Bruxières
Maison du Chatelet
Hagéville
Gorze
Bois des Ognons
Ars s. M.
Ancy
Dornot
Novéant
Corny
Jouy
Augny
Orly
Marly
Cuvry
Coin
Fey
Lavalaine
Gros Yeux
St. Blaise
Pouilly
Fleury
Chesny
Frontigny
Jury
Peltre
Mercy le Haut
Ars Laquenexy
Laquenexy
Courcelles
Villers
Pange
Domangeville
Sanry s. N.
Sorbey
Colombey
Borny
Grigy
Fort Queuleu
le Sablon
Montigny
Moulins
Jussy
Vaux
Rozerieulles
Chatel
Lessy
Plappeville
Devant
Woippy
Fort St. Eloy
Fort St. Julien
St. Julien
Vantoux
Noisseville
Retonfay
Flanville
Servigny
Nouilly
Mey
Failly
Vremy
Avancy
St. Barbe
Chateau Gras
Charly
Chieulles
Vany
Malroy
Olgy
Argancy
Antilly
Vigy
Vry
Champion
St. Hubert
Méchy
Sanry
Ogy
Marsilly
Coincy
Aubigny
Silly s. N.
Vaudreville
Beville
Glatigny
Macis
Colligny
Champel

2. Die Schlacht bei Mars-la-Tour oder Vionville.

Den 16. August.

Unaufhaltsam ging am nächsten Tage der Heereszug weiter, südlich an Metz vorbei, in das Moselthal hinab. Ein prachtvolles landschaftliches Gemälde: Zwischen steilen, vielgeklüfteten, mit Reben oder Wald bewachsenen Ufersäumen erglänzte der Spiegel des breiten und langsam dahingleitenden Flusses. Nach Norden zu leuchteten auf den Höhen die gelblichen Wälle mächtiger Forts, darunter, auf der Ebene, ragte die gewaltige Kathedrale von Metz in schwarzen Umrissen aus dem Thal über niedrige Hügel. Nur ein Armeecorps, die Ostpreußen, war beobachtend an der Ostseite der Festung stehen geblieben, dagegen gingen die anderen Corps der ersten Armee und die ganze zweite über Pontonbrücken auf das linke Moselufer hinüber. Drüben nirgends eine größere Fläche, sondern überall wellige Gelände mit langen, engen Thälern und steilen Abhängen, so daß oft Hemmschuhe und Maschinen angewandt werden mußten, um die Fuhrwerke unbeschädigt hinunter zu schaffen. Zu diesen Hindernissen kam ein feuchtheißes Wetter, das in Verbindung mit den Nachtmärschen die Leute stark erschlaffte. Allein alles wurde überwunden: Berge, Hitze, Müdigkeit. In einem Gewaltmarsch erreichte die Vorhut der Brandenburger schon in der Morgenfrühe des 16. August die große Straße zwischen Metz und Verdun und stieß dort auf Abtheilungen aus dem Heere des Marschalls Bazaine. Derselbe war in der That am 15. von der Festung aufgebrochen und hatte sein Heer bei Gravelotte, wo sich die Straße in zwei Theile spaltet, getheilt. Die eine Hälfte marschirte auf der nördlicheren, welche über Etain führt, und erreichte am Abend Doncourt; die andere kam auf dem südlicherem Wege um diese Zeit bis Vionville. Es ist aber dieser Tagemarsch so klein, daß man mit Recht staunt, wieviel Zeit sich der Marschall gelassen hat. Bald nach Tagesanbruch meldeten zurückjagende Reiter bei dem brandenburgischen Vortrabe, daß bei Tronville und Vionville hinter feindlichen Vorposten ein

METZ.


Metz
Hatrize
Labry
Conflans
Tichemont
Giraumont
Jarny
Doncourt
Bruville
Villes. Iron
Mars la Tour
Tronville
Vionville
Puxieux
Chambley
Hageville
St Marie
Batilly
St Ail
Jouaville
Amanvillers
Verneville
Bagneux
Malmaison
Gravelotte
Rezonville
Gorze
Bois des Ognons
Roncourt
St Privat
Feves
Norroy
Plesnois
Saulny
Bois de Saulny
Woippy
Semecourt
Maizières les Metz
Marange
Hauconcourt
Argancy
Olgy
Malroy
Antilly
Vigy
Vry
Charly
Chieulles
Vremy
Avancy
St Barbe
Failly
Servigny
Noisseville
Retonfay
Flanville
Vaudreville
Colombey
Borny
Grigy
Ars Laquenexy
Mercy le Haut
Laquenexy
Jury
Peltre
Courcelles
Frontigny
Poully
Chesny
Fleury
Cuvry
Coin
Augny
Orly
Marly
Jouy
Corny
Novéant
Dornot
Ancy
Ars s. M.
Vaux
Jussy
Rozerieulles
Chatel
Lessy
Plappeville
Devant
Moulins
Montigny
le Sablon
Fort St Privat
Fort Queuleu
Fort St Julien
Fort St Eloy
Mosel
Fey
Sorbey
Domange ville
Sanry
Mécly
Ogy
Pange
Villers
Waville
Bayonville
Onville

großes Zeltlager sichtbar sei. Etwas später ward berichtet: „Der Feind schickt sich an, auf Paris abzuziehen!“ Da erhielt die fünfte Division, dieselbe, die vor zehn Tagen bei Spicheren geblutet, den Befehl, gegen Vionville vorzugehen; dort, an der großen Chaussee, sollte den Franzosen ein Riegel vorgeschoben werden, entweder von Eisen oder von Menschenleibern. Kaum nahm Bazaine diese Bewegung wahr, so stellte er sich mit der Front gegen Süden so zur Schlacht, daß er Vionville und die südlich und südwestlich daran gelegenen Höhen sowie den bedeutenden Wald hinter Vionville stark besetzt hielt. Schon jagten die preußischen Geschütze rasselnd heran, bald erschütterte der Donner ihrer stählernen Schlünde die Luft. Der fünften Division unter General Stülpnagel glückte es, gleich im ersten Anlaufe Vionville, Flavigny und jene Höhen zu nehmen; allein sie sechs Stunden zu behaupten, wurde eine saure und blutige Arbeit. Wahrhaft heroisch ist die Tapferkeit und der Todesmuth der Braven an diesem großen Opfertage der Mark Brandenburg gewesen! Einer stand hier gegen sechs, Reserven gab es nicht, alle befanden sich inmitten eines entsetzlichen Feuers zahlreicher französischer Batterien. Dazu kamen immer neue Angriffssäulen der Franzosen aus dem Walde hervor, doch immer noch wurden sie blutig abgewiesen und verschwanden in dem Holze. Schon läßt der Prinz Friedrich Carl dem Divisionsgeneral sagen, er möge sich nur noch ¾ Stunden halten. Stolz erwidert Stülpnagel, der Held des heutigen Tages: „Nicht ¾ Stunden, nein, bis auf den letzten Mann!“ Allein allmählig ermatten die Kräfte, und näher und näher rückt die Minute, da man erliegen muß. Den allerblutigsten Lorbeer pflückt sich an dieser Stelle das 52. Regiment. Beim Vorgehen von unsichtbaren Händen beschossen, stürmt es im Laufschritt vorwärts, um die nächste Terrainwelle zu erreichen. Aber welch’ ein Anblick hier! Alles roth von Franzosen, die ganze feindliche Armee scheint hier zu stehen, sie empfängt mit heißem Gruße die Zweiundfünfziger. Da ordnet der Oberst Wulffen Sturmmarsch an. „Es flattern die Fahnen im Winde, es eilen die Offiziere mit hochgeschwungenen Degen vorauf. Bald knattert das Heckenfeuer der

ausgeschwärmten Schützen, bald krachen die regelmäßigen Salven der geschlossen nachstürmenden Compagnien. Die Linie der Franzosen wird unter entsetzlichen Verlusten mit einem einzigen Anlaufe durchbrochen nnd kehrt unter dem nachpfeifenden Langbleiregen der Brandenburger eilend um. Nun rasseln und brausen die französischen Gardekürassiere, die der Kaiserin genannt, alle auf prächtigen braunen Hengsten, gegen das gelichtete Häuflein heran. Drei Salven, regelmäßig wie auf dem Exercierplatze abgegeben, fallen in kurzen Pausen hinter einander. Als sich der Rauch zertheilt, liegt eine wirre Masse von Streitern und Pferden vor den Bajonetten, indeß die übrigen Kürassiere noch einmal in der Flanke und zum dritten Male im Rücken angreifen. Aber mit demselben ruhigen Feuer empfangen, das zum zweiten und dritten Male reihenweis die Reitersmänner aus den Sätteln wirft, verschwindet der Rest vom Schlachtfelde. Es steht das Häuflein inmitten der reifen Todeserndte da. Doch auf's neue beginnt das schreckliche Ringen mit dem feindlichen Fußvolk. Die Fahne des zweiten Bataillons, von dem Blute ihrer drei ersten Träger gefärbt, wandert bis in die vierte Hand, die des ersten Bataillons in die sechste, die des Füsilierbataillons gar in die siebente. Man sucht die Patronen der Todten, man ficht weiter, doch vorwärts will es nicht mehr. Schon hat das Regiment 1251 Mann verloren, darunter 50 Offiziere.“ In diesem furchtbaren Moment, demselben, da der ganzen Division die Vernichtung droht, erscheint rettend um 1 Uhr die Garde-Cavallerie-Division, der Stolz der preußischen Reiterei. Weiter rechts war bereits früher die 6. Division, ebenfalls Brandenburger, mit Trommelschall in die Schlachtlinie eingerückt und hatte den Feind auf Rezonville geworfen. Die Corps-Artillerie sandte inzwischen, die Lücken zwischen den beiden Divisionen ausfüllend, von einer Anhöhe ihre Granaten den Franzosen zu. Um 12 Uhr nahmen links von der 5. Division die Hannoveraner unter Voigts-Rhetz, über Tronville auf den furchtbaren Kanonendonner zu marschierend, ihre Stellung ein; es langten später auch Bataillone von den Schleswig-Holsteinern, Hessen-Darmstädtern und Rheinländern

an, sie alle durch das Getöse herbeigelockt. Auf einmal geräth die 6. Division in Gefahr, in ihrer linken Flanke gefaßt und zum Rückzuge gezwungen zu werden; so zahlreiche Batterien, so große Infanteriemassen wälzen sich plötzlich gegen sie an. In diesem bedenklichen Augenblicke wirft der die Brandenburger kommandirende General v. Alvensleben die Cavallerie-Brigade Bredow, das 7. Kürassier- und das 16. Ulanen-Regiment, den sprühenden Schlünden entgegen. „Die Entscheidung der Schlacht", läßt er ihnen sagen, „hängt von euch ab." Im Trabe geht es vor, während Granaten und Shrapnels sie umsausen und durch die Schwadronen blutige Furchen ziehen. Dann durchschneiden in Galopp die Reiter zwei Schützenlinien, die sich von zwei Seiten gegen sie wenden. Sie überreiten die Batterien, die ihnen noch im letzten Augenblicke entgegensprühen und säbeln die Bedienungsmannschaft nieder. Wie viele kehren von diesem Ritte auf Leben und Tod nicht wieder heim! „Von zwei Schwadronen des Kürassierregiments, schreibt dessen Chef, Schmettow, sind 200 Pferde geblieben. Zwei Shrapnelkugeln durchbohrten meinen Helm, doch so, daß ich nur ein heißes Gefühl auf meinem Kopfe hatte. Als ich in der Batterie war, griff der feindliche Major nach seinem Revolver; doch ehe man noch feuern konnte, hieb ich ihn über das Gesicht, daß er vom Pferde fiel. Ein Offizier zielte, nur zwei Schritt entfernt, auf mich, wurde aber von einem Unteroffizier neben mir heruntergehauen." So behaupteten sich auch hier die Märker durch die Aufopferung der Reiterei, ja das 24. Regiment ging vor und nahm in einem furchtbaren Ringen, wie es bei einem hin- und herwogenden Waldgefechte unausbleiblich ist, den langumstrittenen Wald von Vionville. Vergebens versuchten die Franzosen von neuem, sich hier festzusetzen; denn reitende Batterien jagten heran und trieben die dem Waldsaume nahenden mit einem eisernen Hagel zurück. Auf dem linken Flügel der deutschen Aufstellung wurden die Hannoveraner, gleichzeitig in Front und Flanke von einer ungeheuren Ueberzahl angegriffen, auf Tronville zurückgedrängt. An dieser Stelle ragte das 16. Regiment durch seine beispiellose Tapferkeit und seine schrecklichen

Verluste hervor; denn es verlor nicht weniger als 1484 Mann, darunter 40 Offiziere. So gelichtet mußte es weichen, selbst seine Reste schienen bis auf den letzten Mann dem Untergange geweiht zu sein. Plötzlich werfen sich den Feinden die beiden Garde-Dragoner-Regimenter entgegen, die zu der besten Cavallerie der Welt gehören. Abermals wüthende Reiterangriffe, abermals eine heldenmüthige Aufopferung! Mit einem lauten „Hurrah“ jagen die Garde-Dragoner auf die festgeschlossene feindliche Infanterie los, empfangen von einem entsetzlichen Kleingewehr- und Mitrailleusenfeuer, in der Flanke noch von Granaten und Kartätschen beschossen. Aber, wenn auch Rosse und Reiter sich reihenweis auf dem Boden wälzen, nichts vermag dem Anprall der Hellblauen zu widerstehen: sie sprengen in die feindlichen Bataillone hinein und hauen sie zusammen. Allein welche Verluste! Von 19 Offizieren des ersten Regiments fehlten beim Sammeln 13; ein großer Theil der fehlenden lag todt auf dem Felde da. Der jüngste Rittmeister, Prinz Hohenzollern, war plötzlich der älteste Offizier geworden und übernahm die Führung dieses schneidigen braven Regiments. So hatten die Dragoner-Regimenter ihre Aufgabe gelöst, die feindliche Infanterie hier zum Stehen zu bringen und die ihrige Zeit gewinnen zu lassen. Aber Zeit gewinnen heißt in diesem Augenblicke alles gewinnen.

Auch auf dem äußersten linken Flügel, jenseits des in Flammen stehenden Dorfes Mars-la-Tour, fand eine glänzende Reiterschlacht, hier aber Reiter gegen Reiter, statt. Ein Husaren- und zwei Dragoner-Regimenter warfen sich auf fünf Regimenter der französischen Garde-Cavallerie, jagten sie in wilde Flucht und nahmen ihren Führer, den General Montcyn, gefangen. Es stand auch hier, auf dem linken Flügel, ebenso wie im Centrum die Schlacht, indeß auf dem rechten Flügel die Rheinländer gegen die Kaisergarde stritten, welche nördlich von Vionville und Rezonville als Reserve diente. Als der Prinz Friedrich Karl, der seit dem Morgen das Obercommando führte, sich um 7 Uhr Abends stark genug glaubte, gab er den Befehl zum Vorrücken. Da wich der Feind und gab die festen Stellungen auf, die er

damals inne hatte. Vergeblich versuchte er, durch einen letzten Vorstoß die verlornen wiederzugewinnen. Die Ziethenschen Husaren, gefolgt von denen vom 16. Regiment, jagten den Franzosen entgegen, sprengten in ihre Reihen und trieben sie zurück. Es wurde dunkel, die Schlacht, welche 12 Stunden gewüthet, erlosch. Ja ihr standen zuletzt 70,000 Preußen den 157,000 Franzosen Bazaines gegenüber, die 540 Geschütze führten, die Mitrailleusen eingerechnet. Und wie riesige Verluste! 17,000 Preußen waren todt oder verwundet, ihnen gegenüber 16,000 Franzosen nach deren eigenen Angaben, unter ihnen die Generale Legrand und Marguerite todt. Andererseits befanden sich unter den Gefallenen die Generale Döring und Wedell, die sich heute zugleich die Siegespalme und die Todesrose pflückten; ihre Namen werden in den Blättern der Geschichte, welche von der Wiederherstellung des deutschen Reichs handeln, unvergessen bleiben. Und das Blut der Brandenburger, deren Tapferkeit heute noch die glänzendsten Thaten ihrer stolzen Vergangenheit überstrahlte, floß nicht umsonst. Zwar verherrlichte keine gewonnene Kanone oder Fahne den Sieg, zwar beschränkte sich die Zahl der Gefangenen auf 2036, doch war der Zweck des Eilmarsches hierher und der Schlacht erreicht. Zog sich nicht am Abende Bazaine ½ Meile weit zurück, obgleich er einen zweiten Sieg nach Paris telegraphierte und in Metz die Flaggen aus allen Fenstern wehten, gab er nicht vorerst die Straße nach Verdun auf? Die kleine preußische Armee, nicht viel stärker als zwei Corps, hatte sich das unsterbliche Verdienst erworben, die ganze Macht des Feindes auf sich zu ziehen und wie ein vorgelagerter Wall dessen weitere Schritte aufzuhalten. Mit Bewunderung und Schmerz erfüllten die Thaten ihrer schönen Reiterei an dem blutigen Tage alle Herzen. Man war bisher der Meinung gewesen, es könne dieselbe seit Einführung der furchtbaren Hinterlader gegen das Fußvolk nicht mehr aufkommen, und heute warfen sie sich wie die Schwadronen von Seidlitz auf die geordnete französische Linie, brachten dieselbe in Verwirrung, hielten sie auf und ließen die ihrige aufathmen. Die Braven, sie konnten nicht ganz das ausrichten, was ihre Väter, und

dennoch gebührte ihnen der größte Antheil an der Entscheidung! Diese Verwendung der Cavallerie in einer ganzen Reihe von wüthenden Attaken auf ungebrochene Infanterie ist das Eigenthümliche in der Schlacht von Mars-la-Tour. Bei einem der Angriffe brachen braunschweigische Husaren in den Generalstab Bazaines ein und säbelten gegen 20 Personen, unter ihnen einen General, nieder; dem Marschall selbst blieb nichts übrig, als sich mit dem Degen einen Weg durch die Feinde zu bahnen. Den folgenden Tag verweilte, von Pont-à-Mousson herübergekommen, der König auf dem Schlachtfelde. Sein Auge trübte sich, als es den ganzen Umfang des Blutvergießens übersah. Waren ja doch für ihn so viele Tausende freudig in den Tod gegangen, lag jetzt so mancher stumm und blaß da, der ihm im Leben persönlich nahe gestanden!

---

3. Die Schlacht bei Gravelotte.

Den 18. August.

Die Anmärsche und Heeresaufstellungen.

Anstatt da stehen zu bleiben, wo er am Abende des 16. stand, wechselte der Marschall Bazaine rasch in der Morgenfrühe des 17. seine Stellung. Auf die letzten Höhenzüge vor Metz zurückgehend, welche in mehreren Reihen lagern, stellte er sich auf dem etwa 1½ Meilen langen, flachen Bogen auf, der sich von St. Privat über Amanvillers, Verneville und Gravelotte bis nach Rozerieulles von Nord nach Süd hinzieht. Das Terrain davor lag meist frei und offen da, so daß die Angreifenden weite Strecken ohne alle Deckung im Feuer zurücklegen mußten. Diese von Natur starke Stellung verwandelten die Franzosen im Laufe des 17. in eine ununterbrochene Reihe von Festungen; überall wurden Schützengräben gezogen, oft in 2 bis 3 Etagen über einander, und Erdwerke zur Aufnahme der Kanonen und Mitrailleusen

aufgeworfen. Die aus massiven Häusern bestehenden Dörfer mit ihren steinernen Umfassungsmauern der einzelnen Bauerhöfe erhöhten, heute stark verbarrikadirt, die Stärke der französischen Stellung. Dazu kamen einzelne Gehöfte, mitten auf dem Felde, ebenfalls in Vertheidigungszustand gesetzt, und die grünen Hecken um die Feldparzellen. Dahinter aber starrten drohend die Forts St. Quentin und Plappeville empor; hat wohl jemals ein Feldherr über so mächtige Reserven verfügen können? In dieser Stellung gedachte der Marschall die Preußen zu erwarten und sie, sollten sie so verwegen sein, dieselbe mit Sturm nehmen zu wollen, dermaßen zu schwächen, daß er ungehindert auf der Straße nach Briey abziehen könnte. Sein Plan zeugt von militärischem Geschick und von Entschiedenheit; in der That würden andere Truppen als die sieggewohnten Deutschen solche Höhen kaum genommen haben. Allein König Wilhelm kannte die Seinen. Indeß am 17. diejenigen rasteten, die am 16. schwer gerungen und gelitten, überschritten auch die übrigen Corps die Mosel und kamen in Eilmärschen herangezogen, damit der Feind am nächsten Tage mit ganzer Macht angegriffen werde. Gegen Abend standen die Brandenburger, die Schleswig-Holsteiner, die Hannoveraner, die von ihrem Kronprinzen Albert geführten, frisch angekommenen Sachsen und die Garden zwischen Mars-la-Tour und Vionville, die Westphalen und Rheinländer zwischen Rezonville und Ars sur Moselle. In Gewaltmärschen, auf denen es vielfach sogar an Wasser mangelte, waren die entfernteren Heeresabtheilungen herangekommen. Manche marschierten auch über das grauenvolle Schlachtfeld des vorhergehenden Tages. Da liegen die Todten hundertweis noch unbegraben da, in Folge des heißen Wetters schon schwarz im Gesicht. Dort werden noch immer Verwundete fortgetragen, dort sind Pferdeleichen haufenweis hingestreckt, dazwischen Trümmer jeder Art. Wann sich die Heeressäulen auf diesem Felde des Schreckens begegnen, grüßen sie einander stumm, doch wie beredt sind die gewechselten Blicke! Welcher Ernst, welche Entschlossenheit lagert auf den Gesichtern, welche Siegesgewißheit leuchtet aus den Augen! So standen

denn am späten Abende alle, zum Kampfe bereit, da, nur noch die Pommern fehlten. Es ging aber der Plan Moltke's für den nächsten Tag auf folgendes hinaus: die Sachsen sollen, indeß die Garden St. Privat in der Front bedrohen, auf einem starken Umwege über Jarny marschierend, in der rechten Flanke des Feindes bei Roncourt erscheinen. Dann wird St. Privat, der Schlüssel zu der gesammten feindlichen Stellung, mit Sturm genommen, und der Marschall Bazaine mit seiner ganzen Armee in Metz hineingetrieben. Während dieser Zeit sind der linke Flügel und das Centrum der Franzosen so ernstlich zu beschäftigen, daß sie den Ihren bei St. Privat nicht zu Hülfe kommen können. Ein Plan, würdig eines Mannes, der nach langer, saurer Arbeit dahin gekommen ist, daß sein Auge auf einen Blick klar erkennt, wo der Sieg liegt!

Von Pont-à-Mousson bald nach 4 Uhr Morgens aufbrechend, fuhr der König eilends auf das Schlachtfeld, stieg zu Rosse und übernahm in eigener Person den Oberbefehl. Während man mit dem Vorrücken des Tages immer schärfer die Stellungen des Feindes in das Auge faßte, nahmen die deutschen Corps die ihnen angewiesenen ein, so daß dieselbe Armee, die eben noch Norden vor sich hatte, jetzt mit dem Gesichte nach Osten stand. Den linken Flügel bildeten das 12. Corps und die Garden, das Centrum das 9. Corps, den rechten Flügel das 7. und 8. Das 3. und vorläufig auch noch das 10. blieben in Reserve stehen, das 2. befand sich erst im Anmarsche. Ihnen gegenüber stand, auf St. Marie und St. Privat gestützt, der Marschall Canrobert; im Centrum bei Amanvillers der General Ladmirault; auf dem linken Flügel um das Gehöft Moskau der General Decaen, alles Namen, die in der französischen Armee einen guten Klang haben. Sie fühlten sehr wohl, was sie nach fünf Niederlagen gut zu machen hatten, sie erkannten die Bedeutung des heutigen Tages in ihrem vollen Umfange. Sie wußten: „Wir führen das letzte tüchtige Heer Frankreichs. Es handelt sich um die Rettung des Vaterlandes und des Kaiserthums. Wir haben an das Geschick des Kaisers, ohne den wir nichts sind, das unsere geknüpft!“

Der erste Sturm auf St. Privat.

Erst um Mittag, wo die Garde und die Sachsen den größten Theil ihres Marsches vollendet haben konnten, kam es nach leichteren Scharmützeln zu dem härteren Kampfe. Die Schleswig-Holsteiner unter General Manstein gingen zuerst im Centrum der Schlachtlinie gegen Verneville vor und nahmen es mit stürmender Hand sowie auch den Wald de la Cusse. Nachdem sich die Corps-Artillerie, kühn vorjagend, auf den Höhen von Champenois festgesetzt hatte, wurde auch dieses Dorf erstürmt. Aber beide, Fußvolk und Artillerie, erlitten schwere Verluste, da die Franzosen verzweifelte Anstrengungen machten, ihnen die verlornen Stellungen wieder zu entreißen. Vergebens! Die neuen Söhne Preußens wiesen, mit den alten wetteifernd, die Vorstöße des Feindes blutig zurück und behaupteten nicht bloß das schwer Errungene, sondern nahmen auch noch das Gehöft Chantrenne und einen Theil des weitläuftigen Holzes des Genivaux. Hier tobte mittlerweile der Kampf fort, da die Franzosen um den Besitz der vier Gehölze dieser Gegend, die sie als wichtige Stützpunkte der deutschen Schlachtordnung erkannten, mit wahrer Verzweiflung rangen. Die Garden waren um 9 Uhr aufgebrochen und bis Doncourt gelangt, ohne einen Feind anzutreffen. Ein rascher Marsch nach kurzer Rast führte die erste Gardedivision gegen Mittag vor die feindlichen Stellungen. Dieselbe besetzte, die ersten feindlichen Granaten mit Hurrah begrüßend, ein bei Habonville gelegenes Wäldchen und das Dorf St. Ail. Gleichzeitig eröffnete die Corps-Artillerie ein heftiges Feuer gegen die von Natur außerordentlich feste Stellung von St. Privat, welche die ganze Gegend hoch überragt. Weithin schaut von ihrer Kuppe das Dorf mit seinen großen massiven Gebäuden und seinen steinernen Gartenmauern in das lothringische Land hinaus. Da die Sachsen immer noch nicht erschienen, beschränkte sich der Befehlshaber der Garde, der Prinz August von Würtemberg, auf eine furchtbare Kanonade. Die Franzosen antworteten lebhaft, und hinüber und herüber

sausten in diesem Artilleriekampfe die Granaten; doch wirkten die preußischen, richtiger gezielt und mit Percussionszündern versehen, trotz der ungedeckten Aufstellung ihrer Geschütze stärker als die feindlichen. Endlich um 2½ Uhr erscheint ein Theil der Sachsen. Sie sind um 6 Uhr ausmarschiert, haben um 12 Jarny erreicht und verbinden sich nun mit Garderegimentern zum Sturm auf St. Marie. Jedes Haus gleicht hier einer Festung, das ganze Dorf ist voll von Franzosen, von der nur 1000 Schritt entfernten Höhe bei St. Privat blitzen zahlreiche Kanonen und Mitrailleusen abermals gegen die Sturmkolonnen. Aber auch die deutsche Artillerie jagt kühn in die Schützenlinie hinein und beschäftigt jene, indeß die Infanterie, von Norden her die Sachsen und von Süden die Garden, unter donnernden Hurrahs den Feind aus dem Dorfe wegfegen. Es ist jetzt 3½ Uhr. Nun donnern auch die sächsischen Kanonen gegen St. Privat, auch die Corps-Artillerie der Garde rückt näher und näher heran, schon haben die Geschütze des 9. Armee-Corps die des Feindes bei Montigny und Amanvillers zum Abfahren gezwungen. So wird es 5 Uhr, und immer noch nicht will sich das Gros der Sachsen in der Flanke von St. Privat zeigen. Die Sorge, der Feind könne bei längerem Zögern seinen Rückzug in der Dämmerung ohne erhebliche Verluste bewerkstelligen, bewegt den Prinzen von Würtemberg, schon jetzt den Sturm auf das Dorf anzuordnen. Die Regimenter Franz und Augusta gehen zuerst vor, von unsichtbaren Feinden mit einem furchtbaren, das ganze Vorterrain bestreichenden Gewehrfeuer empfangen. Doch unaufhaltsam dringen die Tapferen vorwärts, an ihrer linken Seite bald das 1., 2., 3. und 4. Garde-Regiment, nach kurzer Zeit auch das Garde-Füsilier-Regiment. „Sämmtliche Generale und Stabsoffiziere bleiben zu Pferde, um das Gefecht besser übersehen und leiten zu können; doch sind ihnen in kurzer Zeit die Thiere unter dem Leibe getödtet. An jeder Stelle geben die Führer, vom General bis zum Fähnrich, ein leuchtendes Beispiel, und mit Hingebung und Todesverachtung folgen ihnen die Sieger von Chlum und Rosberitz. Eine ganze Reihe höherer Offiziere, unter ihnen der Oberst Röder und der Prinz Salm,

färbt den Boden mit ihrem Blute. Der Divisionskommandeur Pape bleibt unversehrt, obgleich ihm zwei Pferde unter dem Leibe erschossen, ein Adjutant an seiner Seite getödtet, ein zweiter verwundet wird. Immer entsetzlicher wirkt das französische Feuer, immer massenhafter fällt der Bleiregen der Chassepots, bis auf 1500 Schritte ist der Boden damit wie mit einer metallnen Saat übersät. Dabei übertönt der Donner der Kanonen und das Rasseln der Mitrailleusen die Kommandoworte; der dichte Pulverdampf und die gesicherte Stellung der Feinde machen den Garden kaum möglich, ihre Waffen mit Erfolg zu gebrauchen. Aber trotzig gehen sie vorwärts, furchtbar entschlossen, das Feuer zum Schweigen zu bringen oder vor ihm zu erliegen." Als der kommandirende General von dem Westausgange von St. Marie aus die Größe der schon erlittenen Verluste überschaut und die noch unvermeidlichen ermißt, giebt er den Befehl: „Halt!" Alle sollen in ihrer Stellung bleiben und die Ankunft der auf Roncourt ziehenden Sachsen abwarten. Weshalb geht nun der Marschall Canrobert nicht seinerseits zum Angriff über? Fürchtet er die Garden, denen bisher noch nie ein Sturm mißlungen, die todesmuthigen Kämpfer von Lützen, Paris und Sadowa? Inzwischen hat die bis in das feindliche Gewehrfeuer hineingegangene Artillerie der Garde ihr zerstörendes Werk fortgesetzt; St. Privat brennt ungeachtet seiner Steinmauern an mehreren Stellen, unaufhörlich rollt der Kanonendonner weiter. Auch die Corpsartillerie des 10. Corps fährt auf. Jetzt donnern mehr als 200 Röhre gegen die Höhen, die der Garde, der Sachsen und der Hannoveraner; es ist ein Blitzen Krachen, Rollen, Sausen, Zischen und Pfeifen in der Luft, wie wenn sich hundert Gewitter entlüden.

Der Kampf im Centrum und auf dem rechten Flügel.

Gegen das heiße Ringen um St. Privat verschwinden dennoch die Kämpfe im Centrum und auf dem rechten Flügel nicht. An der ersteren Stelle nahmen die Schleswig-Holsteiner und die 3. Garde-Brigade die Höhe westlich von Amanvillers. Der Feind entfloh

in so kopfloser Hast, daß er ein großes und werthvolles Zeltlager im Stiche ließ; die Fleischtöpfe standen, vollständig angerichtet, vor den erlöschenden Feuern, Kleidungsstücke lagen umher, aus den Koffern gerissen, auf den Tischen angefangene Briefe. Auf dem rechten Flügel erstürmten die Rheinländer und Westphalen unter General Steinmetz nach leichtem Kampfe Gravelotte. Zwar drangen sie über dasselbe hinaus noch weiter vor, vermochten jedoch nicht das stark vertheidigte Vorwerk Moskau zu nehmen. Glücklicher fiel der Angriff auf das Gehöft St. Hubert aus, das hart an der großen Straße nach Metz liegt. Die rheinischen Jäger erreichen, unbeirrt durch den bleiernen Hagel, der ihre Reihen furchtbar lichtet, da sie über das offene Feld hinwegstürmen, im halben Laufe das in eine Festung umgewandelte Vorwerk. Sie haben nicht einmal die Hirschfänger aufgesetzt, sie klettern über die Gartenmauern, sie sind im Nu im Besitze des Bauerhofs und des Gartens, über dessen Mauer die Franzosen wie die Rehe springen. Flugs wurde das Gehöft in Vertheidigungsstand gesetzt, und aus den auf der entgegengesetzten Seite gebrochenen Schießscharten knatterte bald ein munteres Büchsenfeuer gegen die feindlichen Mitrailleusen. Der wichtige Punkt blieb bis zum Abend ungeachtet der Vorstöße des Feindes, der mit Verbissenheit um die verlorne Stellung rang, in den Händen der Sieger. Doch Point du jour, das südwestlich von St. Hubert, auch an der großen Straße nach Metz, auf den Höhen von Rozerieulles liegt, vermochten die Westphalen nicht zu nehmen. Es steigen diese Hügel bis zu einer Höhe von 350′—600′ und waren heute durch drei Reihen Schützengräben vortrefflich gesichert. Hier standen Massen von Infanterie und zahlreiche Batterien, hier wogte der Kampf hin und her, hier schien der Sieg auf Seiten der Franzosen bleiben zu wollen. Vergebens ward Sturm auf Sturm unternommen, Regiment auf Regiment gegen die gewaltigen Höhen geworfen. Alle prallten an ihnen ab, ja der Feind ging seinerseits mehrmals zum Angriff auf die ermattenden Gegner über. Nichts konnte glänzender sein als die wiederholten Anstrengungen der Preußen, nichts standhafter als

die Vertheidigung des Generals Decaen, welcher zuletzt sogar den Versuch machte, die Linien der Armee von Steinmetz zwischen dem Walde von Genivaux und dem von Vaux zu durchbrechen. Schon wurden durch den mit ganzer Kraft unternommenen Stoß die hier stehenden gelichteten und ermatteten Bataillone zurückgeworfen; doch wiesen die über die Köpfe des Fußvolks wegfeuernden Geschütze auch noch diesen Angriff ab. Dabei gerieth einen Augenblick Gravelotte selbst in Gefahr, wo in jedem Hause, jeder Scheune, jedem Stalle, auf jedem Heuboden Verwundete und Sterbende massenhaft lagen, wo auf den Straßen eine Menge von beladenen Krankenbahren stand. Gegen 7 Uhr verfinsterte sich die Straße von dichten Staubwolken. In Carriere und unter lautem Schreien der Trainsoldaten jagten Munitionswagen, Pferde, die sich losgerissen, und kleine Reitertrupps durch Gravelotte. Schon fürchtete man daselbst, daß die französischen Granaten mitten in den Jammer und das Gewirr hineinschlagen würden, schon erwartete man die Ankunft der Franzosen. Welchen Scenen des Schreckens sah man hier um diese Zeit entgegen!

Der Abend und der Sieg.

In jenen langen und bangen Stunden weilte der greise Feldherr, nachdem er fast den ganzen Tag nicht aus dem Sattel gekommen war, in der Nähe von Rezonville. Ab und zu nahm er auf einer Leiter Platz, die sich mit dem einen Ende auf einen todten Schimmel stützte und mit dem anderen auf eine Waage. Aus dem Granatfeuer, in das er mehrmals gerieth, in dem sogar ein Offizier seines Gefolges verwundet wurde, hatte ihn der Kriegsminister Roon durch dringende Vorstellungen geführt. Traten ihm jetzt die vereinten Bilder des 16. und des heutigen Tages vor die Seele und machten ihn in sich gekehrt und stumm? Wohl ihm, daß sein Gewissen keine Schuld an dem entsetzlichen Blutvergießen um die Höhen von St. Privat und Rozerieulles

drückte, daß seine Hände rein waren! Das Gefolge theilte die Gefühle des Fürsten und richtete, mit jeder Minute stummer werdend, die Blicke nach Norden und Osten. Da ging von St. Privat die freudige Botschaft ein, daß die Umgehung durch das XII. Corps und der zweite Sturm der Garden geglückt seien. Es hatte sich um 6½ Uhr die 1. Division der Sachsen bei Roncourt gezeigt, das nur 2000 Schritte von St. Privat entfernt liegt, und war sofort mit der alten, bei Nechanitz und Problus bewährten Tapferkeit zum Kampfe übergegangen. Sie greift von Norden her, aus dem Walde bei Roncourt vorbrechend, mit Ungestüm die Höhen an und läßt sich durch den Tod ihres tapferen Generals Craushaar, der den Degen in der Hand an der Spitze seiner Brigade fällt, keinen Augenblick aufhalten. Jetzt, nach 6½ Uhr, brechen auch die Garden, welche zum Theil liegend den eisernen Hagel 1½ Stunden lang über sich haben ergehen lassen, zum zweiten Male vor, und Abtheilungen der Hannoveraner reichen ihnen von der rechten Seite die Hand. Der in der Front und von beiden Flanken her angegriffene Feind schlägt sich mit wahrer Verzweiflung. Trotzdem, daß St. Privat nichts weiter ist als ein rauchender Trümmerhaufen, muß Ruine für Ruine mit Sturm genommen werden. Es gilt, auf die heißen Mauertrümmer hinaufzuklettern und wieder hinabzuspringen, mit dem Bajonett zu stechen, mit dem Kolben zu hauen, oder, wenn das Gewehr gebrochen, mit Mauersteinen zu werfen. Schon um 6¾ Uhr sind die Garden im Besitze des südlichen Theils des castellartigen Dorfes, dann die Hannoveraner in dem des westlichen, zuletzt die Sachsen in dem des nördlichen. Zahlreiche Gefangene wurden rückwärts gesandt, indeß der Rest der Vertheidiger, nur eine kurze Strecke verfolgt, unter die Forts von Metz entfloh. So tapfer sie sich auch vorher geschlagen, so wild und ungeordnet wurde ihre Flucht. Ja, viele liefen ganz davon, warfen Gepäck und Waffen weg und stürzten in die Festung hinein, schreiend, sie seien verrathen und verkauft. So reichten sich bei St. Privat die Sachsen, Garden und Hannoveraner die Hand. Erstere, 1813 und 1866 unglücklich, lernten nun, wie vor 14 Tagen die Baiern bei Wörth, daß die preußische Führung Sieg bedeutet,

und freuten sich, daß noch an demselben Abend vom Prinzen Friedrich Karl dankend anerkannt wurde: „Ihr seid die gewesen, welche der Schlacht eine entscheidende Wendung gegeben haben!“ Denn mit dem Falle von St. Privat war der Tag für die Deutschen entschieden; besitzt nicht, wer den Schlüssel einer Stellung in den Händen hat, bald alle übrigen Punkte derselben? Zwischen St. Marie aber und St. Privat erhob sich in kurzer Zeit Kreuz neben Kreuz: das ist das Leichenfeld der preußischen Garde, deren Blut an dem Schlachttage von Gravelotte in den allerbreitesten Strömen floß.

Noch wogte der Kampf um die Höhen von Rozerieulles fort, schon brach die Abenddämmerung herein. Auch der König verweilte mit seinem Gefolge noch immer an derselben Stelle, nur Moltke fehlte dabei. Da jagt er plötzlich heran, der blasse und ruhige Mann, erregt und bleich. Seine Mienen künden den Sieg an, seine Worte bestätigen ihn: „Majestät, der Sieg ist unser, der Feind zieht sich zurück!“ Man hört bald, wie er den Pommern entgegen geritten war, die eben nach einem Gewaltmarsche von fünf Meilen das Schlachtfeld erreichten, wie er sich an ihre Spitze gestellt habe, wie die Offiziere von allen Seiten auf ihn losgestürzt seien, ihn inständigst beschwörend, nun zurückzubleiben. „Der Chef des Generalstabes darf nicht in das Handgemenge!“ Dann habe Fransecky, der tapfere Vertheidiger des Swipwaldes bei Sadowa, die 3. Division im Wettlaufe auf St. Hubert zu geführt. Mit donnerndem Hurrah, ohne einen Schuß zu thun, hätten die Pommern, mit den Westphalen vereint, unter den Augen des Generals Steinmetz die steilen Abhänge im Geschwindschritte erstiegen und mit dem Bajonet die Franzosen hinabgestoßen. Die Höhen um St. Hubert, Leipzig, Moskau und die Hochfläche von Rozerieulles seien genommen, nur Point du jour habe der Feind noch inne. Das klingt in die Seelen hinein wie Musik. Zwar war der Sieg schon durch den Sturm auf St. Privat entschieden, doch ist er jetzt erst bei Rozerieulles vollendet; morgen braucht nun nicht, soviel steht fest, weiter gekämpft zu werden. Freudig erregt, erhebt sich der König von seinem Sitze

und will, als die Nacht hereinbricht, und der letzte Schuß verhallt, unter freiem Himmel bivouaquiren. Aber seine Getreuen mahnen den Greis, davon abzulassen, und ermitteln für ihn in Rezonville ein Zimmer, in dem er einige Stunden ruht. Dagegen schläft der Kaiser Napoleon, welcher in der Morgenfrühe des 16., als es bitterer Ernst wird, mit seinem Sohne das Heer verlassen hat, derweilen in dem sicheren Chalons.

Der Tag nach der Schlacht.

Auch der Soldat ruhte jetzt, da die Wachfeuer durch die Sommernacht loderten. Ein jeder trauerte über gefallene Kameraden, Freunde, Verwandte, nur schüchtern äußerte sich die Siegesfreude. Denn wer konnte schon jetzt die Erfolge der großen Schlacht übersehen? Daß ein Sieg erfochten, daß am nächsten Morgen nicht weiter zu kämpfen sei, das vermuthete man an den meisten Orten, darüber hinaus wußte man jedoch nichts. So kam allmählig der Schlaf, so ward es in den Bivouacs still. Erst, als der Tag anbrach, fing man an, die Spuren und die Erfolge der achtstündigen Offensivschlacht zu erkennen. Welch' ein grausiges Schlachtfeld! Ueberall die Züge des tobenden Kampfes: die Dörfer und Gehöfte in ausgebrannte Trümmerhaufen verwandelt, die Wälder von dem Eisenhagel niedergeschmettert, die Felder von tiefen Furchen durchzogen. An allen Stellen Bilder des Schreckens und Grauens: Todte, Sterbende, Verwundete, Pferdekörper, zerbrochene Waffen, Helme und Käppis säumten die Wege und bedeckten die Aecker zu beiden Seiten, dazwischen die Sprengstücke der Granaten. Heute kam auch erst die ganze Furchtbarkeit der französischen Verschanzungen zu Tage. „Welch' eine Todesverachtung, so dachte mancher, der gestern die Waffen trug, heute aber als Wanderer das Schlachtfeld beschaut, hat dazu gehört, hier gegen ein solches Höllenfeuer die Höhen hinanzuklimmen! Vor einem solchen Muthe verstummt das Lob in stiller Bewunderung und in heiliger Scheu. Dort haben die

Garden zweimal gestürmt, dort ist Craushaar gefallen, dort sind die Schleswig=Holsteiner und die Hannoveraner in den Tod gegangen, dort haben sich die Westphalen und Rheinländer mit Mühe der Franzosen erwehrt und dort die Pommern den letzten Strauß ausgefochten. Die blutige Palme von Mars=la=Tour ist den Brandenburgern zugefallen; aber gestern hat der königliche Oberfeldherr die Gesammtmacht Norddeuschlands zu einem entscheidenden Siege geführt.“ Denn 7 Corps hatten im Feuer gestanden und an Todten und Verwundeten 20,000 Mann verloren, die Franzosen auch wohl nicht weniger, unter ihnen 3000 Gefangene. Zwar verherrlichte kein genommener Adler, keine erbeutete Kanone den Sieg; doch befanden sich die Stellungen des zurückgeworfenen Feindes unbestreitbar in den Händen der Deutschen. Langsam, doch sicher, sollten die Früchte der drei großen Schlachten bei Metz reifen. Schon damals sah man im Geiste voraus, daß um so früher die Festung fallen, und damit das ganze französische Heer mit seinen Marschällen, Generalen, Waffen, Feldzeichen und seinem unermeßlichen Heergeräth kriegsgefangen sein werde. Das freilich vermuthete niemand, daß um dieselbe Zeit Paris jubelte, da ein dritter Sieg Bazaines mit dreister Stirn verkündet ward. „Das Verweilen des Marschalls bei Metz ist, so belog man sich selbst, nur ein feines Manöver. Er ist nicht von dem in Chalons beschäftigten Herzoge von Magenta abgeschnitten, er kann gehen, wohin er will; er bleibt aber bei der starken Festung, um uns 200,000 Deutsche vom Leibe zu halten.“ Die Thoren, sie ahnten in ihrer Verblendung nicht, daß die Entscheidung des ganzen Krieges bereits am 18. August gefallen, 'und daß für Frankreich auf Sieg nicht mehr zu hoffen war.

Der Nachmittag des 19. trug ein recht ernstes, düsteres Gepräge, denn bis spät in die Nacht hinein beerdigte man die gefallenen Helden. Große Grüfte nahmen dieselben nahe den Stellen auf, wo sie den Tod gefunden. „Die Regimentsmusiker spielten den alten, schönen Choral „Jesus, meine Zuversicht!“ In dem weiten Kreise, der durch die Kameraden der zu Begrabenden gebildet war, standen die Offiziere des Regiments. Un-

endlich ergreifend waren die stillen, bitteren Thränen, die langsam über die sonnverbrannten Wangen der kriegerischen, starken Männer herabrollten. Gegen 9 Uhr Abends wurde die feierliche Todtenmusik plötzlich durch einen heitern Marsch unterbrochen. Näher und näher kam das klingende Spiel, und bald zog Regiment auf Regiment mit starkem, schnellem Tritt über das Schlachtfeld. Es waren die tapferen Sachsen, welche schon wieder zu Kampf und Sieg aufbrachen und in ihrer Herzensfreude den ihnen Begegnenden: „Guten Abend, Kameraden!"z uriefen, ein Ruf, der ebenso freundlich erwidert wurde. Bald verklang die Musik in, der Ferne', doch nicht lange; denn gleich darauf erschallte ein voller Männerchor: „Stille Nacht, heilige Nacht!" und von der andern Seite: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!""

XIV.

Die Schlacht bei Sedan.

Den 1. September.

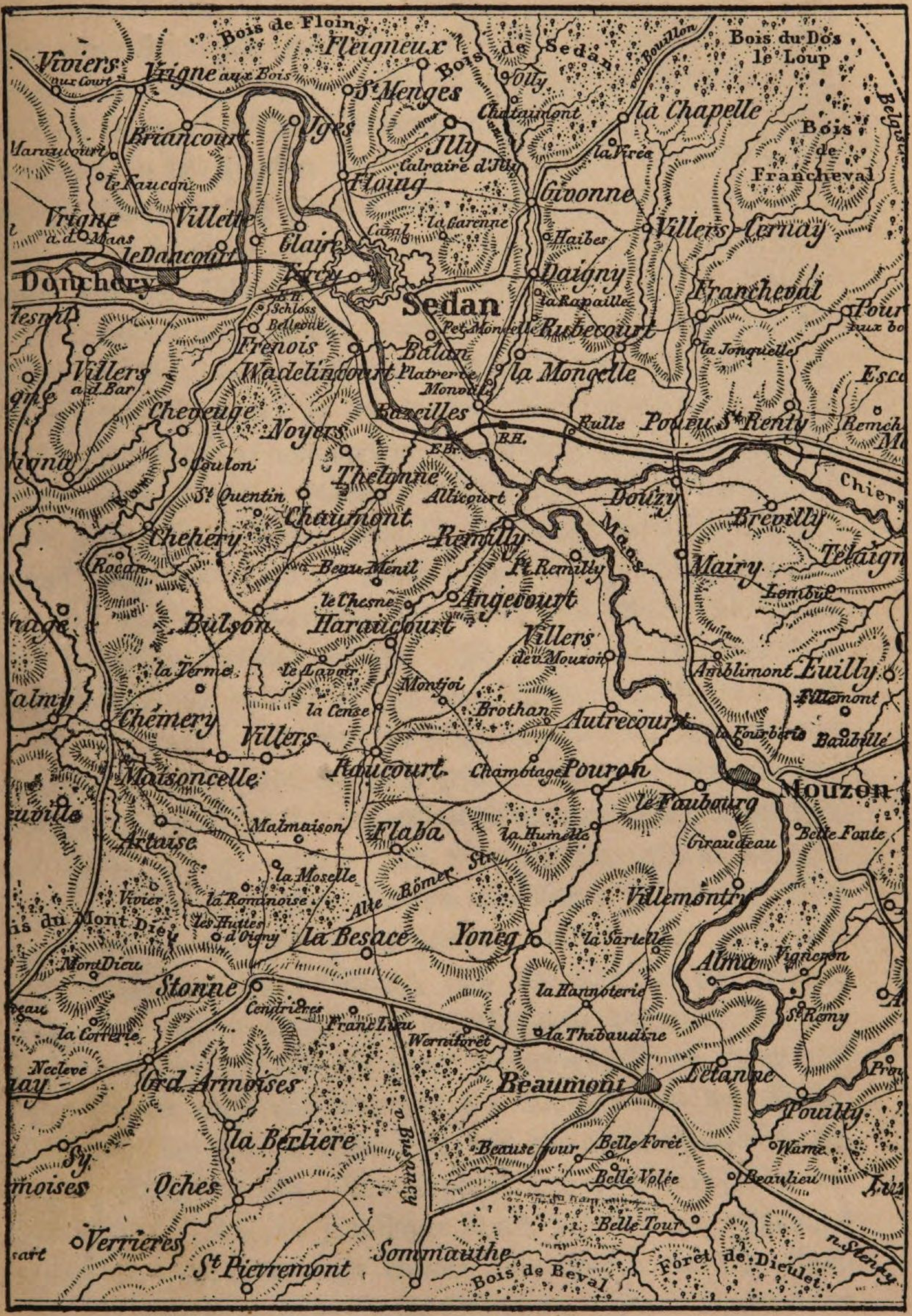
1. Der Anmarsch. Das Treffen bei Beaumont.

Unterdessen hatte der Marschall Mac-Mahon sein geschlagenes Heer bei Chalons sur Marne gesammelt und geordnet, während die Pariser Regierung ihm alle Streitkräfte zusandte, die ihr noch zur Verfügung standen. So gelang es ihm, nicht weniger als 4 Corps zusammenzubringen. Aber diese Soldaten glichen nicht mehr denen von Weißenburg, Wörth und Metz. Ein Theil trug das sichtliche Gepräge der Entmuthigung an der Stirn und verzweifelte am Siege. Ist jedoch nicht der schon im voraus geschlagen, dessen Herz verzagt? Anderen Abtheilungen, die noch keinen Feind gesehen, fehlte es an der Uebung und dem Ganzen an Halt und Verband. Zuerst glaubte man im deutschen General-

stabe, der Marschall wolle, auf sein verschanztes Lager gestützt, bei Chalons die Schlacht bieten. Allein am 21. August räumte er dasselbe, bevor noch die feindlichen Reiter erschienen und ließ es anzünden; hoch loderte die gewaltige Feuersbrunst über die Waldungen auf. Zuerst wandte er sich nordwestlich nach Rheims, um auf Paris zu ziehen. Da traf ihn jedoch der gemessene Befehl seiner Regierung, Metz zu entsetzen und den Marschall Bazaine aus dem eisernen Ringe zu erlösen, der denselben umschlossen hielt. Politische, nicht militairische Gründe bestimmten die Regentin und den Grafen Palikao zu diesem unklugen und verhängnißvollen Beschlusse. Eine Revolution, meinte man, sei unvermeidlich, wenn der Kaiser und die einzige Armee, die Frankreich im Felde habe, zurückwichen und Metz seinem Schicksal überließen. Dem Befehl gehorsam, bog Mac-Mahon, dem sich Napoleon mit seinem Sohne anschlossen, ohne die erforderlichen Proviant- und Munitionskolonnen nach Nordosten ab, unterwegs noch immerzu Verstärkungen an sich ziehend. In Rethel mit einigen Vorräthen versorgt, marschierte er in äußerst mühseligen Märschen östlich auf Stenay, damit er dort die Maas überschritte und sich auf deren rechten Ufer zwischen dem rechten Flügel der deutschen und der belgischen Grenze dem bedrängten Metz näherte. Im Nothfalle konnte er hoffen, in den Festungen Sedan und Mezières sichere Stützpunkte zu finden. Aber gerade dort sollte ihn das Verderben ereilen. Schon ehe er in die Gegend der Maas kam, saßen ihm zwei deutsche Heere auf den Fersen. Das eine, die vierte Armee oder die Maasarmee genannt, wurde schon am Tage nach der Schlacht von Gravelotte gebildet und bestand aus den preußischen Garden, dem königlich-sächsischen und dem preußisch-sächsischen Corps, im Ganzen aus etwa 80,000 Mann. Der Kronprinz von Sachsen, welcher über diese den Oberbefehl erhielt, brach schon am 19. August in Eilmärschen gegen Chalons auf, während sich der Kronprinz von Preußen, dessen Armee in Nancy gerastet, eben dorthin in Bewegung setzte, und der Prinz Friedrich Karl mit 6 Corps von der ehemaligen 1. und 2. Armee Metz umschlossen hielt; der greise General Steinmetz übernahm,

der ferneren kriegerischen Thätigkeit entsagend, das Amt eines General-Gouverneurs der Provinz Posen. Beim Vormarsche der deutschen Heere ergab sich am 25. Vitry-le-François mit 17 Geschützen; seine Besatzung, 1100 Mann stark, ward auf ihrem eiligen Rückzuge eingeholt, umzingelt und gefangen genommen. Plötzlich meldeten die voraufjagenden Reiter: „Mac-Mahon zieht nicht auf Paris, sondern nach der belgischen Grenze zu.“ Blitzschnell durchschaute der Generalstab die Absichten des Marschalls und traf auf der Stelle seine Gegenmaßregeln. Es galt in aller Eile die Front, statt nach Westen, nach Norden zu nehmen. Darum mußten schon in der Nacht zum 26. die Truppen des Kronprinzen von Preußen in gewaltigen Märschen nach rechts schwenken, indeß die vierte Armee ihre Wendung langsamer vollzog. Jetzt folgten furchtbare Strapazen und Entbehrungen, um so stärkere, da die Verpflegung nicht überall mehr auf den schlimmen Wegen des Argonnerwaldes mitkommen konnte. Doch der deutsche Soldat überwand, neue Siege ahnend, die Hitze dieser Mittage auf den staubigen Chausseen und die Kühle dieser Nächte in den feuchten Bivouacs. Solche Anstrengungen kann man nur Truppen zumuthen, deren Leiber und Seelen hart geworden sind! Am 27. ereilte man den Feind. Es kam zu einem für die Sachsen glücklichen Reitergefechte bei Buzancy, einige Stunden südwestlich von Stenay, am 28. zu einem zweiten bei Voncq, am 29. stieß die Vorhut bei Nouart auf den Feind und warf ihn. An demselben Tage standen die gesammte 3. und 4. Armee in einer langen Linie mit dem Gesichte nach Norden da; eine der glänzendsten Marschbewegungen war ausgeführt. Den 30. kam es bei Beaumont zu einem heftigeren Zusammenstoß. Gegen dieses Dorf rückten am frühen Morgen die Sachsen und neben ihnen das erste bairische Corps vor, indeß weiter links sich das 5. gegen Pierremont, Oches und Stonne wandte. An den letzteren Punkten hielt der abgehetzte Feind nirgend Stand, sondern wich auf Raucourt zurück; dagegen vertheidigte er eine Zeit lang Beaumont. Der Kampf, der sich hier entspann, wurde meist durch Artillerie ausgefochten und endete daher ohne allzugroße

SEDAN.



Bois de Floing
Fleigneux
Bois de Sedan
Bouillon
Bois du Dos le Loup
Belgique
Viviers aux Court
Vrigne aux Bois
St Menges
Olly
Chataimont
la Chapelle
Briancourt
Iges
Illy
la Virée
Bois de Francheval
Calvaire d'Illy
le Faucon
Floing
Givonne
Vrigne a. d. Maas
Villette
Claire
la Garenne
Haibes
Villers Cernay
le Dancourt
Torcy
Daigny
Donchery
Sedan
la Rapaille
Francheval
Schloss Bellevue
Pet. Moncelle
Rubecourt
Frenois
Balan
la Jonquielle
Villers a. d. Bar
Wadelincourt
Platrerie
la Moncelle
Monvillé
Cheveuge
Bazeilles
Rulle
Pouru St Remy
Noyers
B.H.
Chiers
Thelonne
Douzy
St Quentin
Chaumont
Allicourt
Brevilly
Chehery
Remilly
Maas
Mairy
Beau Menil
Pt Remilly
le Chesne
Angecourt
Lombut
Bulson
Haraucourt
Villers dev. Mouzon
la Ferme
le Loup
Amblimont
Euilly
Montjoi
Brothan
la Cense
Autrecourt
la Fourbarie
Baubillé
Chémery
Villers
Raucourt
Chambotage
Pouron
Maisoncelle
Mouzon
le Faubourg
Malmaison
Flaba
Artaise
la Humelle
Giraudeau
Belle Foute
la Moselle
Alte Römer Str.
Vivier
la Romanoise
Villemontry
Mont Dieu
les Huttes d'Oigny
la Besace
Yoncq
la Sartelle
Alma
Vigneron
Mont Dieu
Stonne
la Harnoterie
Centrières
Franclieu
St Remy
la Corterie
Warniforêt
la Thibaudine
Neclève
Grd. Armoises
Beaumont
Létanne
la Berlière
v. Buzancy
Pouilly
Beause four
Belle Forêt
Wame
Sy
Belle Volée
Beaulieu
Armoises
Oches
Belle Tour
Verrières
n. Stenay
St Pierremont
Sommauthe
Forêt de Dieulet
Bois de Beval

Verluste der Deutschen. Während desselben ließ sich das Corps des Generals du Failly beim Abkochen überraschen und gab, eilig entweichend, sein Zeltlager preis. Wie unrühmlich sich an diesem Tage die Franzosen schlugen, erhellt schon daraus, daß sie nicht weniger als 2856 Gefangene, 20 Kanonen und 11 Mitrailleusen in den Händen der Sieger ließen, von denen höchstens 30,000 Mann in das Feuer kamen. Das ist ja die Siegesbeute nicht eines Treffens, sondern einer Schlacht! So rasch aber zogen sich die Feinde in ziemlicher Unordnung zurück, daß es dem 4. Corps nicht möglich wurde, sie am Uebergange über die Maas bei Mouzon zu hindern. Hier fand dann eine lange und lebhafte Kanonade bis in die dunkele Nacht hinein statt; hüben und drüben blitzte es auf und erleuchtete den Spiegel des Flusses. Dann ward es still. Hätten die Franzosen am heutigen Tage fester gestanden, so würde schon bei Beaumont der Entscheidungskampf stattgefunden haben, jedoch wahrscheinlich kein so glänzender wie der nun bevorstehende. Allein der Zweck des Tages war im vollen Umfange erreicht. Ist nicht heute dem Marschall Mac-Mahon ein eherner Riegel vorgeschoben worden, so daß er nicht nach Metz kann? Wird es nicht möglich sein, ihn auch von Mezières abzuschneiden, zu umzingeln und in einer eisernen Umarmung zu erdrücken? Die numerische Ueberlegenheit der Deutschen, die gegen 200,000 Mann und 800 Geschütze zählen mochten, ließ diese titanische Idee Moltke's ausführbar erscheinen. Was bei Königgrätz nur zur Hälfte gelang, das sollte hier ganz ausgeführt werden, eine Leistung, rein unerhört in der Kriegsgeschichte. Denn sonst brach bei ähnlichen Versuchen früherer Zeit der Eingeschlossene mit seiner Gesammtmacht an einem einzigen Punkte durch und war hier der Stärkere und der Sieger. Ungeachtet dieser alten Erfahrung will der Schlachtendenker den kühnen Streich wagen. Der folgende Tag glich der Stille vor dem Sturm. Nur die sächsischen Reiter lieferten ein rühmliches Gefecht und machten reiche Beute; auch beschoß bairische Artillerie auf Sedan zurückweichende Franzosen. Sonst lagerte tiefer Friede auf der schönen Maasniederung, während, vom Feinde

unbeachtet, die letzten und entscheidenden Märsche der deutschen Heere ausgeführt wurden. Mit der Morgendämmerung des 1. September sollte dann nach den Bestimmungen des Oberfeldherrn die Umzingelung der noch über 100,000 Mann starken französischen Armee beginnen.

---

2. Der Schlachttag des ersten Septembers.

Der Kampf der Baiern um Bazeilles. Die Umzingelung der Franzosen.

Noch hätte sich die französische Armee, wenngleich nur in aufgelösten Haufen, über die belgische Grenze flüchten können. Doch ein Zauber schien die Gemüther umfangen zu halten, daß niemand die ungeheure Katastrophe voraussah, die beim ferneren Standhalten hereinbrechen mußte. Hatte etwa Mac-Mahon eine Ahnung davon, als er den Kaiser beschwor, sich zu retten? Dieser hielt, nachdem er so eben seinen Sohn nach Mezières weggesandt, mit Recht für seiner unwürdig, sein Geschick von dem des Heeres zu trennen. Und Mac-Mahon? Sein großer Name, der Schmerz um Wörth und Beaumont, die Begierde, jene Scharten auszuwetzen, alles vereinigte sich, ihn Schlacht und Tod suchen zu lassen. Beide, Kaiser und Marschall, konnten die Schmach einer Flucht über die Grenze nicht auf sich nehmen, beide zog es unwiderstehlich in den Strudel hinab. Also stellte der Marschall sein Heer in Schlachtordnung auf. Dasselbe nahm einen Halbkreis östlich und nördlich von Sedan ein; seine Stützpunkte im Osten waren: Bazeilles, la Moncelle, Daigny, Haibes und Givonne, alle fünf an einem Bache gelegen; im Norden Illy und Floing. Die Sehne dieses Bogens, in deren Mitte ungefähr Sedan liegt, bildet die Maas. So deckte dieser bedeutende Fluß seine rechte Flanke, die linke jener Bach mit seinen westlichen Ufersäumen. Jene Ortschaften bestanden aus massiven Gebäuden und ließen sich daher leicht in den besten

Vertheidigungszustand setzen. Wahrlich, der Marschall, der seine Franzosen kannte, hatte sein Schlachtfeld trefflich gewählt; er wußte, daß sie schnell zu finden und zu benutzen verstehen! So vorbereitet, doch den Gegner und namentlich dessen Artillerie unterschätzend, bot er die Schlacht. Sie sollte früher beginnen, als er gedacht; denn der König Wilhelm ertheilte in der Besorgniß, der Feind möge entweichen, den Befehl, ihn schon morgen in der Frühe anzugreifen. Also gab es nicht den wohlverdienten Ruhetag für die ermüdeten Truppen, so wünschenswerth derselbe auch anfangs erschien. In der Nacht zum 1. September überschritten das 11. Armeecorps und die würtembergische Division westlich von Sedan bei Donchery und etwas flußabwärts die Maas, um den Franzosen den Weg nach Mezières zu verlegen. Als eben der Morgen graute, und noch ein dichter Nebel auf Höhen und Niederung lag, fiel in der entgegengesetzten Richtung, bei Bazeilles, der erste Kanonenschuß. Das erste bairische Corps sollte die Ehre haben, das blutige Tagewerk mit dem Angriffe auf das ansehnliche Dorf zu beginnen. Griff man, wie erzählt wird, zu früh an oder fürchtete man den eiligen Rückzug der Franzosen und wollte schnell den Stier bei den Hörnern fassen und festhalten? Statt zu weichen, erwehrten sich drei Regimenter Seesoldaten vom Corps Lebruns mit beispielloser Tapferkeit der bairischen Stürme; an keiner Stelle ist während des ganzen Tages so erbittert gekämpft worden als hier. Der Kaiser selbst hielt, nach dem Briefe eines seiner Begleiter, eine Stunde lang im stärksten Feuer in der Nähe. Hier wurde an seiner Seite einer seiner Ordonnanz-Offiziere getödtet; später, nachdem er sich 5 Stunden dem Tode preisgegeben, erlitten neben ihm noch zwei Offiziere Verwundungen und stürzten zwei Pferde todt zu Boden. In dem brennenden Bazeilles mußte Haus um Haus gleichwie eine Festung von den Baiern erobert werden. Auch ein kleiner Theil der Einwohner, der das Dorf nicht verlassen hatte, nimmt an dem Kampfe Theil; die entfesselten Leidenschaften führen zu Gräuelscenen entsetzlicher Natur. Denn beim Rückzuge, den die Baiern in dem hin- und herwogenden Kampfe mehrmals anzu-

treten gezwungen sind, werden einzelne zurückgelassene Verwundete von den Weibern in die brennenden Häuser geworfen. Beim neuen Vorgehen findet der Soldat seinen Kameraden, den er nicht mit sich nehmen konnte, ermordet, verstümmelt, verbrannt wieder. Was Wunder, wenn die Erbitterung, über seinem Haupte wie eine Lohe zusammenschlagend, ihn in blinde Wuth versetzt! Da wird kein Pardon gegeben, da finden manche Einwohner den Tod , die sich den furchtbaren Ernst des über ihre Ruchlosigkeit hereinbrechenden gerechten Strafgerichts nicht klar gemacht haben. Nur Schritt vor Schritt geht es in dem Dorfe vorwärts; dahinter, in dem Park, setzt sich der Kampf weiter fort, da frische französische Bataillone eilend heranmarschieren. Trotzdem die auf dem anderen Ufer aufgestellten Batterien gut gezielte Kugeln in die feindlichen Reihen schleudern, schwankt die Entscheidung hin und her. Denn die Uebermacht der den Baiern hier gegenüberstehenden Franzosen ist zu groß, ihre Stellung zu günstig, und die Wirkung der Mitrailleusen eine zu gewaltige, da beim Angriffe auf die Höhen in geschlossenen Kolonnen vorgegangen werden muß. Um 10 Uhr scheint die Kraft der Baiern zu ermatten; sie haben in einem sechsstündigen Kampfe das Uebermenschliche geleistet. Gerade zur rechten Zeit kommt die Meldung, daß die Armee des Kronprinzen von Sachsen im Anmarsch sei. Jetzt heißt es feststehen und das Errungene behaupten; freudig, den nahen Sieg vor Augen, rafft der Baier seine letzte Kraft zusammen. Kurz nach 10½ Uhr erschienen Regimenter vom 4. Corps und begrüßten beim Eintritt in die Feuerlinie die Shrapnells, welche ihnen die Franzosen entgegenwarfen, mit schallendem Hurrah. Nun ging es stürmender Hand auf die Mitrailleusen und Chassepots los. Der Feind, der so lange heldenmüthig gerungen, ließ allmählig von fernerem Widerstande ab und ging über Balan auf Sedan zurück. Welch' einen Anblick gewährte jetzt Bazeilles! Krachend zusammenbrechende Mauern, herabstürzende Balken, rauchende Trümmer, glühende Asche, dazwischen halbverkohlte Leichen sperrten die Straße des unglücklichen Dorfs, ein unheimlich brenzlicher Geruch erfüllte die Luft. Das war

der furchtbare Kampf der Baiern um Bazeilles, in dem auch nicht ein Haus stehen blieb. — Während dieser Zeit hatte der Kronprinz von Sachsen mit zwei Corps der 4. Armee weiter den Bach hinauf unter großem Erfolge gestritten. Um 6½ Uhr begann das königlich sächsische den Kampf bei La Moncelle und bemächtigte sich nach drei Stunden dieses wichtigen Stützpunktes. Noch weiter den Bach aufwärts nahmen dasselbe Corps und die preußischen Garden nach einem dreistündigen Angriffe Daigny. Alle Bewegungen wurden trotz des wüthenden Kampfes mit einer Umsicht, Ruhe und Sicherheit ausgeführt, die den Sieg zur Gewißheit machten. Nordwärts ging es dann in Sturm auf Givonne und Illy. In der Front von den Sachsen, in der Flanke von den Garden scharf angegriffen, zogen sich die Franzosen nach mehrfachen, vergeblich unternommenen Vorstößen eilend auf Sedan zurück und ließen Gefangene in Menge und eine Anzahl von Geschützen in den Händen der Deutschen. Dieselben fuhren mehr als 100 Kanonen auf den Höhen auf, die sich von Daigny bis Illy erstrecken. Furchtbar brüllten diese Feuerschlünde denen entgegen, die daran dachten, die verlornen Stellungen wieder zu nehmen, drohend starrten sie auf Sedan hinab. Inzwischen reichte die Garde dem 5. Corps die Hand bei Illy; die Aufgabe der Baiern und des 4. Corps, bei Bazeilles von den Franzosen nicht abzulassen, war also erfüllt, ebenso die der Garden und der Sachsen, in Verbindung mit jenen den östlichen Halbkreis um Sedan zu schließen. In welcher Weise wurde indessen der Plan Moltke's, den westlichen zu ziehen, ausgeführt, so daß die Festung inmitten eines ehernen Ringes lag?

Als der Kanonendonner von Bazeilles herüberschallte, brach König Wilhelm mit Gefolge und Generalstab von Vendresse auf und erreichte bei Frenois, südwestlich von Sedan, ein die Gegend überragendes Plateau. Von hier aus leitete er selbst fast den ganzen Tag hindurch die Schlacht. Es war eben erst kurz nach Tagesanbruch, und Berg und Thal in Nebel gehüllt. Zwei Stühle standen bereit, wann der greise Held oder neben ihm

einer der Seinen ausruhen wollte. Allmählig sank der Schleier auf den Boden, und um 7½ Uhr brach die Septembersonne in ihrem vollen Glanze durch. Da unten lag hell beleuchtet die kleine Festung, von der sich durch saftige Wiesen schlängelnden Maas durchflossen, rings von blauen Höhen umkränzt, die in Terrassen emporsteigen. Hier die Stadt im Kranze der Dörfer, dort Hügel und liebliche Thäler, dort dunkle Waldungen, mit hellen Stoppelfeldern wechselnd, und dort Gebüsch und einzelne Laubbäume. Ein sonniges Bild voll anmuthiger Abwechselung! Vorn in Sedan lag eine gelbliche Kirche, dahinter lange Steinmauern mit Schießscharten, Kasernen, Fabriken, ein Schloß. Wie viele Jahrzehnte lagerte über Stadt und Landschaft der Friede! Heute aber übertönte der Kanonendonner laut die rasselnden Mitrailleusen und die knatternden Chassepots und pflanzte sich von Berg zu Berge fort. Man nahm von oben wahr, daß es da unten heiß zuging, man sah das brennende Bazeilles und, wie sich die Feuerlinie der Sachsen und der Garden stetig nach Norden bewegte, über la Moncelles, Daigny, Givonne auf Illy zu; rauchend wälzte sich der Sieg vorwärts. Auch von der entgegengesetzten Seite her ging eine gute Kunde nach der andern ein. Das 11. Corps hatte westlich von Sedan mit Tagesanbruch die Maas bei Donchery ohne Kampf passiert und, nordwärts ziehend, Vrigne erreicht, von wo es sich nach Westen gegen St. Menges wandte. Da sich immer noch kein Feind zeigte, wurde es sonnenklar, daß derselbe nicht auf Mezières entweichen wollte. Westlich von Donchery war die würtembergische Division über die Maas gesetzt und wies später, um 1 Uhr, einen Ausfall der Besatzung von Mezières zurück. Unaufhaltsam gingen von St. Menges aus die Hessen-Nassauer vorwärts und warfen um 8¾ Uhr mit einem kurzen Stoße den Feind auf seine Hauptstellung, eine weit nach Westen vorspringende Bergnase zwischen Floing und Illy, zurück. Dem 11. Corps auf dem Fuße folgend, erschien das 5. bei Fleigneux. Die Batterien beider Corps fuhren gegen die feindliche Aufstellung auf und feuerten stundenlang hinüber, während von Frenois aus die bairischen Batterien den Feind über

die Maas hinweg in Flanke und Rücken faßten. Lange und brav hielten sich die Franzosen in diesem schrecklichen Kreuzfeuer. Zuletzt warfen sie, erliegend und in Verzweiflung, ihre Reiterei gegen die sprühenden Batterien. Sie wollte denselben von der Seite beikommen und brauste mit Geschick und noch größerer Tollkühnheit als bei Wörth heran, allen vorauf die Lanziers und die Chasseurs d'Afrique. Umsonst jagten sie durch die Zwischenräume der preußischen Bataillone hindurch, die ruhig Korn nahmen und feuerten, umsonst folgten ihnen neue Regimenter und noch zum dritten Male neue: sie mußten alle unverrichteter Sache zurück und räumten ein mit todten Reitern und Pferden besätes Feld; ganze Schwadronen bildeten, dahingestreckt, Wälle vor den eigenen Kameraden. Nach der Flucht der Cavallerie hielt auch das Fußvolk nicht mehr Stand. Um 3 Uhr zog es sich auf den Wald la Garenne zurück und ließ seine Stellung zwischen Floing und Illy in den Händen der Deutschen. Um dieselbe Zeit reichte auf der Höhe südlich von Illy das 5. Corps den Garden die Hand. Damit war auch der zweite Halbkreis, der im Westen und Norden, um Sedan geschlossen. So lag denn jetzt die Festung in einem undurchdringlichen Doppelringe von Geschützen und Streitern hinter ihnen. Die Vollendung des von Moltke unternommenen Meisterstücks stand vor der Thür.

Die Beschießung von Sedan.

Im Norden drängte nun der Kronprinz von Preußen gegen Sedan, im Süden von der Tann, im Osten und Nordosten der Kronprinz von Sachsen. Noch wurden aus dem Kessel heraus einzelne Vorstöße gemacht, jedoch mit leichter Mühe abgewiesen. Schon streckten ganze Abtheilungen, von den Ihren abgeschnitten, die Waffen; lange Reihen von Gefangenen, unter ihnen Offiziere aller Grade, marschierten, stumm und niedergeschlagen, unter deutscher Bedeckung rückwärts. Andere sah man im hellen Haufen unter die Wälle der Festung oder in sie hinein laufen. Bald wogte um sie und in ihr ein ordnungsloser, wirrer Menschen-

knäuel, eingeschlossen von einer unaufhörlich blitzenden und donnernden weißen Wolke. Mit tödtlicher Sicherheit und unbarmherzig sandte sie von oben den Tod in das Gewirr herab. Vergebens ließ, als die Batterien heranrückten, der Commandant Lebrun die Thore schließen, um die Ueberfüllung der kleinen Stadt zu verhindern. Denn die Soldaten warfen die Gewehre weg und kletterten über die Wälle, und bald standen oder lagen 30,000 Mann auf den Straßen und Gassen. Immer mehr verengte sich der Kreis, immer näher kamen die fürchterlichen Kanonen und hatten, 500 an der Zahl, die Stadt vollständig unter sich. Sie schien der Vernichtung preisgegeben zu sein. Da trat auf Befehl des menschenfreundlichen Königs eine Pause von einer halben Stunde ein; den Umzingelten ward eine Frist, sich zu besinnen, vergönnt. Als sich aber noch immer keine weiße Fahne auf dem Kirchthurm zeigen wollte, eröffneten um 4½ Uhr bairische Batterien ihr Feuer auf die Stadt selbst. Zuerst zeigte sich noch keine Wirkung. Dann erhob sich an einem kleinen rothgedeckten Hause eine schwache Rauchsäule. Plötzlich aber stieg um 4¾ Uhr links von der Kirche eine pechschwarze Wolke auf, und wenige Sekunden später leckte aus ihr die rothe Gluth hervor. Langsam erhob sich der Qualm, unten schwarz, oben jetzt weißlich-grau, sich weit breitend wie eine Baumkrone und einen langen dunkeln Schatten auf das Schlachtfeld werfend. Es war ein mit Stroh gefülltes Magazin, das die bairischen Brandgranaten getroffen hatten. Schon brachen hier und da andere Feuersbrünste aus. Ein schauerliches Bild: Das brennende Sedan in einem Kranze von neun rauchenden Dörfern!

Der Kaiser befand sich zu dieser Zeit in der Festung, ohne daß ein Deutscher es ahnte. Schon bald nach 7 Uhr Morgens war der Marschall Mac-Mahon, bisher unverwundet, von einem Granatsplitter schwer getroffen, eben dorthin geschafft worden. Sein Commando übernahm General Ducrot und versuchte, auf Mezières zu durchzubrechen. Als aber der General Wimpffen, eben erst von Algier eingetroffen, diese Bewegung für verfehlt hielt, zeigte er einen geheimen Befehl des Grafen Palikao vor, der ihn zum

Oberbefehlshaber ernannt hatte, falls der Marschall behindert sei. An die Spitze des französischen Heeres tretend, vermochte er nicht, dessen Umzingelung abzuwenden, und wollte dann in der entgegengesetzten Richtung, nach Osten, den Baiern gegenüber, den Durchbruch versuchen. Auf den Höhen bei Givonne traf er den Kaiser. „Majestät, die Sachen gehen gut, wir werden die Feinde in die Maas werfen!“ Der Kaiser widersprach nicht, doch der General Castelnau brummte in den Bart: „Gott gebe, daß nicht wir hineingeworfen werden!“ Der Angriff gegen die Baiern begann, brach sich jedoch bald an den furchtbaren Batterien, die große Verheerungen in den Reihen der unsicher gewordenen Infanterie anrichteten und sich auch die Cavallerie vom Leibe hielten. Nun faßte Wimpfen den verzweifelten Plan, der Armee die Maas entlang einen Rückzug über Carignan nach Montmedy zu eröffnen, und ließ den Kaiser auffordern, sich in die Mitte seiner Truppen zu begeben. Allein derselbe willigte nicht ein, da er nicht wollte, daß um seiner Person willen Blut vergossen werde. Vielmehr übersandte er dem General ein Schreiben und die mündliche Nachricht, daß auf seinen Befehl bereits die weiße Fahne auf dem Walle von Sedan wehe. Da weigerte sich der tapfere Wimpffen, dem Kaiser zu gehorchen und den Brief zu öffnen, und rief um 3 Uhr Nachmittags die Soldaten zum neuen Kampfe auf. Doch nur wenige, kaum 2000, folgten ihm und machten noch einen letzten vergeblichen Angriff auf Balan, dann wichen auch sie auf Sedan zurück. Hier hatte man schon längst den Gedanken an ferneren Widerstand aufgegeben. Die bairischen Geschütze waren es gewesen, die so schnell die Entscheidung herbeiführten; eine jede Kugel, welche in die Straßen von Sedan einschlug, tödtete eine Anzahl von Franzosen, dazu brannte es bereits an mehreren Stellen. Wie lange noch, und die Feuersbrunst wäre über die kleine Stadt zusammengeschlagen! Da versammelten sich die Corpscommandeure um den Kaiser, erklärten jedes weitere Blutvergießen für nutzlos und verlangten, daß die Parlamentairfahne aufgezogen werde. Eine Stunde wartete der Kaiser auf die Entscheidung des Oberbefehlshabers der Armee.

Als aber keine Antwort zurückkam, ordnete er selbst an, daß die weiße Fahne aufgezogen werde. Der General Lauriston erstieg, von einem Trompeter begleitet, eine Uhlanenlanze in der Hand, an die ein weißes Tuch geheftet war, die Mauer und ließ blasen. Doch übertäubte das Getöse der Schlacht eine Weile den Schall der Trompete.

Der Kaiser gefangen. Die französische Armee und Sedan capitulieren.

Um dieselbe Stunde befahl der König abermals, das Feuer der Batterien einzustellen, und schickte den Oberstlieutenant Bronsart als Parlamentair ab, um der Armee und Festung die Uebergabe anzutragen. Dem Preußen begegnete ein Baier und meldete, daß bereits die weiße Fahne auf der Mauer von Sedan wehe. Bronsart begehrte Einlaß und ward vor den Kaiser geführt. Nach einiger Zeit kehrte er mit dem General Reille zurück, der ein Schreiben seines Herrn bei sich trug. Es dunkelte schon, die Sonne tauchte unter tiefblaues Gewölk, noch immer weilte König Wilhelm auf dem Plateau bei Frenois, ohne zu ahnen, wer in Sedan eingeschlossen sei. Da reiten der französische General und ein Trompeter bis auf 80 Schritte heran und steigen von den Rossen. Der König tritt in Erwartung, was kommen werde, einige Schritte vor, und Reille, eine hohe kriegerische Gestalt, bis auf zwanzig heran. Dann nimmt derselbe sein Käppi tief ab und überreicht sein Schreiben. Hocherstaunt tritt der König wieder zurück, nachdem er gelesen; denn er sieht, daß sein Gegner, da unten eingeschlossen, sich ihm mit den Worten ergiebt: „Da ich nicht in der Mitte meiner Armee habe sterben können, übergebe ich meinen Degen Eurer Majestät!“ Dasselbe Staunen und freudige Erregung ergreifen den um den Oberfeldherrn versammelten Kreis. Sofort schreibt der König seine Antwort nieder, indeß ihm einer der Stühle als Unterlage emporgehalten wird. Entblößten Hauptes nimmt Reille den Brief, steigt zu Pferde und

reitet nach Sedan zurück. Noch ehe er fort war, ging es wie ein Lauffeuer durch die Soldaten: „Der Kaiser ist gefangen, die Armee in Sedan hat sich ergeben!“ Das Freudengeschrei pflanzte sich von Regiment zu Regiment rings um die Stadt fort, und die Musiken fielen in das allgemeine Jauchzen ein. Auf dem flachen Felde und auf den Höhen Hurrahs und Hochs; bald stimmten die Regimentsmusiken das: „Heil dir im Siegerkranz“ und andere Siegeslieder an, und donnernd begleitete sie ein gewaltiger Chor. Hier tauschte man Händedruck, Umarmung und Kuß, dort liefen Freudethränen über sonnverbrannte Gesichter, dort lachte, dort tanzte man. Als der König in sein Hauptquartier Vendresse zurückkehrte, unterwegs mit stürmischen Hochs begrüßt, fand er die Straßen von den Seinen hell erleuchtet. „Was wird nun kommen?“ fragte Einer den Andern. „Der Friede, ein ruhmreicher Friede; es ist des theuren Bluts genug geflossen!“ In der Dunkelheit erschien Sedan wie ein großer schwarzer Punkt in einem weiten Gürtel von Feuern, die mit ihrem Widerschein den Himmel erhellten. Noch an demselben Abend fand eine Zusammenkunft der preußischen und französischen Bevollmächtigten statt, um die Capitulationsbedingungen zu regeln. Den Generalen Wimpffen und Castelnau traten Moltke und Bismarck gegenüber. Die preußische Forderung lautete: „Die französische Armee legt ihre Waffen nieder, giebt ihre Geschütze und Pferde heraus und geht in die Kriegsgefangenschaft; doch sollen diejenigen Offiziere in Freiheit gesetzt werden, welche sich auf ihr Wort verpflichten, in dem gegenwärtigen Kriege weder den Degen gegen Deutschland zu führen noch sonst zum Schaden desselben zu wirken.“ Nach vergeblichen Verhandlungen erklärte Wimpffen, auf so schmähliche Bedingungen nicht eingehen zu können, und Bismarck, er lasse den Umzingelten eine Bedenkzeit bis 9 Uhr am nächsten Morgen. Erst nach Mitternacht kehrten die französischen Bevollmächtigten nach Sedan zurück. Den Kaiser aber litt es nicht mehr in der unheimlichen Festung. Ehe der Tag angebrochen war, um 5 Uhr Morgens, fuhr er, nur von wenigen Offizieren seines Stabs begleitet, hinaus und zu den Preußen.

War seine einzige Absicht die, Milderung der Capitulationsbedingungen auszuwirken? Fühlte er sich nicht auch inmitten der Scenen der Wuth und der Verzweiflung, wie sie in und um Sedan hervortraten, in hohem Grade unsicher? Wie leicht konnte die Stadt sein Grab werden, denn er hatte in diesen Augenblicken keine ärgeren Feinde als seine eigenen Soldaten! Bei Donchery stieß er auf Bismarck und verhandelte in und dann neben einem Weberhause eine Weile mit demselben, doch ohne Erfolg. Auch ward ihm abgeschlagen, den König Wilhelm zu sprechen, bevor die Capitulation unterzeichnet sei. Da er eine leicht erklärliche Scheu vor der Rückkehr zu seiner Armee zeigte, so wurde er einstweilen nach der Villa Bellevue unweit Frenois geleitet. In seiner Abwesenheit trat in Sedan um 7 Uhr Morgens ein Kriegsrath unter dem Vorsitze des Generals Wimpffen zusammen. Als sich die Berathungen in die Länge zogen, richteten die Preußen die Geschützröhre auf die Stadt und machten sich bereit, um 10 Uhr das Bombardement zu eröffnen. Erst da gewann bei den Führern der Verstand die Oberhand über das überwallende Gefühl. War nicht die Armee decimirt, nicht Munition und Proviant verbraucht, nicht Sedan in wenigen Stunden ein rauchender Trümmerhaufen? Also willigten von 32 Generalen 30 in die preußischen Bedingungen ein, und rasch jagte Wimpffen, ehe noch der erste Kanonenschuß fiel, nach Frenois und unterschrieb. Nachdem um 12 Uhr Moltke und Bismarck dem Könige die Capitulations-Urkunde überreicht hatten, ward auch dem Kaiser die Zusammenkunft mit seinem Sieger gewährt. Letzterer suchte ihn in der Villa Bellevue auf, wo der Gefangene, still und in sich gekehrt, noch immer weilte. Um 1 Uhr traf der König dort ein, und es folgten tief erschütternde weltgeschichtliche Momente. Welch' ein Wechsel des Menschlichen! Vor drei Jahren haben sich die Fürsten zum letzten Male gesehen, ist der König der Gast des Kaisers gewesen. Wußten schon in jener Zeit beide, daß ein Ringen ihrer Nationen auf Leben und Tod unvermeidlich sein werde? Ahnten sie wohl, daß sie sich auf einem Schlachtfelde wiederfinden würden? Damals hatte

Napoleon den Gipfel seiner Macht erreicht, und heute? In tiefernster würdiger Haltung, wie sie dem Unglück geziemt, steht er vor der Villa da, nimmt seine Militairmütze ab, als sich der König nähert, und verbeugt sich ehrerbietig. Dann tritt er mit demselben und dem Kronprinzen in ein Zimmer des Hauses ein und unterredet sich mit beiden eine gute Viertelstunde lang. Als sie wieder heraustreten, stehen ihm die Thränen, die er mit den Handschuhen umsonst zu verdecken sucht, in den Augen. Es nehmen von einander die Vertreter des romanisch-celtischen Stammes und des deutschen Abschied, beide auch im Aeußeren den Eigenthümlichkeiten ihrer Völker entsprechend. Sind dieselben auch die Vertreter einer untergehenden und einer neu erblühenden Nation? Das liegt in des höheren Herrn Hand, der Völker entstehen und vergehen läßt. So trennen sich der Sieger und der Besiegte. Am nächsten Morgen um 9 Uhr machte sich, von schwarzen Husaren geleitet, der Kaiser nach dem Orte auf den Weg, den ihm der milde König zur Kriegsgefangenschaft bestimmt hatte, nach der schönen Wilhelmshöhe bei Kassel. Es brach ein furchtbares Unwetter, Regen und Sturm, herein. Vielleicht tobte es im Innern des Gefangenen so wie um seine Kutsche, vielleicht war schon die Ergebung in sein Geschick eingetreten. Da lag der, welcher Rußland und Oestreich niedergeworfen hatte, nachdem er sich vermessen, Preußen anzutasten, gebrochen in einer Wagenecke da. Die Bevölkerung, die aus Neugier zahlreich zusammenlief, sah ihn theilnahmlos scheiden. Auf Wilhelmshöhe ist er denn bis zum Friedensschlusse geblieben und darauf, glücklicher als sein auf einem öden Felsen fern von Weib und Kind untergegangener Oheim, zu den Seinen nach England gelangt.

Die Capitulation von Sedan lieferte 84,433 Mann, darunter über 2300 Offiziere, einen Marschall und 39 Generale in die Hände der Sieger, nachdem der 1. September schon 25,000 Gefangene gebracht hatte. Außerdem lagen in und um Sedan 14,000 Verwundete. Nur 3000 entwischten zu Anfang über die belgische Grenze und wurden dort entwaffnet. Die Kriegsbeute beider Tage bestand in den Gewehren der Armee, in 505 Kanonen

und 77 Mitrailleusen, 1 Adler, 2 Fahnen und 10,000 Pferden. Das war ein militairischer Erfolg, wie noch keinen die Sonne beleuchtet hat. In zwei Tagen eine Armee von 150,000 Mann vernichtet, in einer offenen Feldschlacht ein Kaiser gefangen — unerhört in der Weltgeschichte! Und wie verhältnißmäßig gering der deutsche Verlust! Unter den Gefallenen befand sich der General Gersdorf, welcher sich bei Wörth durch Muth und Umsicht ausgezeichnet hatte. An der Spitze seiner Hessen-Nassauer in der Morgenfrühe auf der Höhe von Floing haltend, wurde er von einer Gewehrkugel in die Brust getroffen; vom Rosse sinkend, ward er hinweggetragen und errang sich erst nach langen, schweren Leiden die blutige Cypresse. — Der Schlag von Sedan widerhallte laut in ganz Europa; die Einen jauchzten, die Andern bebten, die Dritten knirschten vor Wuth. Auch die Folgen des gewaltigen Tages wurden gewaltige. Mit dem Kaiser sank das Kaiserthum in den Staub; schon zwei Tage später erhob sich überall in Frankreich die Republik. Ferner verschwanden auch die letzten Einmischungsgelüste von Oestreich und Italien, die immer noch auf einen Erfolg der französischen Waffen zu hoffen schienen. Konnten wohl die Monarchen beider Staaten einer wilden, im Sturm gebornen Republik die Hand reichen? Auch das finstere Treiben einer gegen die Einheit Deutschlands arbeitenden Partei verlor nun allen Boden. Der Jubelsturm, welcher jetzt durch alle deutschen Lande erbrauste, ließ sie verstummen, so daß sie für den Augenblick aufhörten, das Ohr der Fürsten zu umlagern, um falsche Worte hinein zu raunen. Laut übertönte der Ruf nach der Vereinigung der Süddeutschen mit dem norddeutschen Bunde, nach der Beseitigung der unglückseligen Mainlinie jeden Mißton. So ward der Sturz des französischen Kaiserthums zur Wiedergeburt des deutschen Reichs. Nicht lange, und es sollte demselben auch das Haupt, sein Kaiser, nicht mehr fehlen.

XV.

Die Heimath im Sommer und Herbst.

Der Feind hat nur vier Tage lang bei Saarbrücken den äußersten Saum des deutschen Bodens betreten. Dagegen vermochte er nicht, an der Küste der Nordsee oder der Ostsee zu landen, so große Hoffnungen er auch auf seine Flotte gesetzt hatte. War dieselbe nicht die zweitgrößeste der Welt, gedachte sie nicht, der englischen den Rang streitig zu machen? Ein Theil von ihr wollte an der Küste von Friesland landen und die, wie sie meinte, mißvergnügten Hannoveraner zum Aufstande gegen Preußen aufreizen. Allein Schlamm- und Sandbänke, Ebbe und Fluth, Strandbatterien auf allen hervorragenden Punkten, versenkte Schiffe und ein Gürtel von Torpedos, d. h. kolossaler Sprenggeschosse, machten den Strand unnahbar. Dahinter aber stand der alte Vogel von Falkenstein mit seinen Land- und Seewehren, bereit, den gelandeten Feind in das Wasser zu werfen. Allein derselbe erschien weder bei Tage noch bei Nacht; die ausgelöschten Leuchtfeuer mahnten, sich vom Sonnenuntergange bis zum Aufgange in weiter Ferne zu halten. In der Ostsee hatten die Franzosen auf den Beitritt Dänemarks zu ihrer Sache und auf dessen See- und Landstreitkräfte gerechnet. Doch die dänische Regierung beschloß, durch bittere Erfahrungen belehrt, eine strenge Neutralität inne zu halten. Mußte nicht auch die Bevölkerung von Kopenhagen, wenngleich noch immer von Rachedurst wegen der Tage von Düppel und Alsen beseelt, stutzig werden, als sie die mangelhafte Ausrüstung und Bemannung der französischen Schiffe sah? Der König aber zog sich, um französischen Zudringlichkeiten zu entgehen, auf ein Landschloß zurück. So segelte denn die Flotte allein in die Ostsee hinein. Aber die Südküste derselben ist durch ihre Sandriffe, welche weithin an den Schaumstreifen zu erkennen sind, wie durch davorgelegte Festungswälle

geschützt, die Flußmündungen sind es durch Schanzen und Forts. Zahlreiche Landwehren standen, namentlich auf Rügen, Usedom und Wollin, zum warmen Empfange des Feindes bereit. Nirgend wagte daher derselbe zu landen. Einmal segelte ein starkes französisches Geschwader in Schlachtordnung auf die vom Meere aus mit Geschützen zu erreichende Festung Kolberg los. Ein gewaltiger Anblick, als die gepanzerten Kolosse herandampften! Athemlos, in banger Erwartung standen die Umwohner da, schußbereit die Kanoniere in den Strandbatterien. Diesen war jedoch der strenge Befehl ertheilt worden, den ersten Blitz aus einer französischen Kanonenluke abzuwarten; dann erst sollten dem Feinde die Eisenbälle entgegengeworfen werden. Aber noch vor Kanonenschußweite kehrte das ganze Geschwader um und verschwand in blauer Ferne. Ein ander Mal griffen die Dampfjacht Grille und die Kanonenboote Drache, Blitz und Salamander sieben französische Panzerschiffe bei Hiddensee an und scharmuzirten zwei Stunden mit ihnen. Vier Tage später, am 21. August, lieferte die Dampfcorvette Nymphe in der Putziger Bucht bei Danzig gegen mehrere französische Schiffe ein kurzes Seegefecht. Das alles hatte nicht viel zu bedeuten; die Beschießung und die Landungen, von denen die Küsten Anfangs Furcht gehabt, verloren bald ihre Schrecken und wurden zum Gespött. So ruhmredig, wie sie gekommen, so still und ruhmlos dampfte die französische Flotte schon um die Mitte September nach Hause, wo ihre Geschütze und ihre Mannschaften eine andere Verwendung finden sollten. Weit mehr Schaden als jene gethan, richtete die Wegnahme zahlreicher deutscher Schiffe und die Blokade der Küsten an, welche augenblicklich den Handel vernichtete. Andererseits ging gegen Ende des Krieges ein preußisches Kriegsschiff, die Corvette Augusta, zur Offensive über. Kühn vor die Mündung der Gironde segelnd, nahm es am 4. Januar mehrere französische Handelsschiffe, entging allen feindlichen Kreuzern und brachte seine kostbare Beute glücklich nach Hause heim.

Vor den französischen Landheeren hatte man in der deutschen Heimath, vertrauend auf die sieggewohnten Preußen, weniger

Besorgniß als vor ihren Flotten, machte sich jedoch auf eine vorübergehende Besetzung des linken Rheinufers durch den Feind gefaßt. Daher rief der Schlag von Weißenburg eine gewaltige Bewegung in den Gemüthern hervor, da niemand einen so schnellen Uebergang von der Vertheidigung zum Angriff erwarten konnte. Doch fragte sich auf der Stelle mancher: „Wird nicht alsbald ein Gegenschlag eintreten?“ Noch ehe er sich die Frage beantwortet, traf das Telegramm des Kronprinzen vom Schlachtfelde von Wörth ein und wirkte in wahrhaft überwältigender Weise. Wo es auch vorgelesen werden mochte, da erschallten donnernde Hurrahs. Denn nun schwand, da die Ueberlegenheit der Deutschen über die Franzosen blutig bewiesen war, jeder Zweifel; der Krieg mußte nach alten Erfahrungen denselben Weg weiter gehen, den er zuerst eingeschlagen. Als darauf immer neue Siegeskunde kam, wehte es in den Farben Deutschlands und seiner Stämme von den Häusern und aus den Fenstern, klangen die Glocken von den Thürmen, und fielen die Kanonen donnernd in das Geläute ein. Ueberall Sonnenschein auf den Gesichtern, ein Freudenrausch in den Köpfen! Höher und höher schwollen die Wogen, als endlose Eisenbahnzüge, voll von Gefangenen, unter diesen die gefürchteten Turkos, herangerollt kamen. Ihre Zahl stieg im Laufe des Feldzuges bis auf die unerhörte Zahl von 445,000 Mann, so daß große Barackenlager aufgerichtet werden mußten, um sie alle aufzunehmen. Bald brachen daselbst böse Epidemien, namentlich die Pocken und der Typhus, aus und forderten ihre Opfer; am größten wurde die Sterblichkeit unter den Gefangenen von Metz, welche lange Pulver anstatt des Salzes gegessen hatten. Wie nicht anders sein konnte, theilte sich die Pockenkrankheit auch der deutschen Bevölkerung mit und wurde durch ihre Bösartigkeit und lange Dauer die härteste Geißel des Siegers. Manche der Gefangenen erklärten sich bereit, anstatt in den Barackenlagern herumzuliegen, lieber Feldarbeiten zu thun oder in den Bergwerken zu helfen, wo es an Betriebskräften mangelte. Außer jenen kamen bald nach den ersten Siegen erbeutete Kanonen und die gefürchteten Mi=

trailleusen an, letztere von Neugierigen stets umlagert. Doch blieb der deutsche Ernst nicht bei dem Freudenrausche und der Neugierde stehen. Je tiefer die Dankbarkeit gegen das tapfere Heer war, welches das Vaterland rettete und groß machte, um so mehr trat für alle, welche die Waffen nicht trugen, die heilige Pflicht hervor, zu thun, was in ihren Kräften stand. Es liegt ja nicht in der deutschen Art, Schmerzen und Entbehrungen anderer kalt mitansehen zu können, und hier waren ja die Leidenden noch dazu die eigenen tapferen Söhne Deutschlands. Darum wurden überall Sammlungen für die Verwundeten veranstaltet und, wo Menschen zusammenkamen, Sammelbüchsen angebracht. An allen Orten zupften die deutschen Frauen emsig Charpie oder arbeiteten an Bekleidungs- oder Verbandsstücken. Communen stellten auf ihre Kosten Lazarethe her, zahllose Vereine bildeten sich, um für Aeltern oder Frauen und Kinder der eingezogenen Landwehrmänner und Reservisten zu sorgen, aller Orten wurden im weiteren Verlauf des Krieges Liebesgaben für die im Felde Stehenden gesammelt und eingesandt oder sogar durch Theilnehmer an den Sammlungen direkt an Ort und Stelle gebracht. Ganze Eisenbahnzüge, damit angefüllt, rollten über die Grenze, namentlich zu den vor Metz durch Regen und Kälte schwer leidenden Truppen. Wie manche Entbehrungen sind dadurch gemildert worden! Auch machten sich Tausende auf den Weg, um sich unter dem rothen Kreuz der sauren Pflicht der Krankenpflege zu unterziehen und ertrugen um der guten Sache willen Gefahren und die härtesten Entbehrungen. Wie viele Thränen haben sie getrocknet, wie viele Schmerzen gestillt! Und alles geschah in deutscher Weise: umsichtig, still, ohne Prahlerei, als ob es sich so von selbst verstände. Und wieviel fester schlangen sich durch diese herzliche Theilnahme die Bande um das Volk unter den Waffen und die in der Heimath Gebliebenen! Auch hier trat unmittelbar nach der Kunde vom Tage von Sedan derselbe endlose Jubel wie bei den Armeen ein. Man vergaß mit einem Male, daß der Kaiser schon nach der Schlacht von Gravelotte in den Augen seines Volkes gesunken, daß andrerseits die Worte gefallen waren: „Würde

Napoleon gefangen genommen, wir lieferten ihn den nächsten Vorposten aus." Der Freudentaumel, welcher durch alle deutsche Lande ging, ließ übersehen, daß nur das kaiserliche Frankreich durch sieben gewaltige Streiche gefällt war. Es ahnte am 2. September keine Seele: Noch steht ein fast ebenso blutiger und viel langwierigerer Krieg gegen das republikanische Frankreich bevor.

Zweite Abtheilung.

Der Krieg von 1871

gegen das

republikanische Frankreich.

XVI.

Revolution in Paris. Sturz des zweiten Kaiserreichs. Die neuen Gewalthaber.

Seit den Tagen von Weißenburg, Saarbrücken und Wörth gährte Paris bis auf den Grund; auch der am 7. August verkündete Belagerungszustand vermochte nicht, das Gefühl des bis auf den Tod gekränkten Stolzes und der Erbitterung gegen die vermeintlichen Urheber der Niederlagen zu ersticken. Zusehends wuchs die Opposition gegen das Kaiserthum, durch zwei talentvolle und ehrgeizige Advokaten, Gambetta und Jules Favre, genährt und geleitet. Am Abende des 3. September verbreitete sich in Deputirtenkreisen die Nachricht von der Gefangennahme des Kaisers und des Heeres. Der Präsident, dem Drängen nachgebend, setzte eine Nachtsitzung um 1¾ Uhr Morgens an, in der Jules Favre dreist einen Antrag auf Absetzung der Dynastie Napoleon einbrachte. Noch standen die Tribünen leer, noch war die Kunde von Sedan nicht in die Massen gedrungen. Als nun der Graf Palikao erklärte, das Ministerium habe den überwältigenden Thatsachen gegenüber bisher noch zu keinem Beschlusse kommen können, vertagte sich die Kammer unter eisigem Schweigen bis zum Mittage. Wie waren sie stumm geworden, die Mameluken des Kaiserreichs! Erhob sich wohl einige Stunden später, als es der That bedurfte, ein einziger Arm für dasselbe? Sie alle, die es unter Napoleon zu Ehren, Würden und Reichthümern gebracht, hegten nur davor Furcht, es könne ihnen an das Leben gehen, und sie

hatten Ursache dazu genug. Denn schon früh am Vormittage des 4. Septembers, eines Sonntags, that sich eine heftige Bewegung auf der Straße kund. Man erzählte einander, Gambetta habe seinen „Zweitausend" die feste Zusage gemacht, daß heute der Würfel fallen sollte. In der That wurde diese geschlossene Masse von Parteigängern der feste Kern für die steigende Bewegung. Viertelstündlich wuchsen die Volksmassen, untermischt mit bewaffneten Nationalgardisten, und umdrängten das Sitzungsgebäude unter den Rufen: „Die Absetzung, die Absetzung!" Um $1\frac{1}{4}$ Uhr Nachmittags trat die Deputirtenkammer von neuem zusammen. In ihr stellte der Graf Palikao den Antrag, es möge ein Conseil der Regierung und Nationalvertheidigung, aus fünf Personen bestehend, gewählt werden; dagegen beantragte der greise Thiers, ein Anhänger des Hauses Orleans, eine Commission für die Regierung und Nationalvertheidigung, aber zugleich die Einberufung einer constituirenden Versammlung. Die Kammer zog alle drei Anträge, den republikanischen von Jules Favre, den bonapartistischen des Ministerpräsidenten, den orleanistischen von Thiers, in Erwägung und überwies sie einer Commission. So ging selbst in dieser Bedrängniß des Vaterlandes das Partei-Interesse über alles! Während noch berathen wurde, stürzten, es mochten wohl kaum zehn Minuten vergangen sein, Volk und Nationalgarde in das Sitzungsgebäude, alles mit dem Rufe: „Die Absetzung!" überschreiend; dazwischen wurde die Marseillaise und der Chant du départ gesungen. Als der Präsident die öffentliche Sitzung wieder aufnehmen wollte, hörte man ihn nicht an, auch nicht Gambetta, obgleich derselbe laut rief, man müsse die Freiheit der Berathung achten. Das Schlimmste fürchtend, entfernten sich nun die Deputirten freiwillig oder wurden von der tobenden Masse hinausgedrängt. Doch ein kleiner Theil der Linken, unter ihnen Jules Favre und Gambetta, begab sich aus dem Sitzungsgebäude direct zum Stadthause, dem Punkte, von wo aus die Pariser Revolutionen geleitet worden sind. Dort angekommen, verkündeten sie: „Das Haus Napoleon ist abgesetzt, die Republik hergestellt, wir sind die provisorische Regierung." Da erfüllte unermeßlicher

Jubel die Plätze und die Straßen, und Militair und Volk verbrüderten sich unter dem Rufe: „Es lebe die Republik!“ Niemand dachte in diesem Augenblick daran, sich an den Anhängern des Kaiserreichs, an Personen zu vergreifen, vielmehr ließ sich die allgemeine Wuth an leblosen Gegenständen aus. Man riß die kaiserlichen Fahnen herunter, man zerstörte die Wappen und Embleme der gestürzten Regierung, wo man sie nur fand, ebenso dahin gehörende Straßennamen; die Büsten Napoleons und Eugeniens flogen massenhaft aus den Fenstern auf das Pflaster oder in die Seine. Schon um 6 Uhr durchwehte eine festliche Stimmung, welche hier und da zu einem wahren Freudentaumel stieg, ganz Paris. Nur die, welche seine Vergangenheit kannten, sahen, unbeirrrt durch den Rausch des Augenblicks und ungeblendet durch den Lichtglanz, in dem das Häusermeer am Abende schwamm, ein desto tieferes Dunkel vor sich. Sie ließ es kalt, daß in Lyon schon einige Stunden früher die Republik ausgerufen war, und daß die Städte und das Land dem Beispiel der Hauptstadt blindlings wie immer folgten. Was stand bei einer so unberechenbaren Veränderlichkeit nicht alles zu erwarten! Die Regentschaft, welche während der Abwesenheit Napoleons Frankreich regieren sollte, zerstob in alle Winde und sammelte sich in England wieder. Die Kaiserin entfloh im letzten Augenblicke, als schon das Volk in die Tuilerien drang, durch eine unscheinbare Thür und gelangte unter Abenteuern und Gefahren ebenfalls nach dem Inselreiche; auch ihr Sohn, aus Mezières entkommen, fand sich hier ein. Der Senat, um dieselbe Stunde versammelt wie der gesetzgebende Körper, gerieth in Verwirrung und vertagte sich, wie mancher wohl in seinem Herzen ahnte, auf Nimmerwiedersehen. So beseitigten ein Paar Deputirte der Linken eine Verfassung, die Frankreich erst am 8. Mai durch sieben Millionen Stimmen bestätigt hatte, und fegten das zweite Kaiserreich weg, ohne daß ein Tropfen Blut vergossen ward. Das ganze Land gehorchte den Befehlen jener Männer, die sich selbst zu Machthabern aufwarfen, ohne dazu irgend welches Mandat zu besitzen. Wie würde Frankreich gejubelt haben, wenn der Kaiser gesiegt hätte! Jetzt, da er erlag,

mußte er der Sündenbock sein; die Uebrigen fühlten sich, nachdem sie ihn zum Opfer gebracht, in elender Heuchelei völlig entsühnt.

Die Namen der Mitglieder der provisorischen Regierung sind: Jules Favre, Simon, Picard, Pelletan, Cremieux, Ferry, Glais-Bizoin, Rochefort, Arago, Ganier-Pagés. An ihre Spitze trat als Präsident und zugleich mit der Vollmacht für die Nationalvertheidigung ausgerüstet, der General Trochu, seit dem August Gouverneur von Paris, ein gelehrter Mann, ein denkender Kopf, doch ohne die schöpferische Willenskraft, die so außerordentliche Verhältnisse erfordern, und ohne politische Festigkeit. Jules Favre, welcher die auswärtigen Angelegenheiten übernahm, erwies sich als eine allzu weichliche, sentimentale Persönlichkeit. Die Seele des Ganzen, der Mittelpunkt des ferneren Widerstandes gegen die Deutschen wurde der Minister des Innern, Gambetta. Der fast noch jugendliche, brustkranke Mann, entwickelte eine Thatkraft, welche man deutscherseits anfangs weit unterschätzte. „Franzose bis zum Wahnsinn," wie ein gewichtiges Urtheil über ihn lautet, wußte er seine Landsleute zu einer großen Erhebung aufzuregen. Daß dieselbe scheiterte und zu einem großartigen Ruin des Landes führte, den es vielleicht nie überwinden wird, daran ist zum großen Theil Schuld, daß Gambetta nie Soldat war. Hätte er mit seinen sonstigen Eigenschaften noch militairische Begabung und Erfahrung verbunden, die Deutschen würden einen schweren Stand gehabt haben. Seinen unbeugsamen Willen that er schon in früher Jugend dadurch kund, daß er, von seinem Vater zum Geistlichen bestimmt, sich ein Auge ausstach, um nicht zu etwas gezwungen zu werden, das er von Grund seiner Seele aus haßte. Die drei: Gambetta, Jules Favre und Trochu waren also die Häupter der provisorischen Regierung. Dieselbe stellte den Deutschen gegenüber als ihr Ziel hin: Widerstand bis auf das Aeußerste. Schon am 6. September erklärte Jules Favre in einem Rundschreiben: „Ein freies Frankreich hat sich erhoben. Will der König von Preußen diesen argen Krieg fortsetzen, so steht es ihm frei, die Verantwortlichkeit dafür vor der Welt, vor der Geschichte zu übernehmen. Wenn das sein Wille ist, wir nehmen ihn an.

Keinenfalls werden wir einen Fußbreit Landes oder auch nur einen Stein unserer Festungen abtreten." Das klang wenig friedlich einem Volke gegenüber, daß sich mitten im Frieden überfallen sah und nun nach vergossenen Blutsströmen und nach herrlichen Siegen Bürgschaften für seine künftige Sicherheit verlangte. Eine Adresse in diesem Sinne an den König war schon am 30. August in Berlin entworfen, unterzeichnet und überall in den Städten nachgeahmt worden. „Ihr habt, so rief der Deutsche dem Franzosen zu, den Krieg unternommen, um das linke Rheinufer zu erobern, und seid geschlagen worden. Und nun räumt ihr uns nicht ein, geraubte, noch deutsch redende Lande zurückzufordern, ja ihr wagt, vor aller Welt zu behaupten, euch geschehe schreiendes Unrecht. Das thut ihr alles in dem ruchlosen Glauben, ihr seiet das auserlesene Volk der neueren Geschichte." Ein tragischer Conflikt trat in diesem Augenblicke ein: Der Sieger wollte und konnte von der Forderung einer Landabtretung nicht ablassen, die provisorische Regierung nicht darauf eingehen, ohne geächtet und vielleicht in Stücke gerissen zu werden. Sie verhehlte sich auch ihre Lage keineswegs, sondern setzte ihre Hoffnungen auf eine Massenerhebung. War nicht dadurch nach der Meinung der Franzosen 1792 der Fremdling vom Boden Frankreichs vertrieben worden? Ließ sich nicht jetzt, seit die kaiserlichen Soldaten erlegen, der zahlreichere und bessere Theil der Jugend zu den Waffen rufen? Hatte nicht 1813 das jetzt siegende Preußen, damals scheinbar vernichtet, die Fahne erhoben und bis nach Paris getragen? Und das große, mächtige Frankreich, auf dessen bei weitem kleinsten Theil der Fuß des Feindes stand, sollte nicht dasselbe können und zwar mit mehr Aussicht auf Sieg? Also ergriff die provisorische Regierung dem entsprechend ihre Maßregeln. Die schwerste Aufgabe fiel zunächst dem General Trochu zu. Er sollte aus indisciplinirten Mobil- und Nationalgarden und Freischützen eine kriegsfähige Armee schaffen und mit ihr Paris vertheidigen; denn außer einigen Stämmen lag nur das Corps des Generals Vinoy in der Stadt. Dasselbe war auf der Eisenbahn von Paris nach Mezières gegangen, um Mac-

Mahon zu Hülfe zu kommen. Als aber der General die Katastrophe von Sedan erfuhr, kehrte er eilig um und erreichte, von den Deutschen nicht eingeholt, wiederum die Hauptstadt. Gleichzeitig ward die Verproviantirung derselben angeordnet und in kaum vierzehn Tagen mit einer bewundernswerthen Geschwindigkeit und Umsicht durchgeführt; es ist diese Leistung das Tüchtigste gewesen, was die provisorische Regierung geschaffen hat, und erst nach Monaten von den deutschen Heeren in ihrem ganzen Umfange erkannt und gewürdigt worden. Man bezog Mehl aus England, man ließ die gesammten Getreidevorräthe der beiden nächsten Departements in Paris hineinschaffen, man brachte in den Gehölzen von Vincennes und Boulogne und im Jardin des plantes ungeheure Heerden von Schlachtvieh unter, man entwarf einen systematischen Vertheilungsplan der Lebensmittel. Ferner wurde beschlossen, drei Armeen aufzustellen, die eine im Norden in der Gegend von Lille, die zweite im Osten jenseits der Loire, die dritte im Süden um Lyon. Dazu kamen noch einzelne Corps in der Normandie und Bretagne. Um Führer zu gewinnen, forderte man alle pensionirten Offiziere zum Wiedereintritt auf, Waffen lieferten die Fabriken von England, Belgien, Amerika und anderen Staaten in Fülle. Es ist das den Deutschen gegenüber, gegen die sich alle zur Neutralität verpflichtet hatten, ein himmelschreiendes und strafwürdiges Unrecht gewesen. Wie vieler Tausend Deutscher Blut klebt nicht an diesen Gewehren, um wie viele Monate ist nicht der bitterliche Winterkrieg durch diese Lieferungen verlängert worden! Auch die Anfertigung von Waffen und der Handel damit wurden von der provisorischen Regierung freigegeben. Dieselbe dekretirte außerdem, daß alle Deutschen in 24 Stunden die beiden Departements Seine und Oise verlassen sollten, wofern sie nicht besondere Erlaubniß zum Bleiben erhielten, eine bisher nicht erhörte, an Grausamkeit streifende Maßregel. Die ferneren sind folgende: Es wurde eine Amnestie für politische und Preßvergehen erlassen, der politische Eid abgeschafft und die Wahlen zu einer constituirenden Versammlung angeordnet. Endlich forderten die neuen Machthaber die Bewohner der Dörfer um Paris zu einer furchtbaren Verwüstung

auf, damit die heranrückenden Barbaren die Hauptstadt von einer Einöde umgeben vorfänden. Die Häuser sollten geräumt und angezündet, die zahlreichen Gehölze mit Hülfe von Petroleum in Brand gesetzt werden. Dem ersten Theil des Befehls gehorsam, zog der Landmann mit Frau und Kind und aller beweglichen Habe von Haus und Hof ab und in Paris hinein, indeß die meisten vermögenden Familien aus demselben eilig auswanderten, um den Schrecken einer Belagerung zu entgehen. In den stehen gebliebenen, wenn auch verlassenen Häusern der Umgegend quartierte sich der deutsche Soldat ein, und lustig prasselte bald das Feuer von dem Holze der unversehrt gebliebenen Wäldchen in den Kaminen und bei den Feldwachen.

XVII.

Von Sedan bis Paris.

Der Kaiser, der Marschall Mac-Mahon, die ganze Armee gefangen; der Marschall Bazaine mit der seinigen in dem, wie man glaubte, nicht genügend verproviantirten Metz eingeschlossen; der Weg nach Paris vollständig offen: wer hätte da nicht im deutschen Lager meinen sollen, der Krieg gehe zu Ende? Man unterschätzte die Bedeutung der Pariser Revolution und die Thatkraft der neuen Gewalthaber und hielt jeden ferneren Widerstand der Franzosen für vergeblich. Auch alle diejenigen wurden plötzlich mäuschenstill, welche vorher laut geschrien hatten, man müsse den Franzosen mit den Waffen zu Hülfe kommen, nicht, wie bisher, mit bloßen Worten. Selbst Oestreich, noch eben auf dem Sprunge, sich einzumischen, rüstete ab und stellte sich so unschuldig an, als hätte es nie ein Wässerchen getrübt. Und Italien? Aller Verpflichtungen gegen Napoleon mit einem Male entledigt, ließ seine Regierung schon am 20. September durch italienische Truppen Rom besetzen; die päpstlichen, 10,700 Mann stark, wurden nach

kurzem Widerstande kriegsgefangen. So verdankte Italien dem Tage von Sedan seine Hauptstadt. Gleich nach demselben gingen die deutschen Heeresbewegungen, da kein Feind mehr im Felde stand, völlig ungestört weiter. Beide Armeen, die 3. und 4., nahmen nach den unerhörten Strapazen der letzten Tage des August und nach einer zweitägigen Ruhezeit ihren unterbrochenen Vormarsch auf Paris am 5. September wieder auf; nur das 11. Armeecorps blieb zum Transport der Gefangenen zurück. Links, also südlich, marschierte die 3. unter dem Kronprinzen von Preußen, rechts, also nördlich, die 4. unter dem Kronprinzen von Sachsen. Die letztere unternahm noch den Augenblick vorher einen Handstreich gegen das oben auf einem Felsen gelegene feste Montmedy. Vergeblich machte die Garde-Artillerie drei Stunden lang den Versuch, durch ein heftiges Feuer die Besatzung zur Capitulation zu zwingen; dieselbe ergab sich nicht, obgleich die Flammen hoch emporschlugen. Da man keine Zeit vor einer so unbedeutenden Festung verlieren durfte, ließ man sie alsbald liegen und ging am Nachmittage des 5. durch die nördliche Champagne vorwärts. Vor der 4. Armee marschierten 2 Cavallerie-Divisionen, links die 5., rechts die 6. Der Befehlshaber der 6., der Herzog Wilhelm von Mecklenburg, erreichte am 8. September Laon und forderte dessen Commandanten, den General Theremin d'Hame, auf, die Festung zu übergeben. Dieser bat sich zuerst eine Bedenkzeit aus, dann aber erklärte er sich bereit, der Aufforderung am nächsten Tage, 11½ Uhr Vormittags, Folge zu leisten. Um diese Zeit rückte der Herzog mit Reiterei und dem Jägerbataillon Sangerhausen in die Stadt. Die Besatzung, aus 2000 Mobilgarden und wenig Linie bestehend, legt, in der Citadelle versammelt, die Waffen nieder, jene, um unter dem Versprechen, nicht mehr in diesem Kriege zu kämpfen, nach Hause entlassen zu werden, diese, um in Kriegsgefangenschaft zu gehen. Als schon der größte Theil der Mobilen abgezogen ist, fliegt unter zwei furchtbaren Detonationen das Pulvermagazin, welches 26,000 Kilogramme Pulver enthalten haben soll, in die Luft. Ein Theil der Citadelle ist verschwunden, die Stadt selbst mehrfach

beschädigt. Welch' ein Anblick, als sich Rauch und Staub verziehen! Unter Schutt und Trümmern liegen mindestens 250 Mobilgarden und die Hälfte der kurz vorher eingerückten ersten Compagnie des Jägerbataillons todt oder verstümmelt da. Auch der Herzog Wilhelm und ein Theil seines Stabes sind leichter oder schwerer verletzt, der französische Commandant Theremin aber, den keinerlei Schuld trifft, so stark, daß er bald seinen Schmerzen erlag. Vergebens, daß sofort der Stadt eine Contribution von 100,000 Francs auferlegt, daß sie entwaffnet, die Waffen vernichtet, eine strenge Untersuchung eingeleitet wurde! Es ist nichts zum Vorschein gekommen und wahrscheinlich, daß ein einzelner Fanatiker den Plan gefaßt hat, sich mit einer Anzahl von Feinden unter den Trümmern zu begraben. Am 13. brach die 4. Armee von den aus den Zeiten der Väter wohlbekannten Gefilden von Laon und Craonne auf und erreichte, immer tiefer in Isle de France eindringend, das feste Soissons. Da der Commandant die Uebergabe verweigerte, ging man ununterbrochen weiter, um bei Paris das Eisen zu schmieden, so lange es noch glühte. Am 19. erreichte der Kronprinz von Sachsen die feindliche Hauptstadt und schloß sie nach einem leichten Gefechte von der Nordseite her ein. Derweilen zog die 3. Armee über Rheims auf Paris, um es von Süden her abzusperren, und befand sich an demselben 19. an Ort und Stelle. Auf den Höhen, die südlich von Chatillon und Clamart aufsteigen, bei der sich 162' erhebenden Windmühle Moulin de la Tour war eine Schanze angelegt worden, welche die Landstraße beherrschte. Hier, in der Nähe von Sceaux, kam es zu einem blutigen Treffen. Der General Vinoy erwartete nämlich an dieser Stelle mit dem 13. französischen Corps das heranrückende preußische 5. und griff Morgens 9 Uhr dessen Vorhut an. 1½ Stunden lang wehrten sich das Königsgrenadier- und das 47. Regiment allein gegen die sechsfache Uebermacht, bis an ihrer rechten Seite das 2. bairische Corps unter General Hartmann gegen die mit mehreren Reihen von Schützengräben versehenen Höhen vorging. Da wichen gegen 2½ Uhr die Franzosen nach großen Verlusten und ließen 1000

Gefangene und 7 Geschütze schwersten Kalibers, welche die Schanze vertheidigten, mit dieser in den Händen der Sieger. Ueberhaupt schlug sich der Feind, trotzdem seine selbstgewählte Stellung auf den ziemlich steilen Höhen nichts zu wünschen übrig ließ, an diesem Tage recht schlecht. Ein junges Zuavenbataillon lief schnell davon, ohne einen Schuß gethan zu haben, und kam mit dem Rufe: „Verrathen, verrathen!" in Paris an. „Feiglinge, Feiglinge!" antwortete ihm das Volk auf der Straße. Auch Versailles wurde noch an demselben Tage besetzt, und seine Besatzung, 2,000 Mann Mobilgarden, kriegsgefangen. So rückten denn im Laufe des Nachmittags sämmtliche 8½ deutsche Armeecorps in die ihnen angewiesenen Stellungen um Paris ein, Alles in Allem wenig über 150,000 Mann. Die beiden Wetterwolken hatten, sich nebeneinander von Ost nach West wälzend, nunmehr ihr Ziel erreicht und legten sich rings um dasselbe, herum; noch schwiegen sie, noch blitzte und donnerte es nicht aus ihnen heraus. Unter den Heeren lag, klar vor aller Augen, doch so fern, daß kein Laut zu deutschen Ohren drang, die den Franzosen heilige und verderbliche Stadt, ihr Babel, mit seinem Häusermeere, über das Kirchen, Paläste und Monumente hervorragten. Der Abend des 19. hüllte die Weltstadt in einen immer dichteren Nebelschleier ein; als es dunkel war, lagerte ein heller Lichtstreifen über ihr, der Widerschein von Millionen Gasflammen. Unterdeß dachte so mancher deutsche Soldat, der hinabsah, bei sich: „Auf eben diesen Höhen haben unsere Väter zweimal gestanden und zweimal die trotzige Stadt genommen. Wird es den Söhnen ebenso gelingen? Damals war Paris eine offne Stadt, jetzt ist es die größte Festung der Welt —" Gleichwohl blieb man im deutschen Heere lange Zeit von ihrer Schwäche und ihren geringen Lebensvorräthen überzeugt und hoffte von Tag zu Tage auf ihren Fall. Anders urtheilten kriegskundige Männer anderer Nationen. „Um Paris liegen, meinten sie, 150,000 Mann, drinnen bald 500,000. Das widerspricht allen Regeln der Belagerungskunst, nach denen der Belagerer mindestens doppelt so stark sein muß als der Belagerte. Daher ist das Unter-

nehmen der Deutschen, Paris zu nehmen, überkühn und muß zu ihrem Untergange oder doch zu einem verlustvollen Rückzuge führen."

XVIII.

Die Einnahme von Toul.

Die kleine Festung Toul, an der Mosel gelegen, sperrte vollständig die Haupteisenbahn, welche einerseits Straßburg andererseits Metz mit Paris verbindet; von Frouard, wo sich beide Linien treffen, geht jene als die einzige von Ost nach West über Toul, Chalons, Epernay und Meaux bis zur Hauptstadt. Beim Vorrücken der dritten Armee blieb am 20. August eine bairische Brigade einen Augenblick vor Toul stehen und beschoß dasselbe, doch ohne Erfolg, aus ihren Feldgeschützen. Als die Baiern weiter zogen, ließen sie nur eine kleinere Heeresabtheilung zur Umschließung zurück. Erst am 12. September erschien das eigentliche Belagerungscorps, das 13., unter dem Oberbefehl des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, vor der Stadt. Dasselbe hatte, einer französischen Landung gewärtig, zuerst an der Nordseeküste gestanden und dann, als der Franzmann unverrichteter Sache absegelte, den Marsch nach Frankreich angetreten. Von Metz aus, das es vom 4. bis zum 10. September in bösen Regentagen belagern half, rückte es auf Toul und sollte theils diese Festung nehmen, theils Chalons und Rheims besetzen, damit die Verbindung der Paris belagernden deutschen Armeen mit dem Rhein nicht unterbrochen werde. Den besonderen Auftrag gegen Toul erhielt der General Schimmelmann. Derselbe überzeugte sich in kurzer Zeit, daß die kleine Festung, obwohl von beherrschenden Höhen umgeben, dennoch wegen ihrer hohen und dicken Mauern und der die Annäherung hindernden Wassergräben wider Erwarten fest sei. Dennoch stand man nicht an, aus den Sechs- und

Zwölfpfündern der Corps-Artillerie hineinzufeuern, namentlich am 18., wo zwei Stunden lang 7 Batterien arbeiteten. Am 20. langten von Cöln und Magdeburg her 26 schwere Geschütze, die langersehnten, an. Schon in der Nacht zum 23. wurden im Dunkel und ohne Störung die Batterien gebaut und standen bei Tagesanbruch fertig da; ein unsanfter Morgengruß aus ehernem Munde begrüßte die Schläfer in Toul. Bereits um 9 Uhr stand eine Kaserne in Flammen, nicht viel später stiegen andere Rauchsäulen auf; dagegen schossen die Belagerten zwei von den deutschen Truppen besetzte Vorstädte in Brand. Bis 4 Uhr dauerte der Zweikampf der Geschütze: da wehte plötzlich von einem der Thürme der Kathedrale eine große weiße Fahne. Die Festung war nicht mehr haltbar, der Commandant capitulirte in Folge der Beschießung, ohne eine regelrechte Belagerung abzuwarten, auf die Bedingungen von Sedan hin. Damit wurden 2240 Mann kriegsgefangen, und 197 Geschütze und 1 Adler Beute der Sieger, an deren Spitze am 24. September der Großherzog mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen seinen Einzug hielt. Mit dem Falle von Toul stand die Eisenbahn nach Paris für die Zufuhren und die Transporte schwerer Belagerungsgeschütze zur 3. und 4. Armee offen, die einzige Linie, welche deren Verbindung mit dem Rhein aufrecht erhielt. An demselben 23. wurde auch die von den Deutschen am 12. August begonnene, zur Umgehung von Metz bestimmte Eisenbahn von Rémilly nach Pont-à-Mousson eröffnet.

XIX.

Die Eroberung von Straßburg.

Die alte, ehrwürdige Reichsstadt Straßburg, im Jahre 1681 dem deutschen Reiche durch die List Ludwigs XIV. und den Verrath des Bischofs Egon von Fürstenberg entrissen, war in der folgenden Zeit seitens der Franzosen in einen gewaltigen Waffen-

platz umgewandelt worden. Denn dieselben betrachteten es fortan als ihr Hauptausfallsthor nach Süddeutschland, von wo aus sie dieses fortwährend bedrohten und den Interessen Frankreichs zu dienen zwangen. Das ist besonders im spanischen und östreichischen Erbfolgekriege, im siebenjährigen Kriege und in den Kämpfen der Republik geschehen und hat schließlich unter dem ersten Kaiserreiche zur tiefsten Erniedrigung Deutschlands, zur Stiftung des Rheinbundes, geführt. 1870 sollte sich Würtemberg und Baiern gegenüber das alte Spiel von Straßburg aus wiederholen; doch dieses Mal widerstanden die deutschen Fürsten dem Versucher. Die bedrohende Festung war dadurch zur bedrohten geworden, und das im höchsten Maaße. Denn deutscher Seits, so lag sonnenklar vor aller Augen, mußte alles daran gesetzt werden, dieses gefährliche Thor dem Feinde schleunigst zu entreißen. Von Natur ist Straßburg sehr fest, da der Rhein mit mehreren Armen es im Osten schützt, im Westen aber ein wahres Gewirr von Vertheidigungswerken liegt, vor dem sich breite Wassergräben hinhinziehen. Dabei läßt sich das Vorterrain weithin überschwemmen, so daß jede Annäherung erschwert und nur durch riesige Arbeiten ermöglicht wird. Allein die Franzosen hatten in neuerer Zeit aus Hochmuth verabsäumt, die Stadt mit einem Gürtel detachirter Forts zu umgeben, welche erst genommen sein wollen, ehe man sich dem eigentlichen Werke nähern kann. Ohne einen solchen Kreis aber werden die meisten Festungen den jetzigen ferntragenden Geschützen gegenüber nicht mehr haltbar sein. „Wie könnte wohl der Deutsche jemals dazu kommen, Straßburg anzugreifen?“ so wähnte der Franzose. Aus demselben Hochmuthe hatte er selbst nach der Kriegserklärung verabsäumt, die Stadt in einen ordentlichen Vertheidigungszustand zu setzen. Es fehlte an Palisaden, nicht überall standen die Geschütze auf den Wällen schußbereit, das Vorterrain war weder gehörig rasirt noch überschwemmt. Zu der zuerst ungenügenden Besatzung kamen zwar zahlreiche Flüchtlinge aus der Schlacht bei Wörth hinzu, bald auch die in der Stadt ansässige Nationalgarde, Alles in Allem 20,000 Mann, immerhin jedoch für eine so große Festung nicht vollständig aus-

reichend. Dagegen besaß dieselbe in der Person ihres Commandanten, des Generals Uhrich, eines tapferen, umsichtigen und festen Mannes, einen zum Aeußersten entschlossenen Vertheidiger.

Am 12. August erschienen die Spitzen des Belagerungsheeres, das aus drei Divisionen bestand, der badischen, der Garde-Landwehr-, der 1. Reserve-Division, vor Straßburg; dazu kamen bald 6000 Artilleristen und 2200 Pioniere. Den Oberbefehl über die Gesammtmacht führte nach der Erkrankung des badischen Generals Beyer der preußische General Werder, den über die Belagerungs-Artillerie der General Decker, den über die Ingenieure der General Mertens. Nachdem der Commandant Uhrich die übliche Aufforderung zur Uebergabe abgelehnt und am 16. bei einem Ausfall 3 Kanonen verloren hatte, begannen am 18. badische Geschütze vom rechten Rheinufer aus die Beschießung. Auf dem linken bauten die Preußen in der Nacht zum 24. nicht weniger als 13 Batterien und brachten gezogene Vierundzwanzigpfünder und schwere Mörser hinein. Am Abend desselben Tages bombardirten 18 Batterien mit mehr als 100 Röhren von beiden Seiten des Stromes aus die unglückliche Stadt. Wenngleich sich das Feuer zumeist gegen Magazine, Kasernen und öffentliche Gebäude richtete, so brannte es dennoch auch an vielen anderen Stellen. Bis zum 27., also drei volle Tage, dauerte das Bombardement fort, nur einmal auf 8 Stunden unterbrochen, da der Bischof von Straßburg um Einstellung des Feuers bat. „Am Tage lagerte eine dichte, schwere Rauchwolke über dem Häusermeer, hier und da unterbrochen von braunrothen Feuersäulen; in der Nacht schien die Stadt ein dampfender Kessel, in dessen Mitte eine weißglühende Masse kochte und siedete; feurige blitzartige Linien am Dunkel des nächtlichen Himmels waren von den Bomben und Granaten gezogen.“ Die Bibliothek, 3—400,000 Bände stark, mit seltenen Handschriften, brannte in der Unglücksnacht zum 25. August nieder, ein unersetzlicher Verlust für die Wissenschaft, das Dach des Chorschiffes am Münster ging in Flammen auf. Derweilen schoß Uhrich das gegenüberliegende offene Kehl

in Brand. Am dritten Tage überzeugte man sich, daß durch ein Bombardement die Stadt nicht zu nehmen sei. Man hat diese Angriffsweise später tadeln wollen und als Barbarei bezeichnet. Nichts Thörichteres! Machte man nicht, wenn das Unternehmen gelang, 50,000 Mann für weitere Zwecke frei? Hielt man nicht auch im Falle von Friedensunterhandlungen ein köstliches Pfand in Händen? Schwerlich hat man im deutschen Lager davor zurückgebebt, die Stadt zu zerstören; aber man ließ von dem Zerstörungswerk ab, als man die Festigkeit ihres Commandanten erkannte und damit das Resultatlose eines ferneren Bombardements. Also beschloß man eine förmliche Belagerung nach allen Regeln der Kunst. Die Vorposten schlichen sich in der Dunkelheit bis auf 400 Schritt an die Festungswerke heran und gruben sich daselbst ein. So bildeten sie eine undurchdringliche Kette für die Belagerungsarbeiten, welche von nun an nach unerbittlichen Gesetzen, eine nach der andern, auf einander folgten. Die erste Parallele, ein 4—5' tiefer Graben mit einem gegen die Festung zu aufgeworfenen Erdwall, wurde von Schiltigheim aus in der Nacht zum 30. August 800 Schritt vor den nordwestlichen Festungswerken ausgehoben. So sicherte man sich gegen alle diejenigen feindlichen Geschosse, die nicht gerade von oben hereinfielen. Schon am nächsten Morgen begrüßten 46 Kanonen die Wälle und die feindlichen Geschütze. Jetzt ward Batterie auf Batterie errichtet, tagtäglich nahm die Feuerlinie zu. Schon am 1. September waren viele Schießscharten zerstört, die Wälle durchfurcht, viele Kanonen umgestürzt, beschädigt oder gänzlich unbrauchbar gemacht. Die zweite Parallele wurde in der Nacht zum 2. September in einer Zeit angefangen, wo Regenwetter eintrat, und der Soldat oft bis an die Kniee im Wasser arbeiten mußte. Von jetzt ab schossen die Franzosen den ganzen Tag hindurch mit Wallbüchsen, Minié-Gewehren und Chassepots auf die Belagerer, deutscherseits wurde ihnen mit Wallbüchsen geantwortet. Dabei kehrten die badenser Schützen das graue Unterfutter ihrer Mützen nach außen, so daß die Köpfe nicht von der aufgeworfenen Erde abstachen. Am 9. September schwiegen die französischen Kanonen, und

arbeiteten nur noch die Mörser mit geringem Erfolge weiter. Einige Granaten mußten deutscherseits gegen den Münsterthurm gerichtet werden, weil die Franzosen ganz oben ein Observatorium errichtet hatten. Denn gleichwie er, in ruhiger Majestät aus dem Rheinthal hervorragend, meilenweit wahrgenommen wird, so konnte man von ihm aus in die Arbeiten der Deutschen tief hineinsehen. Doch fügten die Geschosse, indem sie, mit sicherem Auge gezielt, bloß streifend die feindlichen Telegraphendrähte zerrissen, dem Meisterwerke Erwins von Steinbach nur geringen Schaden zu. Ein Stück der dritten Parallele wurde in der Nacht zum 12. September gegraben, das zweite in der zum 14. Nun begann das Brescheschießen durch den indirekten Schuß, eine Art des Angriffs, welche in der Belagerungsgeschichte zum ersten Male vorgekommen ist. Es wurde nämlich mit kurzen gezogenen Kanonen aus großer Entfernung gegen Stellen des feindlichen Walls geschossen, die der Zielende nicht sah, sondern die unter seiner Sehgrenze lagen. Dieses Feuer richtete sich vorzugsweise gegen die Vorderfront der Lunetten 52 und 53, die beiden mächtigen Außenwerke von Straßburg an dessen nordwestlicher Seite. Auch die Krönung des Glacis, d. h. das Ziehen des letzten Grabens vor einer feindlichen Festung, der auf dem Glacis selber liegt, begann in der Nacht zum 15. und wurde am 17. vollendet, indeß das Brescheschießen seinen ungestörten Fortgang nahm, und auf die Fürbitte einer schweizerischen Deputation 800 Straßburger, meist Kranke, Frauen, Kinder, die Stadt verlassen durften. Noch an demselben Tage entdeckte man vermittelst eines aufgefundenen Minenganges, daß die Bresche in Lunette 53 ersteigbar sei. Also sprengten die Pioniere zunächst den steilen Abhang diesseits durch zwei Minen, dann erbauten sie in der Nacht zum 20. einen 60' langen Faschinendamm vor der Bresche. Als sich einzelne über denselben weg nach der Lunette vorwagten, fanden sie keinen Feind mehr darin und setzten sich fest. Zur Lunette 52 wurde in der nächsten Nacht eine Tonnenbrücke von 180 Fuß Länge in der Weise geführt, daß man immer zwei Biertonnen durch zwei starke Hölzer mit einander verband, die Verbindungshölzer

mit Planken bedeckte und obenauf Stroh schüttete, um das Geräusch beim Hinübergehen zu dämpfen. Auch diese Lunette war bereits verlassen und wurde von den Deutschen in Besitz genommen. Die Außenwerke befanden sich also in den Händen der Deutschen, 180 Kanonen schwersten Kalibers standen bereit, aus der nächsten Nähe die Stadt in einen Haufen von Schutt und Asche zu verwandeln. Dennoch zauderte der tapfere Uhrich noch immer, den äußersten Schritt zu thun; hatte er doch bei Beginn der Belagerung proklamirt: „Wenn Straßburg angegriffen wird, wird Straßburg sich vertheidigen, so lange ein Soldat, ein Stück Brot, eine Patrone übrig ist.“ Daher erschien der Sturm als unmittelbar bevorstehend, das letzte blutige Ringen auf Leben und Tod unvermeidlich. Daß die ermattete und entmuthigte Besatzung die siegesgewissen Angreifer nicht mehr zurückschlagen konnte, stand felsenfest. Gleichwohl zögerte der General Werder aus Menschlichkeit eine kurze Frist, ehe er zum Sturm überging; an denselben hätte sich ja nach aller menschlichen Berechnung ein Straßenkampf mit all' seinen Schrecken angeschlossen. Inmitten dieser Bedenken auf beiden Seiten brach der 27. September an, trüb, neblig, die Seelen düster stimmend. Um 10 Uhr Vormittags begannen 200 deutsche Geschütze von beiden Rheinufern her die Vorarbeit für den Sturm, so daß der Erdboden bebte und die Gegend dicht in weißen Pulverdampf gehüllt wurde. Inzwischen scheint Uhrich folgendes erwogen zu haben: „Wenngleich von der Besatzung nur 661, von der Einwohnerschaft nur 261 gefallen sind, wenngleich noch kein eigentlicher Mangel in der Stadt herrscht: so bin ich nicht mehr im Stande, die Breschen zu vertheidigen, da die Widerstandskraft meiner Truppen völlig erschöpft ist. Außerdem habe ich die militairische Ehre bis auf das Aeußerste gewahrt.“ Der Erwägung folgt schnell der Entschluß. Um 5 Uhr Nachmittags wehen in einem Augenblicke, wo sich der Pulverdampf ein wenig verzogen hat, drei weiße Fahnen über Straßburg, die eine vom Münsterthurme herab, die beiden anderen auf den Bastionen 11 und 12. Da schweigen die Batterien, die Rauchwolken verschwinden, die Septembersonne

scheint strahlend auf die Stadt, das Rheinthal und das deutsche Lager. Drüben Trauer und Ergebung in das Unvermeidliche, hier unermeßlicher Jubel ob der weißen Zeichen. Denn Straßburg, das fühlt jeder deutsche Krieger, wird beim Friedensschlusse nicht wieder zurückgegeben; was der schwarze Aar einmal mit den Klauen gepackt hat, das läßt er nimmer los. Erst als am folgenden Tage die Thore und die Citadelle von den Belagerern besetzt werden, übersehen diese die Zerstörung, die sie angerichtet, in ihrem ganzen Umfange. Die Wälle und die Brustwehren sind zu formlosen Haufen geworden, in denen jede Handvoll Erde dreimal von den Kanonenkugeln umgewühlt ist. Darunter liegen die Kanonen, zum Theil beschädigt, zum Theil bis zur völligen Unkenntlichkeit zerstört. Die Citadelle, sonst die letzte Zufluchtsstätte einer Garnison, wenn sie die Stadt räumen muß, bietet das Bild einer nicht minder furchtbaren Verwüstung dar. Ein ganzer Stadtheil hinter der Angriffsfront, in der Nähe des Steinthors, liegt in Schutt und Asche da. Inzwischen, gegen 11 Uhr, begann der Abmarsch der Besatzung. Der Stab des tapferen Uhrich, an seiner Spitze der Held selbst, zog zuerst hinaus, düster, in sich gekehrt, hier und da eine Thräne den Augen der Sieger verbergend. Ihm folgte eine ungeordnete, halb betrunkene Masse, lärmend, singend, fluchend, die Gewehre auf dem Straßenpflaster zerschlagend. Zwei Tage später fand der feierliche Einzug der Deutschen und ein Dankgottesdienst in der Thomaskirche statt; die Farben schwarz-weiß-roth, die vom ernsten Münsterthurm herabwehten, schienen in den Jubel der Einziehenden einzustimmen: „Wieder deutsch!“

In Folge der Capitulation streckten 17,000 Mann das Gewehr. Davon wurden die Linientruppen und die Mobilgarden kriegsgefangen, die Nationalgarden und Freischützen gegen das schriftliche Versprechen freigegeben, in diesem Kriege nicht mehr gegen die Deutschen zu dienen. Die Zahl der vorgefundenen Geschütze betrug 1070, die der Lokomotiven 50; dazu kamen 2000 Pferde, 3000 Centner Munition und ungeheure Tuchvorräthe. Wohl war es sehr wesentlich, daß nun eine neue Eisen-

bahnlinie zu den Truppen bei Paris offen stand, daß der Belagerungspark von so vielen schweren Geschützen anders verwandt werden, daß der General Werder zur weiteren Eroberung der festen Plätze des Elsaß schreiten konnte. Allein das Wesentlichste blieb dies: Nach fast zweihundertjähriger Fremdherrschaft ist das schnöde geraubte Straßburg dem Reiche zurückgegeben, die Wiege altdeutscher Kunst und die Heimath von Gottfried von Straßburg, Tauler, Geiler von Kaisersberg, Brant und Fischart. Bei Deutschland steht es, das verlorne und fremd gewordene Kind wiederum an das alte Vaterhaus zu gewöhnen.

XX.

Der Fall von Metz.

1. Die Einschließung der Festung.

Von dem 600 Fuß hohen Berge St. Quentin aus, dessen Gipfel ein mächtiges Fort krönt, hat man einen herrlichen Ueberblick über das von blauen Höhen umsäumte Moselthal und das feste Metz. Dort, von Südwest her, fließt der vielfach gewundene Fluß, mehr als 200 Schritt breit, auf die Stadt zu und bildet vor und in ihr drei Inseln. Hinter ihr sich nordwärts wendend, verengt er sich bis auf 150 Schritt. Wenn ihn nicht Gebirgswasser anschwellen machen, hat er meist nur die Durchschnittstiefe von 4 Fuß und läßt sich also leicht überbrücken. Nordwestlich vom Fort St. Quentin sieht man sich das Fort Plappeville bis zu einer Höhe von 500 Fuß auf dem linken Moselufer erheben, drüben auf dem rechten die Werke St. Julien und Queleu, zwischen den vier aber verschiedene kleinere, bestimmt, die Verbindung zwischen jenen aufrecht zu erhalten, z. B. St. Privat, Les Bottes, St. Eloy. Als ein schmalerer Silberstreifen gleitet der Bach Seille von Süden her der Mosel zu; beide

können, aufgestaut, das Vorterrain unter Wasser setzen. Acht Chausseen gehen, weithin an ihren Pappeln kenntlich, auf die Stadt zu, drei Eisenbahnen vereinigen sich südwestlich von ihr. Sie selbst, von der ehrwürdigen Kathedrale hoch überragt, ist im Süden und Südwesten durch Wälle und Bastionen der neueren Zeit, sonst aber durch altersgraue Mauern und Thürme befestigt. Ihre Sicherheit vermehren die Citadelle und die hartanliegenden Forts Moselle und Bellecroix. Doch machen jene vier großen Werke, ungefähr 2500 Schritt von der Stadtmauer entfernt, die eigentliche Festung aus; denn sie verhindern die Annäherung des Feindes und gestatten die Anlage großer Heereslager unter ihrem Schutze. Sie sind ganz neuen Ursprungs, denn ihre Anlage geschah erst, als die Luxemburger Streitfrage den Krieg herbeizuführen drohte. So sah das ehemals deutsche Metz, das 1552 von seinem Bischof Robert verrathene, am Tage nach der Schlacht von Gravelotte aus. Man hatte aus denselben Beweggründen wie bei Straßburg verabsäumt, es in Vertheidigungszustand zu setzen. Verließ man sich außerdem auf die in der Geschichte bewährte Uneinnehmbarkeit durch Sturm oder Beschießung oder regelrechte Belagerung? Betrachtete doch ein jeder Metz als das festeste Bollwerk von ganz Europa. Also wurden erst nach den Schlägen von Wörth und Saarbrücken eilig 15,000 Bauern zum Schanzen aufgeboten. Wesentlicher aber waren die während der Cernirung selber entstandenen Vertheidigungswerke, durch die um die Festung liegende französische Rheinarmee geschützt und versteckt.

Unter die Forts zurückgeworfen, richtete sich dieselbe in folgender Weise ein: Etwa 20 Ortschaften oder Gehöfte einnehmend, dehnte sie sich soweit aus, als sie nur konnte, und sicherte sich gegen einen Ueberfall durch Schützengräben, Verhaue und Schießscharten in den Mauern der Gebäude. Mehrere Pontonbrücken, welche zu den stehenden Flußübergängen hinzutraten, verbanden beide Moselufer mit einander, so daß man auf jeder Seite frei operiren konnte. Im Nothfalle durch die schweren Geschütze der Forts gedeckt, beschlossen die Marschälle und Generale, zuerst

ihre 140,000 Mann nach den dreitägigen Kämpfen zu reorganisiren und sich später im geeigneten Augenblicke durchzuschlagen. Dagegen dachten die Belagerer weder an eine Beschießung wie bei Toul, noch an eine förmliche Belagerung mit Parallelen und Trancheen wie bei Straßburg. Vielmehr ergriffen sie sofort die Maßregeln zu einer Cernirung, um auf dem langsamen und mühevollen Wege des Aushungerns die Festung zur Uebergabe zu zwingen. Der Prinz Friedrich Karl, mit dem einheitlichen Obercommando über das 1., 7., 8. und das 2., 3., 9., 10. Armeecorps betraut, zu denen Ende August noch die Reservedivision Kummer hinzutrat, so daß die Belagerungsarmee alles in allem 200,000 Mann betrug, ließ die ehemalige 1. Armee auf dem rechten Moselufer lagern und die 2. auf dem linken. Beide waren durch Brücken über die Mosel oberhalb und unterhalb der Stadt mit einander verbunden, sowie die einzelnen Corps unter einander und mit dem Hauptquartier des Prinzen durch Telegraphenleitungen. Auf hochgelegenen Punkten wurden Beobachtungsstellen eingerichtet, wo gewöhnlich zwei Offiziere mit trefflichen Fernröhren den Feind im Auge behielten. Die Vorposten, eine Linie von nicht weniger als sechs Meilen, und hinter ihnen die Feldwachen, lagen in selbstgegrabenen Gruben, in Hohlwegen, Lehm- oder Kiesgruben, in Chausseegräben oder, wenn es paßte, in Häusern oder Ställen; die ganz im Freien liegenden schützten Wetterschirme und Laubhütten nur schwach gegen die Ungunst der Witterung. Dahinter legte man Kolonnenwege an, sperrte man die Wäldersäume durch Verhaue, die Chausseen durch die niedergehauenen Pappeln, verrammelte man die Ortschaften und schlug Gewehrscharten durch die Mauern — ganz wie drüben die Franzosen. Außerdem richtete man auf den beherrschenden Punkten Batterien ein, um den etwa ausbrechenden Feinden schon von fern den Eisenhagel entgegenzuwerfen und deren Aufmarsch und Entfaltung aufzuhalten. Die Defiléen wurden gesperrt, und, wo es am nöthigsten schien, selbst Redouten aufgeworfen. So gedachte man im prinzlichen Hauptquartier jeden Versuch des Durchbruchs zurückzuweisen und das stark vertheidigte, doch, wie man wußte,

schwach verproviantirte Metz durch Hunger zu bezwingen. Die Franzosen rechneten falsch, die Deutschen richtig; doch ward von beiden Seiten ein furchtbarer Kampf mit den Elementen, mit Regen und Sturm, nicht mit in die Rechnung gezogen.

---

2. Die Schlacht von Noisseville.

Den 31. August und 1. September.

Noch in der Nacht zum 19. August gelang es einem Theil der französischen Cavallerie, unbemerkt nach Nordwesten zu entkommen. Bald jedoch, als die Einschließung enger wurde, kamen nur noch Einzelne in der Dunkelheit zwischen den Vorposten hindurch. Ein solcher Bote des Kaisers traf mit einem Briefe desselben am 30. ein. „Ihre Depesche vom 19., schrieb er an den Marschall Bazaine, in Rheims erhalten. Rücke in der Richtung auf Montmedy vor. Werde übermorgen an der Aisne stehen. Werde den Umständen nach handeln, um Ihnen zu Hülfe zu kommen." Dieser Brief veränderte mit einem Male die Meinungen der französischen Heerführer. Denn obgleich sie in einem am 26. auf dem Gehöfte Grimont abgehaltenen Kriegsrathe beschlossen hatten, Metz nicht zu verlassen, da es sich sonst nicht 14 Tage halten könne, so wollte jetzt der Marschall die Schlacht. Am 31. bei Tage, in hellem Sonnenschein, ließ er alle Truppen vom linken Moselufer auf das rechte übergehen und sich nebst den dort schon befindlichen vor den Forts St. Julien und Queleu zum Kampfe concentriren. Er gedachte, nachdem er in östlicher Richtung einen starken Vorstoß nach dem Plateau von St. Barbe zu gemacht und sich desselben bemächtigt hätte, nordwärts auf zwei Chausseen nach Thionville durchzubrechen. Denn hatte er jene wichtige Stellung inne, so beherrschte er nach seiner Ansicht sämmtliche von Metz nach Norden führenden Straßen. Und war er einmal durchgeschlüpft, so hoffte er, noch bevor er durch die

sich an seine Fersen heftenden Deutschen in Noth geriethe, dem heranrückenden Kaiser die Hand zu reichen. Doch es kam alles umgekehrt. Zunächst ging das Concentriren der französischen Truppen überaus langsam vor sich und dauerte bis zum Nachmittage, so daß Theile des preußischen 10. Corps, rasch die Mosel überschreitend, schon früh dem der kolossalen Uebermacht hier gegenüberstehenden 1. Corps und der Division Kummer zu Hülfe kommen konnten. Um 9 Uhr begann das Feuer. Starke französische Kolonnen drangen gegen den linken Flügel der von Malroy an der Mosel über Charly, Failly, Servigny, Noisseville, Flanville, Coincy, Colombey bis Peltre gehenden halbkreisförmigen preußischen Aufstellung vor. Die schwache Besatzung des Dorfes Colombey sah sich genöthigt, dasselbe zu räumen. 1½ Stunden später unternahm auf dem rechten Flügel ein französisches Cavallerie-Regiment, unterstützt von einer Batterie, einen schwachen Angriff gegen die Stellung von Malroy-Charly, während das Fort St. Julien aus den schwersten Geschützen ohne Erfolg Granaten gegen die Division Kummer warf. Beide Angriffe, links und rechts, zögernd unternommen und schüchtern durchgeführt, hatten nur den Zweck, den eigentlichen Vorstoß im Centrum auf das Plateau St. Barbe zu maskiren. Er begann um 4 Uhr. Starke französische Massen wälzten sich gegen Noisseville heran, drängten dessen wenige Vertheidiger heraus, vermochten jedoch schon nicht mehr, auch Servigny zu nehmen, und verloren bald auch Noisseville wieder. Um 9 Uhr Abends schien der Kampf, welcher mehr einem vorsichtigen Terraingewinnen als einem Durchbruch um jeden Preis glich, zu Ende zu sein. Man fragte sich: Warum fielen denn nicht heute 4 französische Corps die 1½ preußischen in der Morgenfrühe an, nachdem sie in der vorhergehenden Nacht die Mosel überschritten und sich geordnet hätten? Warum erschienen gegen Abend keine Reserven und griffen ein? Schon bivouaquirten die Deutschen in den von ihnen behaupteten Stellungen, indeß nur auf kurze Strecke die Wachfeuer durch den dichten Nebel leuchteten. Da knattern, es ist 10 Uhr, Schnellfeuersalven schnell hinter einander durch die

Herbstnacht. Rasch wird alarmirt; die Trommeln, Trompeten und Hörner rufen zu den Waffen. Es ist klar, die Franzosen machen einen nächtlichen Ueberfall. Starke Kolonnen von ihnen ziehen im Geschwindschritt die nach Saarbrücken führende Chaussee entlang, werfen sich plötzlich auf Flanville und nehmen es mit ihrer ungeheuren Uebermacht und ebenso Noisseville und Servigny im Centrum der Preußen. Aber kaum haben sich dieselben draußen wieder geordnet und gesammelt, so gehen sie von neuem stürmender Hand gegen das letztere Dorf vor und entreißen es in wüthendem Ringen den Franzosen. Einen zweiten Angriff derselben weisen sie auf 50 Schritte mit Kartätsch- und Schnellfeuer zurück und behalten Poix und Failly fest in den Händen. Um 11 Uhr erlosch der Kampf: einige Positionen, namentlich das wichtige Noisseville und Flanville, waren verloren gegangen, die meisten dagegen behauptet worden. Um Mitternacht telegraphirte der General Manteuffel, welcher auf dem rechten Moselufer das Commando führte, an das Hauptquartier: „Angriffe mit Bajonet und Kolben in der Väter Weise zurückgewiesen. Preußische Landwehr brav. Artillerie über alles Lob erhaben. Erwarte in vier Stunden neue Schlacht.“ Es wird versichert, die Franzosen seien durch den greisen General Changarnier, der sich als Freiwilliger beim 3. Corps befand, in diesen nächtlichen Kampf hineingerissen worden. „Zeigen Sie, daß Sie ein Mann sind!“ habe er einem Bataillonsführer zugerufen und darauf selbst zum Angriff commandirt. Das Bataillon sei gegen die Preußen vorgegangen, die nächsten ihm gefolgt, und so die Bewegung zu einer allgemeinen geworden. Der preußische General verschob, da in Nacht und Nebel jeder Ueberblick fehlte, die Wiedereroberung der in den Händen des Feindes befindlichen Dörfer bis auf den nächsten Morgen. Aber schnell mußte dies geschehen, denn sonst riß ein Glied in der eisernen Kette um Metz.

Also ließ in der folgenden Nacht der Prinz das 9. Corps nördlich von Metz bei Hauconcourt über die Mosel gehen und bei St. Barbe Stellung nehmen. Nun sollte es den Franzosen weit schwerer werden durchzubrechen als gestern, denn jetzt gebot

der General Manteuffel über 5 Infanterie-Divisionen und 34 Batterien. Auch heute umhüllte ein dichter Flor die Gegend; als er sank, folgte ein sonniger Herbsttag. Schon lange vor Tagesgrauen, etwa um 4 Uhr, fiel der erste Schuß, dem ein Zweikampf zwischen deutscher Artillerie und Mitrailleusen-Batterien folgte. Als sich die letzteren zurückziehen mußten, erhielt die tapfere dritte Infanterie-Brigade, welche gestern am meisten gelitten und erst nach hartem Ringen Noisseville aufgegeben hatte, den Befehl, dasselbe wieder zu nehmen. Das 43. Regiment von der 2. Brigade ging nach heftiger Beschießung des Dorfes vor und nahm und verlor dreimal dessen Saum. Umsonst stürmte auch das 3. Grenadier-Regiment heran, umsonst griffen auch posensche Landwehren ein. Der Feind hielt Noisseville, von dessen Wichtigkeit durchdrungen, mit starken Streitkräften bis auf das Aeußerste und überschüttete die Angreifenden mit einem Hagel von Geschossen aus Kanonen, Mitrailleusen und Chassepots. Um nicht ganze Abtheilungen nutzlos zu opfern, hieß der General sie in den Grund dahinter zurückgehen und das Feuer von 54 Geschützen von zwei Seiten her auf das Dorf und die an der Straße von Metz nach Saarbrücken gelegene großartige Brauerei richten. Das half. Bald schlugen in Noisseville die Flammen an mehreren Stellen in die Höhe, bald glich die Brauerei, von Kugeln durchlöchert, einem Siebe. Inmitten des Rauchs, der Flammen und der platzenden Granaten vermochte der Feind sich nicht mehr zu halten, sondern wich gegen 10 Uhr ohne sonderlichen Widerstand. Während dieses Kampfes hörte man anfangs im Hauptquartier des Prinzen, in Malancourt, nach Norden zu fernen Kanonendonner, den von Sedan; bald jedoch wurde das ferne Getöse durch die nähere Schlacht übertönt. Inzwischen nahm auf dem linken Flügel die 28. Brigade Flanville und Coincy von neuem und stellte sich dann quer über die Straße nach Saarbrücken auf, um hier ein Durchbrechen zu verhindern. Rechts griff der Feind um 9 Uhr Failly und Rupigny an, doch ohne rechten Nachdruck. Gründlich unter das Feuer der Artillerie genommen, gewann er zuerst nur wenig Terrain und zog sich dann,

als die Preußen zum Angriffe übergingen, unter die Kanonen des Forts St. Julien in den Wald von Grimont zurück. Im Centrum ging der Feind um 10½ Uhr in zwei starken Angriffssäulen zum letzten Male auf Poix und Servigny vor, doch ohne rechten Nachdruck. Denn die Artillerie reichte aus, beide zurückzuweisen, es bedurfte an dieser Stelle gar nicht einmal der Infanterie. Es zeigte sich deutlich, die Schlachten von Courcelles, Mars-la-Tour und Gravelotte hatten die französische Kraft gebrochen; auch traute weder der Offizier seinen Soldaten mehr, noch diese ihm. Nach einem kurzen Vorstoß zog sich der Feind ebenfalls auf St. Julien zurück, dessen Kanonen den Ostpreußen ein donnerndes Halt entgegenriefen. Endlich räumten die Franzosen noch vor 4 Uhr das von ihnen genommene und verlorne und wieder genommene Merci-le-Haut, da die vergeblichen Versuche im Centrum den Tag entschieden hatten, und wichen unter die Kanonen des Forts Queuleu zurück. Ihr Verlust an beiden Schlachttagen betrug 2500 Mann, der preußische an die 2700. So endete der einzige ernste Versuch des Marschalls, die Cernirung zu durchbrechen, nach einem 36stündigen Kampfe.

---

3. Die ferneren Ereignisse und Zustände um und in Metz bis zur Capitulation.

In der nächsten Zeit nach der Schlacht von Noisseville fiel bei Metz nichts Ernsthafteres vor. Die Preußen setzten sich, diese Zwischenzeit weise benutzend, so fest, daß ein Durchbruch gänzlich unmöglich wurde. Nach einer Anzahl von Vorposten- und Patrouillen-Gefechten fanden erst wieder am 22. und 23. ernstlichere Ausfälle statt, und zwar vom Gehölz von Grimont aus gegen Truppentheile des 1. und 7. Corps und der Division Kummer. Sie galten augenscheinlich dem in zwei nahen Dörfern aufgehäuften Getreide und Stroh. Am 27. gingen nicht weniger als 10,000 Franzosen gegen Courcelles vor, um sich der dort befindlichen Vorräthe von Korn und Heerden zu bemächtigen;

gleichzeitig kam von der Festung her ein mit Soldaten besetzter Eisenbahnzug angedampft und machte bei Peltre Halt. Sofort sprangen die Insassen heraus, nahmen an der Seite der zu Fuße Ausgerückten an dem Kampfe Theil und trieben 40 Ochsen weg. Auf ihrem Rückzuge zündeten sie sodann das Schloß von Merci-le-Haut an. Um ähnliche Vorkommnisse zu verhindern, wurden jetzt die Ortschaften, aus denen sich die Franzosen Vorräthe zu verschaffen suchten, niedergebrannt. Am 2. Oktober hatten wiederum Landwehren von der Division Kummer einen harten Strauß gegen französische Garden bei St. Remy zu bestehen. Der heißeste Tag jedoch seit der Schlacht von Noisseville wurde der 7., wo abermals die Landwehren von Kummer, an ihren Käppis leicht erkenntlich, wie noch niemals und nie wieder bluteten. Zweifelten die Franzosen an dem Muthe dieser Veteranen und glaubten sie, daß dieselben nur an Weib und Kind denken würden? Oder wollten sie die Verluste der Preußen schmerzlicher machen, wenn sie Familienväter tödteten? Sicher täuschte sich der Feind in der ersteren Annahme. Heute ging er in einer Stärke von 20,000 Mann über Woippy hinaus eine Strecke vorwärts, um Fourage zu holen; denn 400 leere Wagen folgten den Kolonnen. Wie reißende Ströme wälzen sich die Angriffssäulen der Franzosen gegen die Dörfer Grandes Tapes und Petites Tapes, St. Remy und Maxe, wo die Landwehren stehen und nicht weichen wollen, obschon es klüglicher gewesen wäre, sie hätten es für den Augenblick gethan. Die Neunundfunfziger werden, nach einem erbitterten Kampfe decimirt, auf die Chaussée zu geworfen, die Füsiliere von den Achtundfunfzigern in Grandes Tapes gegen eine Mauer gedrängt, wo sie, trotzig dem Feinde die Stirn bietend, endlich alle erliegen. Unvergängliche Ehre den hier gefallenen Helden! Um 4 Uhr wird es anders, als die Landwehr und 2 Brigaden Linie vom 10 Corps, welche auf Pontonsbrücken die Mosel überschritten haben, den Befehl erhalten, die verlornen Dörfer stürmender Hand von neuem zu nehmen. „Die mächtigen Schenkel und Schultern der Landwehr, berichtet ein Engländer, welcher ihrem unaufhaltsamen Vorgehen zusah, liehen dem Bajonet ihre Kraft,

und bald waren die Dörfer von allen, mit Ausnahme der Sieger, der Todten und Verwundeten gesäubert. Der Landwehr gebührt die Ehre dieses Tages: sie hielt den Angriff der Franzosen auf, und sie fegte dieselben schließlich aus den Dörfern wieder weg." So ward es Abend, und endete hier der Kampf, ebenso bei Villers l'Orme, wo das erste Corps, und bei Montoy, wo das siebente in der Weise gestritten hatten, daß zuerst die Vortruppen nach hartnäckigem Widerstande zurückwichen, dann aber, verstärkt, wieder hervorbrachen; auf allen Punkten ging der Feind unter die Kanonen der Forts zurück. Die Verluste der Preußen betrugen an diesem Tage nicht weniger als 1730 Mann an Todten und Verwundeten, die der Franzosen 1257. Das sind Zahlen, welche mehr als alles andere den bitteren Ernst dieses Treffens beweisen, da sie die von Courcelles zur Hälfte erreichen. Zwei Tage später, am 9. Oktober, ließ der Prinz Friedrich Carl einige Stunden lang das Fort St. Quentin zur Probe beschießen, doch, wie er und die Meisten erwartet hatten, ohne Erfolg.

Tagtäglich nahmen unterdeß die Leiden der um Metz lagernden Truppen zu. Die Regenperiode, sonst in dieser Jahreszeit äußerst selten, stellte gerade hier die deutsche Standhaftigkeit auf die allerhärteste Probe. Denn Sturm und Regen lassen sich selbst auf Märschen eher überwinden als auf Vorposten, Feldwache oder in mangelhaften Lagerhütten. So sollte denn neben dem Muthe auch die Ausdauer der Deutschen unter den schwierigsten Verhältnissen in diesem Kriege zur höchsten Geltung kommen! Regen und Sturm und Sturm und Regen — es wollte nicht anders werden! Der bis auf die Knochen durchnäßte Mann auf Vorposten sah, wenn er einen Augenblick still stand, wie der eben von ihm verlassene Fußtapfen bereits mit Wasser gefüllt war; der sich von seinem Lager Erhebende gewahrte, daß er in einer Pfütze gelegen hatte, in der das Lagerstroh den Grund ausmachte. So ganz verwandelten die Regengüsse den fetten Lehmboden um Metz in Schlamm. Auch schützten die Wände der Lagerhütten nur dürftig gegen den Wind, aber die Decke gar nicht gegen den strömenden Regen. Die von unten bis oben von

Schmutz starrenden Uniformen faulten auf dem Leibe, die Stiefel weichten auf, schwere Erkältungen traten ein. Eine ungewohnte Ernährung, fortwährend Fleisch, während im Frieden der Soldat überwiegend Vegetabilien genießt, dazu das reichlich vorhandene Obst und die Weintrauben in den Weinbergen vermehrte die Zahl der Krankheiten. Auch trank der Soldat viel jungen Landwein; ein Glück noch, daß der rothe in Frankreich häufiger gebaut wird als der weiße. So entstand überall unter den Belagerungstruppen die Dysenterie, und aus ihr ging häufig der Typhus mit tödtlichem Ausgange hervor. Wie manches junge Leben, das kräftig und fröhlich hinausgezogen, ist diesen tückischen Feinden erlegen. Die Anzahl der Kranken nahm mit der Fortdauer der Belagerung ununterbrochen zu und stieg bis zu einer erschreckenden Höhe. Wenn man in der Heimath die Erzählungen von Augenzeugen hörte, die von Metz zurückkamen, oder Soldatenbriefe von dorther las, konnte man sich kaum der bangen Fragen erwehren: Werden, wie einst die Krieger Karls V., die Deutschen wiederum von der unbezwungenen Feste abziehen müssen? Aber an Ort und Stelle sah es anders aus. Die gesunden, jetzt abgehärtet, ja stahlhart, wie wenige Menschen in der Welt, blieben zuversichtlich und freudig. „Nirgends ein verdrießliches Gesicht oder eine mißmuthige Aeußerung, vielmehr siegesgewisse Blicke und Scherze; Offizier und Gemeiner ertrugen, mit einander wetteifernd, die gleiche Noth mit gleicher Heiterkeit. Auch die Pferde theilten das allgemeine Leiden. Da ihnen die nassen Decken bald zu schwer und zu erkältend wurden, mußte man ihnen dieselben abnehmen, und nun standen sie in unendlich langen Reihen frierend da, die Köpfe gesenkt, ohne sich zu rühren, leblosen Wesen gleich. Wie es nicht anders sein konnte, trug die ganze Umgegend die Zeichen des Krieges: Niedergebrannte Ortschaften, verlassene Dörfer und Gehöfte mit abgedeckten Dächern und ausgehobenen Thüren, durch die der Wind pfiff, ausgegrabene Kartoffelfelder, durch Ausziehen der Pfähle fast zerstörte Weinberge — überall Spuren der Verwüstung. So sah es in dem weiteren Kreise um Metz herum aus, doch noch viel schlimmer bei den Franzosen

drüben. Ursprünglich enthielt die Festung nur Proviant für 20,000 Mann, d. h. für eine Friedensbesatzung. Dazu kam die Armee des Marschalls Bazaine, 150,000 stark, dann die zum Schanzen aufgebotenen Bauern, endlich zahlreiche Landleute, welche sich aus Furcht in die Stadt geflüchtet hatten. Dadurch stieg die Civilbevölkerung von 80,000 auf 120,000 Personen; 290,000 Menschen befanden sich auf einem kleinen Raume zusammengedrängt. Nur kurze Zeit hielten die mitgebrachten Vorräthe der Flüchtlinge vor, dann fing der Mangel an. Zuerst fehlte es an Futter und an Streu für die Schlachtthiere; dieselben mußten daher schnell, ehe sie fielen, verzehrt werden. Die Pferde erhielten immer kleinere Rationen von Hafer und dazu, weil es Heu und Stroh fast gar nicht gab, Baumblätter und die jungen Schößlinge der Weinstöcke als Nahrung. Bald fraßen sie einander die Mähnen und Schwänze ab und fielen vor Hunger oder aus Mangel an Pflege massenhaft. Schon am 4. September wurde Pferdefleisch vertheilt, seit Mitte des Monats täglich 250 Thiere geschlachtet, im October die Fleisch- und Brotrationen immer mehr vermindert. Längst ersetzte das Pulver das ausgegangene Salz und vermehrte die Krankheiten unter der dichtgedrängten Bevölkerung in der Stadt und den Truppen unter den Forts. Letztere, wenngleich immer noch besser gelagert als die Deutschen, ertrugen dennoch die Unbill der Witterung auch nicht annähernd mit derselben Standhaftigkeit wie ihre Gegner. Regen und Hunger wirkten immer stärker, der Mangel an Disciplin nahm zu, die Truppen fingen an, trübselig oder meuterisch zu werden. Schon wagten sich ganze Trupps bis dicht an die deutschen Vorposten heran, um auf den noch nicht abgeerndteten Feldern Kartoffeln zu sammeln, bis der Marschall Canrobert durch einen Tagesbefehl diesen Verkehr verbot, und vom preußischen Obercommando der Befehl erging, unerbittlich auf die Kartoffelnsammler zu feuern. Ein Entsatz wollte nicht erscheinen, ein Ausfall mit halbverhungerten und halbverwilderten Soldaten ohne Reiterei und Artillerie ging nicht mehr. Also beschloß der Marschall, auf das Aeußerste gedrängt, ernstlich zu

unterhandeln. Schon am Schlusse des Septembers hatte er den General Bourbaki an die Kaiserin Eugenie nach England geschickt, damit ein Uebereinkommen erreicht würde, wodurch er einerseits dem Kaiser seine Armee rettete, andrerseits das deutsche Einschließungsheer die Freiheit der Bewegung im Felde zurückerhielte. Die preußischen Vorposten ließen den Abgesandten ungehindert durch; allein die ehemalige Regentin ging, bessere Zeiten hoffend, auf Nichts ein. Am 10. October hielt Bazaine einen großen Kriegsrath, in dem folgendes beschlossen wurde: „Es soll mit den Preußen über eine ehrenhafte, für beide Theile annehmbare Militair-Convention verhandelt werden. Scheitern aber die Unterhandlungen daran, daß der Feind Bedingungen aufstellt, die mit der Ehre und dem Pflichtgefühl unverträglich sind, so müssen wir versuchen, uns mit den Waffen durchzuschlagen." Darauf ging, mit Vollmacht versehen, der General Boyer nach Versailles in das große Hauptquartier, erhielt jedoch zur Antwort, man könne sich auf eine Uebereinkunft mit Bazaine nicht einlassen, da es an den nöthigen Garantien fehle. War nicht auch in der That schon hundertfach das gegebene Ehrenwort gebrochen worden? Konnte sich der französische Offizier dem Drängen seiner Mitbürger oder dem Rufe einer zum Aeußersten fähigen Regierung entziehen? So kehrte denn Boyer unverrichteter Sache zurück. Nach nicht langer Zeit reiste er abermals nach Versailles und von da nach England zur Kaiserin, und wiederum sagte dieselbe zu Allem nein, da sie ihr Haus für die Zukunft möglich erhalten wollte. Endlich entschloß sich der achtzigjährige General Changarnier, am 25. October nach Corny zum Prinzen Friedrich Carl zu gehen, um entweder einen Waffenstillstand mit Verproviantirung oder den freien Abzug der Rheinarmee nach Afrika zu erwirken. Bildete man sich ein, aus dem grauen Haar des Greises Capital zu schlagen? Ihm wurde bedeutet, daß die Deutschen nach solchen Opfern und Leiden nicht daran dächten, auch nur die kleinste Frucht des Sieges aus den Händen zu geben. Es könne von nichts weiterem die Rede sein als von der Capitulation der Armee und der Festung

zugleich. Beim Weggehen sagte der alte Mann, die Thränen in den Augen, zu den ihn geleitenden Offizieren: „Wir werden fallen, doch mit Ehren. Ich wünsche Ihnen, meine Herren, daß Sie und kein braver Soldat so etwas erleben mögen.“ Schon desertirten, da sich der Festungscommandant weigerte, für die draußen liegenden Truppen Mundvorräthe abzugeben, Einzelne und ganze Trupps; letztere wurden als Gefangene angenommen, größere Massen dagegen zurückgewiesen. Als nun seit drei Tagen selbst das schwarze Kleienbrot fehlte, und die Hungersnoth mit all ihren Schrecken hereinbrach, beschloß am 26. der Kriegsrath, wegen der Capitulation zu unterhandeln. Auf dem Schlosse Frescaty schlossen am 27. früh die Generale Stiehle und Jarras dieselbe ab. Die Bedingungen lauteten wie die bei Sedan; nur sollten die Offiziere in Anbetracht der von der Rheinarmee bewiesenen Tapferkeit auch in der Gefangenschaft ihre Degen behalten. Die Festung wurde den Preußen übergeben und, die Kranken eingerechnet, 173,000 Mann, darunter 3 Marschälle: Bazaine, Canrobert und Leboeuf, 50 Generale, 6000 Offiziere der übrigen Grade kriegsgefangen. Die Beute bestand in 541 Feldgeschützen, dem Material für mehr als 85 Feldbatterien, 800 Festungsgeschützen, 66 Mitrailleusen, 300,000 Gewehren, vielen Kürassen, Säbeln und 2000 Proviantwagen. Dazu kamen 53 Adler und Fahnen, höchst wahrscheinlich nur durch eine List des zu ihrer Erhaltung in Folge der Capitulationsbedingungen verpflichteten Marschalls Bazaine den Siegern erhalten, nicht, wie vorher die bei Sedan, vernichtet.

Zunächst wurden preußischerseits der ausgehungerten Stadt und Besatzung große Vorräthe von Lebensmitteln zugeführt, für die man in Voraussicht der kommenden Ereignisse kluger und menschlicher Weise im Voraus gesorgt hatte. Dann fand der Auszug der ehemals so stolzen Rheinarmee statt. 150,000 Mann Garde- und Linientruppen und 20,000 Mann Mobilgarde verließen am 29. October um Mittag strahlenförmig die Stadt, corpsweise geordnet und unter dem Commando ihrer Offiziere. Innerhalb der Wälle mußten sie Wehr und Waffen

ablegen, durften dagegen ihr persönliches Eigenthum, die Zelte, Decken und Kessel mit sich nehmen. Es heulte der Herbststurm, es goß vom Himmel herab, die Natur schien selber das Leichenbegängniß der kaiserlichen Armee mitzufeiern. Der Prinz Friedrich Carl, so eben zugleich mit dem Kronprinzen in Folge des freudigen Ereignisses vom Könige zum General-Feldmarschall ernannt, ritt, von seinem Stabe begleitet, auf die Chaussee zu, wo die Kaisergarde abzog. Rechts und links standen, ein Spalier bildend, die Pommern und empfingen den Feldherrn mit betäubenden Hurrahs. Gegen 3 Uhr sprengte an denselben ein französischer General heran und überreichte ihm den Frontrapport, ward aber damit an Fransecky gewiesen. Darauf zogen mehrere Stunden hindurch 22,000 Mann vorüber, kräftig und ziemlich wohlgenährt, denn die Garde hatte noch am wenigsten gelitten. Da gingen die Kürassiere in ihren scharlachrothen, die Dragoner in ihren weißen Mänteln einher, die Grenadiere und Voltigeurs in ihren blauen Röcken und die Garde-Zuaven in ihrer orientalischen Uniform; viele der Gefangenen trugen Wanderstäbe, die sie sich noch im letzten Augenblicke gekauft. Diejenigen Offiziere, welche ihr Ehrenwort gegeben hatten, in diesem Kriege nicht mehr gegen Deutschland zu dienen, nahmen gegen Ende des Vorbeimarsches von ihren Truppen Abschied. Ganze Schaaren ausgehungerter Menschen, meist der Umgegend angehörig, die so thöricht gewesen waren, Haus und Hof zu verlassen, eilten jetzt nach 70tägiger Haft halbverhungert in ihre Heimath. In welchem Zustande mögen sie dieselben vorgefunden haben? Bauern fuhren dem entgegengesetzt mit Lebensmitteln in die Stadt, um tüchtig daran zu verdienen oder auch wohl, um Verwandte oder Freunde damit zu erfreuen. Um und in Metz sah es bereits ganz anders aus als in den vorhergehenden Tagen. Schon am Mittage desselben 29. Octobers wehte die preußische Fahne auf dem Fort St. Quentin; in kurzer Frist wurden auch die drei übrigen Werke, jedes von 2 Bataillonen, in Besitz genommen. Die französischen Lager, welche sich unter jenen befanden, gewährten einen gräßlichen Anblick. Da lagen Hunderte von gefallenen Pferden und

Maulthieren, die Luft verpestend, von Hunden angenagt, von Raben- und Krähenschwärmen umkreist. Dazwischen nahm man die Leichen von Menschen wahr, die zu begraben nicht einmal die eigenen Kameraden Zeit gefunden hatten. Ueberall steckten in dem flüssigen Morast Waffen, Kleidungsstücke und Geräthschaften jeder Art. Ebenfalls um Mittag wurde das Thor Serpenoise, aus dem so viele Ausfälle auf die deutschen Truppen gemacht worden waren, besetzt, und begann der Einzug in Metz. Man glaubte, in eine stille und traurige Stadt einzurücken, und fand geradezu das Gegentheil davon. Denn es ging auf den engen Straßen, wo Kopf an Kopf stand, wie auf einem Jahrmarkte zu. Preußische Soldaten, untermischt mit französischen Gemeinen und Offizieren, bildeten dichte Gruppen und plauderten und scherzten mit einander oder tauschten ihre Erlebnisse aus, als wären sie die besten Freunde. Dazwischen drängten sich, mit den Ellenbogen sich durcharbeitend, Lieferanten, Trödler, Pferdehändler; zu Spottpreisen verkauften die Franzosen die edlen Thiere, die nur noch aus Haut und Knochen bestanden. Durch den wüsten Lärmen hindurch tönten die Trommeln und das Pfeifen der einziehenden preußischen Bataillone, rasselten die Räder der Batterien dumpf über das Pflaster, schmetterten die Trompeten der Reiterregimenter. So ward Metz nach vier großen Feldschlachten und einer Unzahl von Gefechten und einer 70tägigen Einschließung wieder deutsch. Ganz Deutschland athmete auf, als wenn ein Alp von seiner Brust wiche; seine Söhne brauchten ja nicht mehr in Regen, Sturm und Schlamm unterzugehen. Ferner stand die Armee von Metz wieder zur Verfügung im freien Felde, wo sie bereits Tag für Tag ersehnt wurde. Ein gewaltiges Heer war gefangen, die stärkste noch nie eroberte Festung von Frankreich bezwungen, und das — eine neue Lehre dieses lehrreichen Krieges — durch eine Einschließungsarmee, nicht größer als die eingeschlossene; wurde doch früher das Verhältniß von mindestens 2 zu 1 als Erfolg versprechend angenommen. Metz, erkannte man schon damals im deutschen Lager klar, das beide Ufer unseres künftigen Grenzstromes beherrscht, das verschanzte Lager

deckte, welche die Hälfte des deutschen Heeres brach legten, die Veste, die zu überwinden uns eine ganze Reihe von Schlachten und unermeßliche Opfer kostete, sollten wir in Feindeshand fallen lassen? Sie wird vielmehr in unserer Faust das stärkste Bollwerk des neuen deutschen Reichs und in Verbindung mit Straßburg das sicherste Unterpfand des Friedens mit unserm streitsüchtigen Nachbar sein.

XXI.

Die Einschließung von Paris.

In denselben Stunden, da die deutschen Heere Paris einschlossen, fanden auf dem Schlosse Ferrières, einige Meilen östlich davon, Friedens- und Waffenstillstandsverhandlungen zwischen dem Minister Jules Favre und dem Grafen Bismarck statt. Letzterer betonte stark: „Frankreich wird den Tag von Sedan nie vergessen, sondern ununterbrochen nach Rache trachten; daher muß Deutschland auf dem Besitz des Elsaß und eines Theils von Lothringen mit Metz bestehen. Wollen dagegen die jetzigen Machthaber einen Waffenstillstand, damit eine Nationalversammlung einberufen werde, und diese eine definitive Regierung wähle, so fordern wir die Uebergabe von Straßburg, Toul und Verdun." Wie maßvolle und der Sachlage entsprechende Forderungen! Wollte Deutschland einen einigermaßen gesicherten Frieden haben und nicht bloß einen Scheinfrieden, so brauchte es dazu Straßburg und Metz. Für den Fall eines Waffenstillstandes forderte es andererseits nichts als den sofortigen Besitz von drei Festungen, deren Fall in der allernächsten Zeit bevorstand. Dennoch wollte sich Jules Favre zu nichts bequemen. „Meine Kräfte waren," schreibt er am Schlusse seines ausführlichen Briefes, „so ganz erschöpft, daß ich einen Augenblick fürchtete, zusammenzusinken. Ich wandte mich ab, um die Thränen zu verschlucken, die mich erstickten, und verabschiedete mich, indem ich mich wegen dieser

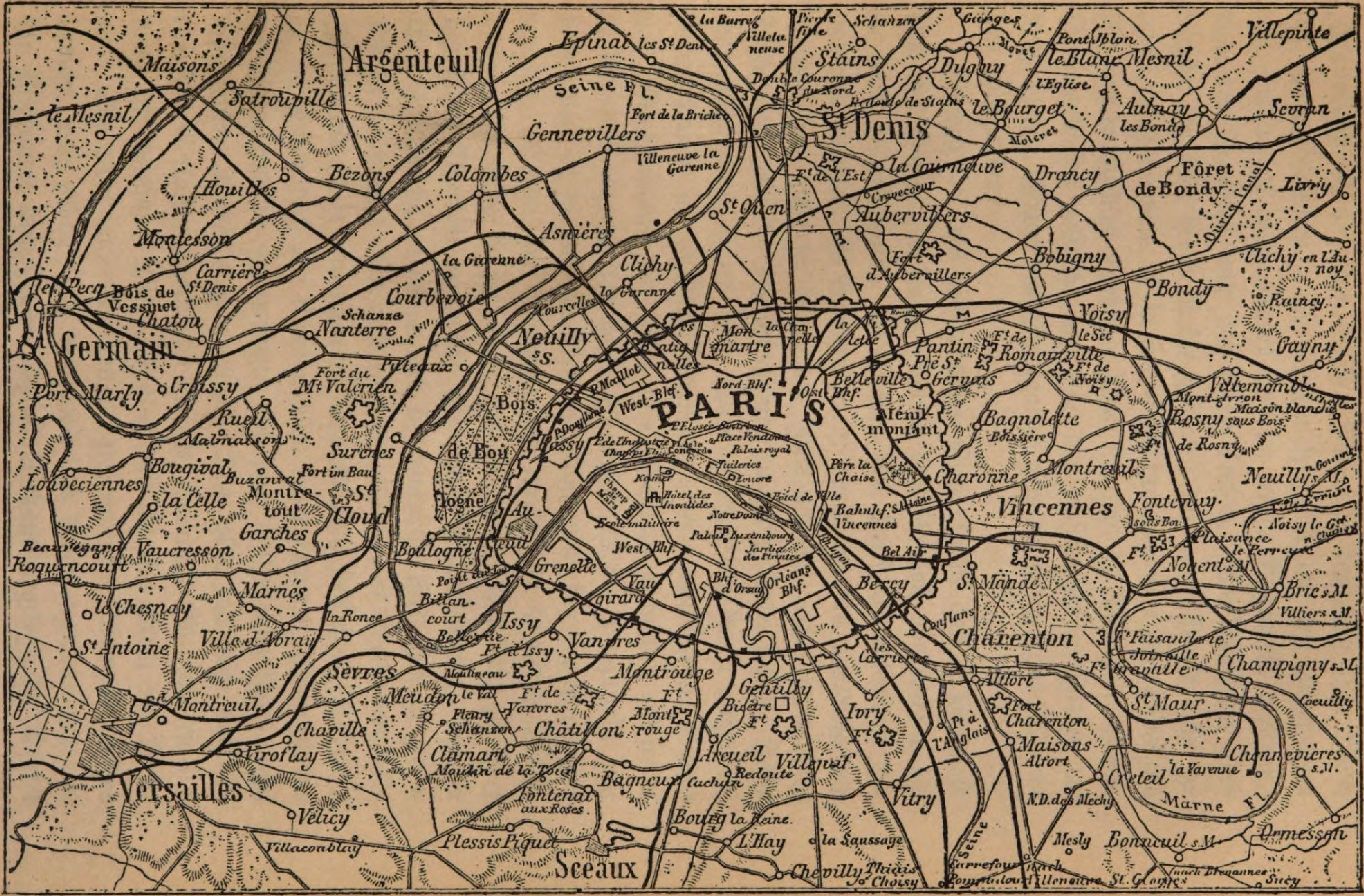
unfreiwilligen Schwäche entschuldigte.“ Damit endeten die Verhandlungen des 19. und 20. Septembers, welche auf französischer Seite den Charakter einer weinerlichen Sentimentalität annahmen, die davor zurückbebte, die Dinge anzusehen, wie sie in Wirklichkeit lagen. Nach Paris zurückgekehrt, antwortete der Minister schon am 21., daß die Regierung der Nationalvertheidigung den bismarckischen Bedingungen nicht zustimme. Drei Tage später erließ die Regierungsabtheilung in Tours eine flammende Verkündigung: „Preußen will den Krieg fortsetzen, es will Frankreich zu einer Macht zweiten Ranges herabdrücken, es will Elsaß und Lothringen kraft des Rechts der Eroberung. Preußen hat als Preis des Zugeständnisses eines Waffenstillstandes die Uebergabe von Straßburg, von Toul und die des Paris beherrschenden Mont Valérien begehrt. Die zur Verzweiflung gebrachte Hauptstadt wird sich lieber unter ihren Mauern begraben lassen. Auf derartige übertriebene Forderungen kann nur durch Fortsetzung des Kampfes bis zum Aeußersten geantwortet werden. Frankreich nimmt den Kampf auf und zählt auf seine Söhne.“ Das klang nicht nach Frieden, sondern nach einer ganzen Reihe neuer Kämpfe.

Die Entscheidung lag wie früher, daran hielt man im deutschen Generalstabe fest, in dem Besitze der Hauptstadt; noch immer galt: Wer Paris hat, hat Frankreich. Die Blicke der Welt richteten sich staunend hierher, um eine Belagerung, riesig wie noch keine, anzuschauen. Zwar war Paris innerhalb der neuesten Geschichte zweimal genommen worden, 1814 und 1815; allein damals schützten es noch keine regelmäßigen Festungswerke. Das erstere Mal erlag es, an der Ostseite angegriffen, nach der energischen Vertheidigung schwacher Streitkräfte unter den Marschällen Marmont und Mortier der Ueberlegenheit und Beharrlichkeit der Preußen und Russen. Die offene Stadt wurde nach der Besetzung des Montmartre und der Hochfläche von Romainville von den Kanonen der Verbündeten beherrscht. Wer weiß, ob dieselben nicht, wäre Napoleon zur Stelle gewesen und hätte die Vertheidigung geleitet, unverrichteter Sache umkehren mußten! Dagegen gelang die Einnahme von 1815 der Verwegenheit Blüchers, welcher im Norden

zweimal die Seine überschritt und von Westen her Sevres und Issy dem Marschall Davoust entriß. Freilich kam den Siegern von Belle-Alliance noch das besondere Glück zu Hülfe, daß innerhalb der Mauern Zwietracht herrschte, und eine Napoleon feindliche Partei den Einzug der Preußen ersehnte und herbeiführen half. Zu jener Zeit hatte Paris nur eine Ringmauer mit Thürmen. Erst 1844 setzte der Ministerpräsident Thiers, der als Verfasser der Geschichte des Consulats und Kaiserreichs in Frankreich hochgepriesene Geschichtschreiber, in den Kammern durch, daß die Stadt in eine Festung verwandelt wurde. „Ihre Einnahme durch fremde Heere soll fortan unmöglich sein," so lautete das Stichwort für weitere Kreise. Dahinter aber lag das geheime Motiv, das Haus Orleans gegen eine ähnliche Revolution zu schützen, wie die war, welche 1830 die Bourbons vertrieb. So ging man denn an das Werk, das dem Lande 141 Millionen Thaler kostete. Von der alten Ringmauer 1000—2000 Fuß nach außen entfernt, wurde eine Stadtumwallung mit Gräben und Glacis davor aufgeworfen, welche etwa 90 Bastionen verstärkten. Dahinter legte man eine Militairstraße von 100—120 Fuß Breite an und daneben eine Gürtelbahn, so daß alle Punkte der langen, von 66 Thoren durchbrochenen Vertheidigungslinie in ununterbrochener Verbindung bleiben. Die Seine, welche durch die Stadt fließt, kann dazu benutzt werden, die 25 Fuß breiten Wallgräben mit Wasser zu füllen. Aber die eigentliche Stärke von Paris liegt in den Außenforts, die, von der Stadtumwallung $\frac{1}{8}$ bis $\frac{1}{2}$ Meile entfernt, um sie einen Vertheidigungskreis bilden. Sie sind 15 an der Zahl: Um St. Denys, eine von Paris nur eine Meile entfernte Stadt von 26,000 Einwohnern: Couronne de la Briche, Fort du Nord, Fort d'Est, Fort d'Aubervilliers. Im Osten sind es: Das Fort Romainville, Noisy, Rosny, Nogent. Im Süden: Charenton, Ivry, Bicêtre, Montrouge, Vanvres, Issy. Im Westen, wo die Seine eine weite Schleife macht, erhebt sich auf dem Mont Valérien das gewaltigste Fort 415 Fuß über den Spiegel des Flusses. Diese starken Vertheidigungswerke, welche 3—4000 Schritte von einander entfernt liegen und

einen Umfang von 12 Stunden einnehmen, enthalten bombenfeste Kasematten zur Aufnahme einer Besatzung und Magazine zur Erhaltung derselben. Jedes ist eine Festung für sich, doch unter einander und mit Paris sind sie durch Telegraphenleitungen verbunden. Von dem Mont Valérien, der den ganzen Westen beherrscht und 79 der schwersten Geschütze enthielt, unter ihnen die Riesenkanone Valérie, einst der Stolz Frankreichs, jetzt im Zeughause von Berlin, hat man eine vollständige Uebersicht über die Weltstadt. Die Zahl sämmtlicher Kanonen in den Forts und den zur Beherrschung des Vorterrains angelegten Redouten und Lunetten betrug 2000; theils standen sie schon vorher auf den Wällen, theils waren sie auf der Seine aus den Seestädten eilig herbeigeschafft. Außerdem arbeiteten täglich viele tausend Hände von dem Anfange der Einschließung an bis zum Fall unermüdlich an der Anlage neuer Erdwerke, namentlich dem Ausheben von Schützengräben. So entstand eine Festung, die so sicher wie keine in der Welt die Ausfallsversuche erleichterte, indem sich starke Armeen unvermerkt zusammenziehen und zwischen den Forts hervorbrechen und wieder zurückgehen konnten. Die Besatzung bestand aus dem Corps von Vinoy und noch einigen regulären Truppen, insbesondere von der Marine, aus der Pariser Nationalgarde, Männern von 30—40 Jahren, aus Mobilgarden von Paris und den Provinzen, jüngeren Mannschaften, und aus Franctireurs. Es mochten in der ersten Zeit Alles in Allem 250,000 Mann sein, gegen Ende der Belagerung an 500,000. Trotz der ziemlich umsichtigen und energischen Thätigkeit des Obergenerals Trochu fehlte es diesen Massen an innerer Einheit, an rechter Disciplin und an tüchtigen Führern. Jetzt zeigte sich, welch' ein Glück es für die deutschen Heere war, daß Mac-Mahon durch den Grafen Palikao verhindert wurde, mit seiner Feldarmee auf Paris zurückzuweichen. Oder ist hier, wie in den Novembertagen von 1812, wie am 3. Juli 1866 im Nebel von Chlum, nicht ein glücklicher Zufall, sondern eine höhere Leitung zu erkennen, welche die sonst hellen Köpfe mit Finsterniß umnachtete? Andererseits entflammte der Bericht von Jules Favre über seine

PARIS.


PARIS
Argenteuil
St. Denis
St. Germain
Versailles
Vincennes
Charenton
Sceaux
Epinay
Stains
Dugny
le Blanc Mesnil
Villepinte
le Bourget
Aulnay les Bondy
Sevran
Gennevilliers
Colombes
Bezons
Houilles
Montesson
Maisons
Sartrouville
le Mesnil
Chatou
Croissy
Marly
Nanterre
Courbevoie
Asnières
Clichy
St. Ouen
Aubervilliers
la Courneuve
Drancy
Bobigny
Bondy
Forêt de Bondy
Livry
Noisy le Sec
Pantin
Romainville
Bagnolette
Montreuil
Rosny
Fontenay
Neuilly
Nogent
Bry s. M.
Joinville
St. Maur
Champigny s. M.
Chennevières
Créteil
Bonneuil s. M.
Ormesson
Marne Fl.
Maisons Alfort
Ivry
Vitry
Villejuif
Gentilly
Arcueil
Bagneux
Châtillon
Montrouge
Vanvres
Issy
Meudon
Sèvres
Clamart
Chaville
Viroflay
Vélizy
Plessis Piquet
Fontenay aux Roses
Bourg la Reine
L'Hay
Chevilly
Choisy
Boulogne
Bois de Boulogne
Neuilly s. S.
Puteaux
Suresnes
St. Cloud
Rueil
Malmaison
Bougival
Louveciennes
la Celle
Garches
Vaucresson
Marnes
le Chesnay
Ville d'Avray
St. Antoine
Roquencourt
Montmartre
Belleville
Ménilmontant
Charonne
Bercy
Grenelle
Vaugirard
Passy
Seine Fl.
Seine
Fort du Mt. Valérien
Fort de la Briche
St. Mandé

Zusammenkunft mit dem Grafen Bismarck den Haß und Muth der Eingeschlossenen. Sie bauten felsenfest auf die ungeheuren von früher her vorhandenen und im letzten Augenblick hineingeworfenen Vorräthe und auf einen Entsatz. Die Deutschen aber dachten bei sich: Noch ist die Festigkeit der neuen Werke nicht erprobt, noch niemals ist in der Geschichte eine so große Stadt als Festung vertheidigt worden. Was sich jetzt bei Metz mit eiserner Nothwendigkeit vollzieht, wo eine den einschließenden Heeren an Zahl gleiche Armee dem Untergange geweiht ist, warum sollte es hier mißglücken?

Ebenso fest, wie im deutschen Generalstabe galt: „Nochmals fällt mit Paris Frankreich,“ wurde eben daselbst von Anfang bis zu Ende festgehalten: „Paris darf nur durch Einschließung genommen werden; ein Bombardement würde bei den unermeßlichen Steinmassen nicht so bald zum Ziele führen, eine regelmäßige Belagerung wie die von Straßburg zu große Opfer kosten. Hätte man nicht einige Forts nach allen Gesetzen der Kunst angreifen, darauf Breche in die Stadtumwallung legen, endlich einen Sturm und Straßenkampf mit allen ihren Greueln versuchen müssen?“ Andererseits wußten die tiefer Blickenden in der Hauptstadt sehr wohl, daß sie so gut wie Metz schließlich einer Cernirung erliegen mußten. Schon am 5. September sprach der General Trochu aus: „Da keine Armee mehr vorhanden ist, sind wir zu einer heroischen Thorheit vereinigt; aber diese ist nothwendig, um die Ehre Frankreichs zu retten und der betäubten Welt Zeit zu geben, sich zu besinnen.“ So galt es denn, 2,500,000 Pariser von aller Zufuhr und Hülfe von außen her abzuschneiden, sie Schritt für Schritt zu der Erkenntniß der Unmöglichkeit eines ferneren Widerstandes zu führen und sie zu zwingen, sich nach Aufzehrung ihrer höchst bedeutenden Vorräthe zu ergeben. Das sollte mit den möglichst kleinsten Verlusten beiderseits erreicht werden. So richteten sich denn die deutschen Heere, ähnlich wie die bei Metz, um Paris ein. Die alten im ersten Anlauf genommenen Schanzen wurden benutzt, neue gebaut, ein Labyrinth von Schützengräben gezogen, die Parksäume umgehauen, überall Verhaue angelegt, die Dörfer

zur Vertheidigung eingerichtet und Batterien aufgepflanzt, die weithin die Straßen bestrichen. Hierdurch konnte ein Ausfall des Feindes so lange aufgehalten werden, bis sich das Gros eines jeden Armeecorps sammelte, und dies erforderte etwa eine Stunde. Der Regen schadete hier weniger als bei Metz, da die Truppen mit Ausnahme der Vorposten und Feldwachen in den zahlreichen Ortschaften um Paris kantonnirten; daher blieb hier der Gesundheitszustand vortrefflich. Andererseits ließen die Franzosen, durch den 19. September erschreckt, den Deutschen volle Zeit, ihre Maßregeln zu ergreifen. Erst am 30. kehrte ihnen der Muth, einen neuen Ausfall zu wagen, zurück. Der General Vinoy griff an diesem Tage von den Südforts Montrouge und Bicêtre aus das 6. Armeecorps an, indeß an anderen Stellen schwächere Angriffe gegen das 5. und 11. stattfanden. Nach einem zweistündigen Kampfe und einem Verluste von 1200 Mann, dem gegenüber die Preußen nur unerhebliche Opfer brachten, zog sich der Feind wiederum zurück. Inzwischen unternahmen die vier Cavallerie-Divisionen, unterstützt durch etwas Infanterie und Artillerie, Streifzüge durch das Land, um Heerden und Vorräthe zusammenzuholen, Franctireursbanden zu zerstreuen und zu recognosciren, ob sich irgendwo stärkere Truppenmassen sammelten und organisirten. Da brachte die 4. Cavallerie-Division, unter dem Befehl des Prinzen Albrecht, welche in der Richtung auf Orleans über Etampes nach Toury vorgegangen war, die nicht mehr überraschende Nachricht, daß hinter der Loire eine republikanische Armee gebildet werde. Sofort zweigte man bei Paris von dem Einschließungsheere einen Theil ab, welcher aus dem ersten bairischen Corps, der 22. Infanterie-Division und 2 Cavallerie-Divisionen bestand. An der Spitze dieser Macht sollte der bairische General von der Tann dem Anfang des Versuchs, die Hauptstadt zu entsetzen, entgegentreten und jene sich ansammelnden Massen von ihr fern halten. Eilig rückte er daher schon am 7. October ab. Am Tage vorher hatte der König sein Hauptquartier nach Versailles gelegt, und der verwegene Gambetta Paris vermittelst eines Luftballons verlassen. In Tours angekommen, nahm

letzterer die Ministerien des Innern und des Krieges beide in die Hand, um die gesammte Landesvertheidigung kräftiger zu leiten; bald sollten die Deutschen die Früchte seiner Energie sehen, die selbst vor dem Aeußersten nicht zurückbebte. Auch der altersschwache Garibaldi, der von einer europäischen Republik träumte, langte am 9. October in Tours an und erhielt von der Regierung ein Commando in den Vogesen.

Vor Paris blieb nach dem zweiten Ausfalle längere Zeit alles ruhig; nur die Forts feuerten, ihre Munition im größesten Umfange vergeudend, immerzu gegen einzelne Personen oder Patrouillen. Den 9. kamen bei Nanteuil die ersten vierzehn schweren Geschütze an, die zum Bombardement gebraucht werden sollten. Da hier ein Eisenbahntunnel gesprengt war, und man erst nach langer vergeblicher Arbeit durch eine um den Berg herum geführte Bahn die Verbindung herstellte, so mußten die ersten Transporte von Belagerungsgeschützen per Achse weiter befördert werden. Eine saure und langwierige Arbeit bei dem aufgeweichten fetten Boden! Der dritte Ausfall am 13. Otbr. gegen die Höhen von Clamart im Südwesten der Hauptstadt und das zweite bairische Corps gerichtet, blieb ebenso erfolglos wie die ersten. Noch an demselben Tage schossen die Franzosen das schöne kaiserliche Lustschloß St. Cloud vom Berge St. Valérien aus zusammen, da sie glaubten, es diene den Deutschen zum Beobachtungsposten. Viertens fiel der General Ducrot mit 35 Bataillonen und 42 Geschützen an der Westseite gegen das 5. Armeecorps bei Malmaison und Bougival aus, wurde jedoch wie sein Vorgänger blutig zurückgewiesen. Am 28. nahm an der Nordostseite von Paris der General Bellemare durch einen Ueberfall das nur von einer Compagnie Garde besetzte Le Bourget. Dieser fünfte Ausfall säte für beide Parteien eine blutige Saat. Denn da in Paris jubelnd verkündet ward: „Ein Sieg ist über die Deutschen erfochten!", und die schon mürbe werdende Bevölkerung von Neuem hell aufflackerte; da außerdem der Besitz von Le Bourget militairisch wünschenswerth erschien: so wurde deutscherseits die Wiedererstürmung auf den 30. October angesetzt. Das

Dorf liegt unter dem Feuer der Forts du Nord, d'Est und d'Aubervilliers. Damals führten zu ihm nur wenige Zugänge, da eine künstliche Ueberschwemmung, aus der nur die Dämme hervorragten, die Gegend überfluthete. Außerdem waren den Franzosen volle 48 Stunden geblieben, in denen sie mit ihrer gewohnten Meisterschaft den durch und durch massiv gebauten Ort in eine Festung verwandelten, vor und in welcher das Blut stromweise fließen sollte. In der Wintermorgenfrühe des 30. rückte die 2. Garde-Division, von dem General Budritzky geführt, in drei Kolonnen heran, deren beide Flanken Cavallerie deckte. Darauf eröffnete um 7½ Uhr die Artillerie ein heftiges Bombardement, das die nächsten Forts und Schanzen kräftig erwiderten. Ueber 100 Feuerschlünde waren in Arbeit; man hörte nicht einzelne Schüsse heraus, sondern ganze Salven, unaufhörlich rollend wie das Pelotonfeuer der Infanterie. Da die einschlagenden Granaten nicht zünden wollten, befahl um 8½ Uhr der General den Sturm. Es schweigt die Artillerie, und in ruhigem Tempo wie auf dem Exercierplatze ersteigen die Garden die sanfte Anhöhe, auf der das Dorf liegt. Nun blitzt und knattert es von den Barrikaden her, aus den Fenstern, Schießscharten, über die Gartenmauern; überall speien die hervorstarrenden Chassepots den Stürmenden den Tod entgegen. Diese wanken nicht und thun auch noch keinen Schuß. Die Führer schreiten, die Degen in der Faust, zu Fuß an der Spitze ihrer Abtheilungen, die entfalteten Fahnen flattern lustig im Winde, die Musiker spielen hinter der Front die Wacht am Rhein. So geht es bis auf 100 Schritte an die große Barrikade heran, die am Nordende des Dorfes errichtet ist, darauf erschallt ein dreifaches Hurrah, und dann stürzen sie hinein in den immer dichteren Kugelregen, der sie massenhaft niedermäht. Es will im ersten Augenblicke nicht vorwärts, denn die Barrikade ist allzu stark vertheidigt. Doch schnell entschlossen springen die Tapfern auf die Seiten und suchen von dort aus einzubrechen. Sie schlagen die Gewehrläufe aus den Schießscharten zurück, sie stecken ihre eigenen Gewehre hindurch, sie feuern mehrmals schnell auf gut Glück hinein, während die Pio-

niere, flink wie immer bei der Hand, mit ihren Aexten einen Thorweg einhauen und so der Infanterie die erste Bahn brechen. In buntem Gemisch dringen Gardeschützen und Grenadiere von Elisabeth und Augusta in einen großen Hof, und nun geht es Schritt für Schritt auf der blutigen Bahn vorwärts. In einem Straßenkampfe ist es viel entsetzlicher als im Gefecht auf freiem Felde. Während der Angreifer auf's Gerathewohl in die Fenster hineinschießt, fährt ihm aus Luken und Spalten, von unsichtbaren Händen entsandt, das wohlgezielte Blei entgegen. Es fällt der Oberst Waldersee, von einer verrätherischen Kugel niedergestreckt, die aus einem Hause kommt, aus dem ihm eben weiße Tücher entgegenwehten. Der Tapfere, schwer bei Gravelotte verwundet und eben erst hergestellt und aus der Heimath zurückgekehrt, legt zum zweiten Male ein blutiges Zeugniß seines unerschütterlichen Muthes ab. Seine Leute aber, wuthschnaubend über den Tod ihres geliebten Führers, machen nieder, was ihnen in den Weg kommt. An einer andern Stelle läßt ein Reserveoffizier, seinem Berufe nach Architect, einen Giebel einschlagen und erklimmt mit seinen Mannschaften den Hausboden. Unten sind noch Franzosen, und so kommt es im Gebäude selbst zum Handgemenge mit Bajonet und Kolben. Indeß es so in der Flanke von Haus zu Haus weiter geht, wird in der Front der Angriff auf die Hauptbarrikade erneuert. Der Gefreite Karfunkelstein, der sich schon bei Metz durch hervorragende Tapferkeit das eiserne Kreuz erworben, rafft, als der Fahnenträger fällt, die Fahne auf, sinkt aber sofort todt zu Boden; drei Offiziere springen vor, aber auch sie färben mit ihrem Herzblute die Steine des feindlichen Bollwerks. Noch ein gewaltiger Stoß, und der Feind flieht, die Barrikade ist genommen, und über sie hinweg dringt der General Budritzky, die siegende Fahne hoch in der Hand, in die Dorfstraße ein. Der Feind, in die Häuser geflüchtet, überschüttet die Eingedrungenen abermals mit einem Bleiregen. Hier fällt der Oberst Zaluskowsky, der Tapfersten einer, die je das Schwert getragen. Wie viele Opfer der Tücke mögen während dieser Stunden in den einzelnen Häu=

sern gefallen sein, da nicht Zeit ist, sie jedes für sich gründlich abzusuchen. Die zuerst Eindringenden nehmen oft die in den vorderen Räumen befindlichen Franzosen gefangen und eilen weiter. Einzelne, die später kommen, werden aus den Kellern und versteckten Zimmern erschossen. Wann darauf spätere Abtheilungen nachkommen, fallen die Gefangenen auf die Knie, werfen den Preußen Kußfinger zu, küssen ihnen auch Hände und Füße und betteln jämmerlich um ihr Leben. Ein Offizier findet auf dem Hofe eines bereits abgesuchten Hauses einen verwundeten Offizier auf der Erde liegend und nähert sich ihm. Da ihm der Verwundete den Säbel mit der Bitte um Pardon überreicht, winkt ihm der Preuße, er möge seine Waffe nur behalten, und dreht sich um: in diesem Augenblicke schießt ihn der Elende mit einem Revolver durch den Rücken. Wieder an einer anderen Stelle stürzen zwei preußische Offiziere die Treppe eines Hauses hinauf und finden einen französischen, welcher den ersten durch einen Revolverschuß zu Boden streckt und dann, zurückspringend, dem zweiten mit einem „Quartier, Monsieur!“ seinen Degen überreicht. Schon will der Preuße diesen in Empfang nehmen, da springt mit umgekehrtem Gewehre ein Füsilier heran und schlägt mit den Worten: „Ach was, Herr Lieutenant!“ dem Franzosen den Schädel ein. So geht die Blutarbeit bis zur Dorfkirche weiter. Dort liegen zwei große Häuser, aus denen ununterbrochen ein lebhaftes Feuer unterhalten wird, indeß vom oberen Ende des Dorfes her Mitrailleusen die Straße bestreichen. Als diese Gebäude unter großem Blutvergießen genommen sind, wird auch der zweite Theil von Le Bourget gestürmt. Die Granaten sausen über die Straßen und zerschlagen Dächer und Wände, die Geschosse der Mitrailleusen prasseln auf dem Steinpflaster, die Flintenkugeln pfeifen links und rechts aus den Häusern. Endlich ist das Dorf in den Händen der Preußen, und verstummt gegen 1 Uhr auch das Feuer der Forts, da man von oben herab lange Reihen von Gefangenen unter Eskorte rückwärts ziehen sieht und fürchten muß, die Landsleute zu treffen. Das war der Tag von Le Bourget, wo sich die Elite von Paris schlug, die Franctireurs der Presse und

die Studenten der Universität. Die Zahl der unverwundet Gefangenen betrug, da ein Theil der Garde das Dorf während des Kampfes umging, nicht weniger als 1400, unter ihnen 36 Offiziere. In wilder Flucht lief der Rest der Franzosen, durch das Feuer der Forts geschützt, nach Paris und verbreitete unter den noch so eben siegestrunkenen Einwohnern die tiefste Bestürzung. Andererseits feierte seit dem Kampfe um St. Privat die Garde heute ihren blutigsten Ehrentag des Krieges: die zweite Division hatte an die 500 Mann eingebüßt.

An demselben 30. October erschien der greise Thiers, von einer vergeblichen Rundreise an die Höfe von London, Wien, Petersburg und Florenz zurückgekehrt, wegen eines Waffenstillstandes in Versailles. Man ließ ihn von preußischer Seite ruhig in Paris hinein, da man wußte, daß sich die Bürgerschaft von Paris nach der Aufhebung der Belagerung sehnte. Allein die Arbeiter der Vorstädte, aufgehetzt durch die äußerste Linke, zogen vor das Stadthaus und hielten die dort anwesenden Regierungsmitglieder gefangen. Es gelang erst in der folgenden Nacht einigen Bataillonen Nationalgarde, die Aufrührer zu zerstreuen und die Gefangenen zu befreien. Man hatte sie mit dem Tode bedroht, weil man sie im geheimen Einverständnisse mit den Preußen wähnte, und argwöhnte, daß Thiers Frankreich den Orleans überliefern wolle. Zwar erhielt unmittelbar darauf die provisorische Regierung durch eine allgemeine Abstimmung ein glänzendes Vertrauensvotum, doch lag jetzt der tiefgehende Zwiespalt zwischen den besseren Ständen und den Arbeitern offen da, eine Wunde, die nur zu bald von Neuem aufbrach. Die Waffenstillstandsverhandlungen, vom 1. bis 6. December fortgeführt, blieben resultatlos. Nahm Herr Thiers die Sache wirklich ernst? Oder wollte er nur Zeit gewinnen, damit Gambetta seine Ersatzheere sammele und organisire? Der Himmel zeigte sich den Franzosen, welche wenig Nässe und Kälte ertragen können, überaus günstig; denn der auf die Regenperiode folgende November hatte von Anfang bis zu Ende die Temperatur des Frühlings. Gegen die Mitte des Monats verbreitete sich in Paris das Gerücht: „Unsere Loire-Armee hat Orleans wieder-

erobert, die Baiern geschlagen, ihnen Geschütze abgenommen und ist im Anzuge.“ Da flackert der Muth der Pariser, welcher schon ganz darniederlag, noch höher als nach der Besetzung von Le Bourget auf. Eben noch der Umlagerung müde, an der Hülfe der Provinzen verzweifelnd, auf eine baldige Capitulation gefaßt, schlagen sie urplötzlich in das Gegentheil um. Schon sehen sie die Helfer vor den Thoren, schon die Barbaren abziehen, schon den heiligen Boden Frankreichs von ihnen befreit. Während die bisherigen fünf Ausfälle nur dazu dienten, die ungeduldigen Massen zu beschwichtigen und die jungen, ungeschulten Truppen an das Feuer zu gewöhnen; während sie nur schüchtern und zögernd unternommen wurden: geschahen die nun folgenden in Verbindung mit den Entsatzheeren und wurden dreister und wuchtiger. Der sechste fand am 29. statt. Nachdem die Forts zur Einleitung ein mehrstündiges Feuer eröffnet hatten, griffen die Franzosen Truppentheile des 6. Corps bei Choisy=le=Roi an und zogen sich nach sechsstündigem Kampfe zurück, ohne den mindesten Vortheil errungen zu haben. Am 30. November fielen sie zum siebenten Male, 40,000 Mann stark und unter der persönlichen Führung Trochus, gegen die östlich von Paris gelegene Marnehalbinsel St. Maur aus. Die Sachsen und Würtemberger standen hier und sollten heute einen harten Strauß ausfechten. Auf acht Brücken überschritt der Feind die Marne und griff, unterstützt von den schweren Kanonen des Berges Avron und des Forts Nogent, die Dörfer Champigny und Brie an. Auch eine Lokomotive, zwei gepanzerte Wagen ziehend, deren jeder eine Kanone trug, schnob bis auf Schußweite heran; „wie glühende Kometen, schrieb ein Augenzeuge, schossen heute die Granaten durch die neblige Atmosphäre.“ Die angegriffenen Dörfer wurden den Sachsen und Würtembergern entrissen und bis in die Nacht vom Feinde behauptet. Der Verlust auf deutscher Seite betrug, und das bezeugt den erbitterten Kampf, nicht weniger als 2400 Todte und Verwundete, die Zahl der französischen Gefangenen 940. Der Held des Tages war der Oberst Abendroth, welcher, obschon ihm zwei Pferde unter dem Leibe erschossen wurden, die Seinen

kaltblütig und umsichtig immer von Neuem ordnete und in das Feuer führte. Den 1. December übernahm der General Fransecky das Commando zwischen Marne und Seine und ließ am 2. die verlornen Dörfer angreifen. Ungeachtet des Höllenfeuers aus den Forts gelang es schon um 8 Uhr, Brie zum Theil zu nehmen. Dagegen umwogte 10 Stunden lang der heißeste Kampf Champigny, und dennoch war beim Abenddunkel der Ort erst zur Hälfte wiedererobert. Am 3. ward weiter gestritten, recht blutig, allein ohne rechte Entscheidung; doch in der Nacht zum 4. December zog der Feind vor, auf das linke Marneufer zurückzugehen. So wurden denn Champigny und Brie auf's Neue, und zwar ohne Schwertstreich, besetzt, und blieb an dieser Stelle Alles beim Alten. Wollte sich etwa Trochu nach Osten hin durchschlagen oder auf Umwegen einer vielleicht heranrückenden Loirearmee die Hand reichen? Beides würde ihm bei der französischen Weichlichkeit wenig genützt haben. Denn der einem freundlichen Herbste gleichende November war einem furchtbaren December gewichen, in dem das Quecksilber auf — 18° fiel; es heulte der Wintersturm, es fielen Schneemassen und blieben liegen. Erst am 21. December wagte der Feind den achten Ausfall, und zwar dieses Mal mit wieder 40,000 Mann von Neuem gegen das wohlbekannte Le Bourget und das nordwestlich davon gelegene Stains. Von 7 Uhr Morgens, wo die Forts ihre donnernden Stimmen erschallen ließen, bis 3 Uhr Nachmittags wurde hart gestritten. Endlich gab der Feind alle beim ersten Anlauf errungenen Vortheile wieder auf und floh in wilder Hast nach Paris zurück; auch an den übrigen Stellen, wo es nicht so heiß zuging, artete der Rückzug in Flucht aus. Die Infanterie schien schon gebrochen, die Niederlagen der Entsatzarmeen bereits gewirkt zu haben. Jetzt trat ein neues Moment zur Cernirung hinzu, das in der Armee und in der Heimath lang ersehnte Bombardement, bestimmt, jene zu unterstützen. Man hatte deutscherseits auf den beherrschenden Höhen gewaltige Batterien erbaut, bei Sèvres, Meudon, Clamart und Chatillon, und 446 Geschütze, darunter viele gezogene Vierundzwanzigpfünder, mit unsäglicher

Mühe herangeschafft und aufgestellt. Den Anfang wollte man mit dem Mont-Avron machen, auf dem 76 schwere Geschütze des Feindes standen. Vorher feierte noch ein jeder den heiligen Weihnachtsabend mit kerzengeschmückten Tannenbäumen und den Gaben, die ihm aus der Heimath nachgesandt waren, und dachte seiner Lieben daheim. Nur auf Vorposten durfte kein Christbaum leuchten, da er sonst das Ziel der Granaten abgegeben hätte; in den Pelz gehüllt, das Gewehr im Arm, schaute sehnsüchtig der Posten nach den Cantonnements, wo, wie er wußte, die Kameraden feierten. Das Weihnachtsfest verging in festlicher und erhebender Stille, doch am 27. donnerten die schweren Geschütze, daß die Erde in einem fort erbebte. Die Axt hatte in der Nacht vorher die Gehölze gefällt, welche 13 im Halbkreise dem Mont-Avron gegenüber unbemerkt errichtete Batterien bis dahin verhüllten; zahlreiche Schützengräben und Verhaue schützten dieselben gegen jeden Ueberfall. Als nun die Hülle fiel, und 76 Kanonen ihr Feuer gegen die 76 französischen eröffneten, lief, auf das Aeußerste überrascht, zu Anfang ein Theil der französischen Artilleristen davon und kam voll Entsetzen in Paris an. Doch der General Vinoy ordnete die Gebliebenen, zog Verstärkungen heran und ließ das Feuer der Preußen erwidern. So ging es den ersten Tag hindurch, den zweiten wurde der Widerstand matt und matter und erlosch zuletzt ganz. Da befahl, als viele Kanonen demontirt, und Menschen und Pferde in Masse getödtet waren, um 4 Uhr der commandirende General, die Stellung in aller Stille während der Dunkelheit zu räumen. Das gelang soweit, daß man nur zwei schwere Geschütze 24pfündigen Kalibers zurückzulassen brauchte. Am 29. besetzten in aller Frühe die Sachsen den Berg Avron und richteten sofort die vorhandenen Batterien zur Beschießung der Forts Noissy, Nogent und Rosny ein. Doch blieb die Kanonade gegen diese bei ihrer Stärke und wegen der Entfernung ziemlich erfolglos, wenngleich das letztere allein 2000 Schüsse erhielt. Am Neujahrstage versammelten sich, wie sonst gewöhnlich, die Generale bei dem König Wilhelm, um demselben ihre Glückwünsche darzubringen, doch dieses Mal nicht auf

dem Schlosse zu Berlin, sondern auf dem zu Versailles. Der am 5. Januar beginnende Hauptangriff galt den Südforts Issy, Vanvres und Montrouge. Bald wurden die Kanonen unbrauchbar gemacht, die Gebäude durchlöchert oder angezündet, und einzelne vorüberfliegende Granaten, die ersten, in die Stadt geworfen, deren Bevölkerung von dem linken Seineufer auf das rechte überzugehen begann. In der Nacht zum 10. Januar geschah der neunte Ausfall gegen Clamart, und vom 13.—15. der zehnte, gegen Le Bourget, wo nun wohl jeder Quadratfuß mit deutschem und französischem Blute roth gefärbt war. Vom 11. Januar an, da die deutschen Batterien näher kamen, wurde die Stadt selbst beschossen. Zunächst trat, wenn auch hier und da Flammensäulen aufloderten, noch kein bedeutender Erfolg hervor; doch stand, da alle Anstrengungen der Entsatzheere gescheitert waren, jetzt fest: In kurzer Zeit ist Paris verloren, entweder durch den Hunger, oder durch die Beschießung, oder durch beide.

XXII.

Die Verkündigung des neuen deutschen Reichs im Spiegelsaale zu Versailles.

Den 18. Januar 1871.

Am 16. Juli 1870 klaffte plötzlich ein Abgrund vor den Füßen der deutschen Nation: Wie sieht man uns, die Sieger von 1866, nur an, wenn eine solche Herausforderung gewagt wird? Sind denn die Zeiten des Rheinbunds, der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, zum zweiten Male möglich? Ist noch heute ein Uebertritt der Süddeutschen auf die französische Seite denkbar? Dann aber trat stürmisch der Ruf hervor, nicht mehr von der Furcht eingeflößt, sondern von dem mächtig gewachsenen Selbstbewußtsein aller getragen: „Wir wollen wieder eine Nation sein,

auf daß jeder ein freier Deutscher sei, nicht mehr ein Sklave der Zersplitterung und des Auslands. Nur das mächtige Preußen, an dessen Fahnen der Sieg geschmiedet ist, kann uns führen!" So stark ging dieser Zug durch alle deutsche Stämme, daß selbst die äußersten Feinde ihrer Einheit, mochten sie den Kreisen der Kleinstaaterei oder der römisch-gesinnten Ultramontanen angehören, klug zu handeln glaubten, wenn sie gute Miene zum bösen Spiele machten. Allen voran schritt das seit jeher ehrlich deutsch-gesinnte Baden, indem es am 27. September im Hauptquartier zu Versailles den einfachen Antrag auf Aufnahme in den norddeutschen Bund stellte. Einige Wochen vergingen unter Verhandlungen, die auf ein weiteres Ziel hinausführten. Dann wurde am 15. November mit Baden und Hessen, am 23. mit Baiern und am 25. mit Würtemberg ein Vertrag über die Begründung eines deutschen Bundes abgeschlossen. Aber die Nation, nicht mehr zufrieden mit dem nebelhaften Gebilde eines Bundespräsidiums, kannte nur noch die Worte: Ein wirklicher Kaiser, ein wirkliches Reich. Da stellte sich der König von Baiern, die Zeichen der Zeit wohl erkennend, an die Spitze der neuen Bewegung und ließ durch einen Prinzen seines Hauses am 3. December in Versailles ein Schreiben des Inhalts überreichen: „Ich habe mich an die deutschen Fürsten mit dem Vorschlage gewandt, gemeinschaftlich bei Ew. Majestät in Anregung zu bringen, daß die Ausübung der Präsidialrechte mit der Führung des Titels eines deutschen Kaisers verbunden werde." Sodann nahm der norddeutsche Reichstag die mit Süddeutschland geschlossenen Verträge an und stimmte in der Sitzung vom 9. dem Antrage des Bundesraths bei, die Bezeichnung „deutscher Bund" in die „deutsches Reich" zu verwandeln. Schon am 16. konnte der König von Baiern in Versailles anzeigen, daß sämmtliche Fürsten und die freien Städte seinen Antrag angenommen hätten. Als eine aus dreißig Mitgliedern bestehende Deputation des Reichstags gleichfalls dessen Wunsch der Annahme des Kaisertitels durch den König Wilhelm diesem zwei Tage später persönlich überbrachte, antwortete der gewissenhafte Fürst, er sei dazu bereit, sobald die süddeutschen

Landesvertretungen ihre Zustimmung allesammt gegeben haben würden. Dieselbe blieb nicht aus, so eifrig sich auch noch in der letzten Stunde die Partikularisten und Ultramontanen dagegen sträubten, namentlich in Baiern. Damit war das Werk vollbracht, die Form aber noch nicht erfüllt, das Vollendete öffentlich zu verkünden.

Zur Proklamation des neuen deutschen Reichs hatte man den 18. Januar ausersehen, den 170jährigen Gedenktag des preußischen Königthums, und zum Ort der feierlichen Handlung den Spiegelsaal des Schlosses zu Versailles. Seltsame Ironie des Schicksals, daß gerade in demjenigen Palaste die deutsche Einheit verkündet werden sollte, wo ein Ludwig XIV. seine Pläne zur Zersplitterung Deutschlands schmiedete! Und wunderbar, daß dieser Tag von drei Schlachten eingerahmt wurde! Eine Kaiserkrone, hat es lange geheißen, wird nur auf dem Schlachtfelde gefunden. Auch die deutsche war nicht auf einem, sondern einer ganzen Reihe blutgetränkter Gefilde mühsam errungen worden, und nun, da sie der Welt gezeigt werden sollte, verhallten eben die Donner der Schlacht bei Montbelliard, und, da sie an das Licht getreten war, die von St. Quentin und Paris. Eine Schlacht einen Tag vor und zwei einen Tag nach der Verkündigung des neuen deutschen Reichs! Das friedliche Schauspiel, das zwischen diesen blutigen Tagen liegt, überstrahlte mit seinem Glanze die Blitze der Kanonen, und die festlichen Klänge übertönten den Schlachtruf.

Am 18. versammelte sich um Mittag in dem zur Festfeier würdig eingerichteten Spiegelsaale eine glänzende Versammlung: Prinzen, Fürsten, Offiziere aller Grade, Unteroffiziere, Mannschaften, alle zusammen viele Hundert an der Zahl, die bei weitem meisten als Vertreter der Armee hergesandt. An der Ostseite erhoben sich auf einer Estrade, von ihren Fahnenträgern getragen, 56 Fahnen, die siegend den Ihren vom Rhein bis zur Loire vorangeweht hatten. Als um 12¼ Uhr der fast 74jährige König festen Ganges und leuchtenden Auges eintrat, stimmte ein militairischer Sängerchor an: „Jauchzet dem Herrn alle Welt.“ Darauf stellte sich der Fürst vor die Mitte des Altars, zu jeder seiner Seiten im Halbkreise die Prin=

zen und Fürsten, hinter ihnen die Generale und Minister. Nach dem Liede des Chors sang die ganze Gemeinde einen Vers des Chorals: „Sei Lob und Ehr,“ dann folgte die Liturgie in der gewöhnlichen, beim Militairgottesdienst üblichen Form und darauf die Predigt über den Text aus Psalm 21; den Schluß der kirchlichen Feier machte der Gesang: „Nun danket alle Gott.“ Nach Beendigung derselben schritt der König durch die Reihen der Versammlung auf die Estrade zu, verlas vor dem Fahnenwalde die Urkunde der Verkündigung des Kaiserreichs und hieß darauf den Bundeskanzler die „Proklamation an das deusche Volk“ vorlesen.

An das deutsche Volk!

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmüthigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des deutschen Reiches die seit mehr denn 60 Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger an der Krone Preußen fortan den kaiserlichen Titel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des deutschen Reiches führen, und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu vertheidigen. Wir nehmen sie an, in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermüthigen Kämpfe in dauerdem Frieden und innerhalb

der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.

Gegeben Hauptquartier.

Versailles, den 17. Januar 1871.

Wilhelm.

Nach Vorlesung der Proklamation rief mit lauter Stimme der Großherzog von Baden: „Se. Majestät, der Kaiser Wilhelm lebe hoch!" Die Versammlung fiel unter den Klängen der Nationalhymne dreimal donnernd ein, und es rauschte durch die Paniere, als wie ein Geisterwehen. So sind niemals seit Jahrhunderten deutsche Herzen durchbebt worden als in diesem gewaltigen Moment, wo es immerzu widerhallte: „Also wieder Kaiser und Reich!" Das war der Hergang an diesem Tage, dem höchsten nationalen Festtage des deutschen Volkes. So hatte Preußen seine Aufgabe erfüllt und nach mehr als einem halben Jahrhundert die blutige Palme errungen. Und in aller Herzen grub sich ein: „Von Kaiser und Reich lassen wir nimmer."

Der 18. Januar 1871 ist seit den Zeiten der Hohenstaufen der lichteste Tag, und seine Geschichte das stolzeste Blatt, das in die deutsche eingefügt ward.

XXIII.

Die Capitulation von Paris.

Den 28. Januar.

Der größte Theil der reicheren Einwohner hatte schon vor Beginn der Einschließung eilig die Hauptstadt verlassen, und der Arbeiter, in dessen Händen nun hauptsächlich die Vertheidigung

lag, gewann bald das neue verführerische Leben lieb. Brauchte er dann noch im Schweiße seines Angesichts zu arbeiten, konnte er nicht in einem ungeahnten Müßiggange sein Dasein fristen? Lebte er nicht jetzt auf allgemeine Kosten und schlenderte er nicht in den vielen freien Stunden selbstbewußt mit dem Gewehr in der Hand umher? Die Zeit außer Dienst brachte er auf der Straße und in der Kneipe zu, Abends kam er ohne Geld für Frau und Kind nach Hause zurück. Sie mochten zusehen, wie sie fertig wurden, sie konnten in die öffentlichen Suppenküchen gehen oder um Brotbillets betteln. Er aber blieb, und darin bestärkte ihn die provisorische Regierung und die Presse, ein Held und der Erretter Frankreichs. Wenn er nicht siegte, so lag die Schuld nicht an ihm, sondern an der Unfähigkeit, der Schwäche, dem geheimen Verrath der Führer; bei der Pariser Bevölkerung giebt es nur einen Schritt vom Capitol bis zum tarpejischen Felsen. Andererseits entwickelte dieselbe eine Genügsamkeit und eine Ausdauer, wie sie im deutschen Lager nicht erwartet wurde. Die Annahme, daß sich Paris nur zwei Monate halten könne, geflissentlich von der Regierung verbreitet und von aller Welt geglaubt, hatte sich längst als falsch erwiesen; am 19. Januar lagerten die Deutschen schon vier volle Monate um die Stadt. In der ersten Zeit der Einschließung kümmerten sich die leichtfertigen Pariser wenig um die Einschließung, sondern gingen mit dem alten Leichtsinn ihren gewohnten Vergnügungen nach. „Man schlenderte, erzählt ein Engländer, im Jardin des Plantes und auf den Quais umher, man saß, trinkend und rauchend, auf den Boulevards und bewunderte einen Mann, der Vogelstimmen nachahmte, oder gerieth über die Sprünge einiger Pudel in Entzücken." Am 20. September überraschte ein vielgelesenes, sonst ernsthaftes Blatt seine Leser durch die naiven Worte: „Die Milch wird knapp, wir stehen am Anfang der Schrecken des Krieges!" Nur kurze Zeit, und man sollte noch ganz andere kennen lernen! Seit dem 10. October wurden Pferde, Maulthiere und Esel in Masse geschlachtet, am Ende des Monats erhielt jede Person nur noch 100 Gramm Fleisch auf den Tag; schon verspeiste man Hunde,

Katzen und Ratten, Rind-, Kalb- und Hammelfleisch erschienen wie Mythen alter Zeiten. Bereits in den ersten Tagen des Novembers sehnte sich der gebliebene Rest der Besitzenden, mit der Außenwelt einzig und allein durch Luftballons und Brieftauben in Verbindung, heimlich nach der Capitulation. „Die Wohlhabenden verlangen, schrieb ein Eingeschlossener, nach den Fleischtöpfen Aegyptens, die Hotelbesitzer nach dem Schwarm neugieriger Besucher, die Ladenbesitzer nach erneuter Kundschaft, gleichviel ob von Freund oder Feind.“ Allein die Arbeiter dachten darüber anders. Drohend rief ein Blatt den Bürgern zu: „Pariser, ihr, die ihr die Lächerlichkeit mehr fürchtet als den Tod, denkt an eure Wälle, eure Forts, an eure Gebäude! Denkt daran, wie ihr zwei Monate lang gelernt habt, eure Flinten abzufeuern! Wollt ihr jetzt nachgeben, ohne sie ein einziges Mal abgefeuert, ohne auch nur die geringste Gefahr irgend einer Art bestanden zu haben?“ Andererseits verfiel, namentlich mit der Abnahme der Lebensmittel und der Zunahme der Kälte, der auf den Wällen lagernde Arbeiter immer mehr dem Trunke. Wenn auch drinnen keine eigentliche Seuche wüthete, wenn auch die Pocken erst mäßige Opfer forderten, so nahm doch die Sterblichkeit in erschreckender Weise zu, besonders unter den die Milch entbehrenden kleinen Kindern, von der gewöhnlichen wöchentlichen Zahl von 1200 bis auf nicht weniger als 4500 wachsend.

Den im December steigenden Mangel bekundete, daß man die Thiere des zoologischen Gartens schlachtete und zu allerhand künstlichen, der Gesundheit schädlichen Nahrungsmitteln griff. Als nun aber der Frost immer bitterer wurde, und die Brennmaterialien fast ganz mangelten; als das grüne Holz aus den niedergehauenen Wäldern von Boulogne und Vincennes mehr Qualm als Wärme erzeugte: da blieben manche den größten Theil des Tages im Bette liegen. Im Januar erreichte die allgemeine Noth ihren Gipfel. Man würde über die Genügsamkeit und die Ausdauer der Pariser noch mehr staunen, wenn man nicht herauserkennte, daß Hoffnung und Furcht den passiven Muth aufrecht erhielten. Jene wußte Gambetta durch erdichtete Siegesnachrichten, welche

durch Brieftauben überbracht wurden, immer auf das Neue zu beleben; der schwächste Lichtstrahl, namentlich die Tage von Le Bourget und Coulmiers, ließ das erlöschende Feuer wiederum hoch auflodern. Andererseits bezeichneten die Presse und die offenen Clubbs jeden als Verräther, der von Uebergabe zu reden wage, und machten durch die Furcht so manchen Mund verstummen. Die Angriffe gegen das Bürgerthum von dieser Seite her wurden immer erbitterter, immer lauter der Ruf nach der Herrschaft der Commune, das heißt, der Anarchie. Am 19. Januar beschränkte die Regierung den Brotverkauf in der ganzen Stadt auf Portionen; kein Erwachsener sollte mehr als 300 Gramm auf den Tag bekommen, kein Kind mehr als 150; die Fleischrationen betrugen nur noch 90 Gramm. Da überdies der Stoff, grauschwarz und widerwärtig klebrig, fast ungenießbar geworden war, kündete diese Maßregel den Anfang vom Ende an. Allein die provisorische Regierung, einem fanatischen Pöbel gegenüber ihres Lebens nicht sicher, wagte noch nicht, mit ihrer wahren Ansicht hervorzutreten. Darum mußte der General Trochu wider sein besseres Wissen und den Rath der übrigen Generale noch einen Massenausfall versuchen und der Verzweiflung ein großes Menschenopfer darbringen. Zu diesem Zwecke zogen am 18. Januar 100,000 Mann von der Pariser Besatzung aus: Linie, Mobilgarde, mobilisirte Nationalgarde in Verbindung mit einer starken Artillerie. „Den ganzen Tag, erzählt ein Zeuge dieser Vorgänge, rollten die Kanonen über das Straßenpflaster, und rückten die Soldaten vor das Thor von Neuilly. Die Linientruppen, vom langen Dienst in harter Winterzeit am meisten mitgenommen, sahen todtmüde und zerlumpt aus, die Marschbataillone der Nationalgarde prunkten in nagelneuen Uniformen und schienen in guter Stimmung zu sein, denn sie scherzten unter einander und sangen. Neben Vielen gingen ihre Frauen oder Geliebten her und trugen die Chassepots oder hingen an den Armen der Männer. „Wer weiß, wie viele zurückkehren werden?“ hörte man vielfach in den Reihen der Zuschauer fragen. Während der Winternacht bivouaquirte die Ausfallsarmee, nachdem sie die Seine bei Neuilly

überschritten hatte, auf der Landzunge von Gennevilliers. Am 19. griff sie, in drei Kolonnen vorgehend, von Nanterre aus die Vortruppen der 9. und 10. Division um 7 Uhr Morgens an. In herkömmlicher Weise wichen die preußischen Vorposten zurück, während die fest aufgestellten Batterien mit einem wohlgezielten Feuer die anrückenden Feinde niederschmetterten und aufhielten, bis die geordneten Bataillone einrückten. Nur an einer Stelle, bei Montretout, gelang es den Franzosen, eine von 200 Personen besetzte Schanze nach einem heroischen Widerstande der kleinen Besatzung zu nehmen. So stand der Kampf, der hauptsächlich um die Höhen von Garches in der Nähe von Malmaison wogte, indeß der Mont Valérien donnernd seine schweren Geschosse hinabschmetterte, bis gegen 3 Uhr, wo die Deutschen, nun verstärkt, ihrerseits zum Angriff übergingen. Dem Anprall von Kerntruppen nicht gewachsen, geriethen die hart mitgenommenen Nationalgarden in Unordnung und wichen, und die Uebrigen folgten bald ihrem Beispiel, so daß die Stellung im Centrum bei Bellemare und Montretout verloren ging. Da befahl der General Trochu, welcher oben vom Mont Valérien aus die Heeresbewegungen geleitet hatte, den eiligen Rückzug in die Bivouacs der vergangenen Nacht. Welch' ein trauriger Abend für die Pariser! Während die Preußen ihren Verlust auf 700 schätzten, berechneten die Franzosen den ihrigen auf die kolossale Summe von 7000. Da lagen vor den Schützengräben und Verhauen, reihenweis niedergestreckt, die Söhne der Pariser Patricier mit goldenen Ringen und Uhren und häufig mit feinen Panzerhemden unter der Uniform. So brachte also heute auch der Bürger seine Opfer dar, indeß sonst nur der Proletarier in den Tod geschickt wurde.

In dieser Weise endete der eilfte und letzte der größeren Ausfälle, welche mit viel mehr Energie und Geschick unternommen wurden als die vom Marschall Bazaine aus Metz, der doch über ein großes reguläres Heer gebot. Der einst vergötterte General Trochu reichte seine Entlassung ein, und Vinoy übernahm seine Stelle, mehr, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, als weiter zu schlagen. Die Beschießung von Paris machte jetzt reißende Fortschritte, seit

von dem 21. Januar ab die Geschütze gegen St. Denys verheerend wirkten. Wie lange konnte es noch dauern, daß die fürchterlichen Batterien, immer näher heranrückend, Paris von Nord und Süd her unter ein zwiefaches Feuer nahmen? Schon trafen die Kugeln immer sicherer in das Herz der Riesenstadt, schon nahmen die den Himmel erleuchtenden Feuersbrünste Abend für Abend zu, obgleich von den hunderten schwerer Geschütze erst 12 an jedem Tage arbeiteten. Verschwunden jede Aussicht auf Entsatz, unter breiten Strömen Bluts der letzte Ausfall abgewiesen, Frost, Hunger, Krankheiten — wer konnte sich da wundern, daß jetzt die aufopferungsvolle Hingebung der Pariser zusammenbrach? Auch mußte sich jeder nur halbwege Verständige sagen: „Warten wir mit der Capitulation bis zum letzten Bissen, so werden, da Tage vergehen, ehe die Stadt durch unsere Feinde genügende Lebensmittel bekommt, Hunderttausende Hungers sterben.“ Auch der trotzige Proletarier war zuletzt matt geworden wie eine Winterfliege; jetzt anderen Sinnes, wollte er gern sein schönes Leben aufgeben, falls er sich nur satt essen konnte. Erst später, am 18. März, als er wieder zu Kräften gekommen, zeigte er, daß man nicht ungestraft dem Arbeiter die Waffen in die Hand giebt und ihn als Helden lobpreist. Denn da er wieder zur Arbeit zurück sollte, rief er, den furchtbaren Chassepot in der Hand, den Bürgern zu: „Kommt her, ihr Feigen und Undankbaren! Wir wollen uns um euren Mammon schlagen!“ Heute aber, am 23. Januar, machte ihn der bellende Magen friedlich und vereinte die Arbeitermasse und das Bürgerthum in demselben Gefühl. Freilich existirten noch in geringer Quantität eßbare Vorräthe, doch für die ärmere Klasse unerschwinglich. Daher fand nur eine verhältnißmäßig leichte Bewegung, bald unterdrückt von dem General Vinoy, im Laufe des Tages statt, wieder eines der Wetterleuchten vor dem großen Gewitter des 18. März. Am Abende konnte Jules Favre, ohne todtgeschlagen zu werden, in das Hauptquartier nach Versailles gehen, um dort im Namen der provisorischen Regierung eine Capitulation anzubieten. Die Verhandlungen, während welcher der Minister einmal nach Paris zurückkehrte, währten bis zum

27. Januar Abends. Es kam zwischen jenem und dem Grafen Bismarck ein dreiwöchentlicher Waffenstillstand zu Stande: „Die Linie, mit Ausnahme von 12,000 Mann, und die Mobilgarden sind kriegsgefangen und bleiben einstweilen in Paris, wo die dort ansässigen Nationalgarden die Aufrechterhaltung der Ordnung übernehmen. Die Forts werden den Preußen übergeben, aber Paris darf sich verproviantiren, sobald die Waffen ausgeliefert sind, und zahlt 200 Millionen Franken als Kriegscontribution. Die Armeen im freien Felde behalten ihre Stellungen mit neutralen Streifen zwischen sich bei, ausgenommen die in den Departements Doubs, Jura und Côte d'or, wo eine schwere Katastrophe vor der Thür stand. Eine frei gewählte Landesvertretung wird in Bordeaux die Frage entscheiden, ob der Krieg fortgesetzt oder unter welchen Bedingungen Friede geschlossen werden soll." Schon waren in der Nacht zum 27. Januar die ehernen Schlünde verstummt, und tiefe Ruhe herrschte nach all' dem Getöse wieder zum ersten Male um Paris. Als nun am 28. der abgeschlossene Waffenstillstand im Heere bekannt wurde, da brach die innere Freude in hellen Jubel aus. Vergessen sind die 131 Tage, welche die Einschließung gedauert, vergessen die lange Zahl der blutigen Kämpfe rings um die Stadt, vergessen Arbeiten, Entbehrungen, Ungemach in Regen und Sturm, in tiefem Schnee und harter Winterkälte! Nun, da die Riesenfestung gefallen, liegt ein festes Pfand in unseren Händen, das uns den endlichen Sieg, den Frieden, die Rückkehr in die Heimath bedeutet! Gleich nach der vollzogenen Capitulation drängten sich dichte, halbverhungerte Haufen, die Hände in die Höhe streckend, um die deutschen Vorposten, die Einen, um einen Bissen Brodt oder Speck zu erbetteln, die Anderen, um Lebensmittel einzukaufen. Schon am 29. flatterten die deutschen Fahnen lustig über den Forts von Paris, das jetzt auf allen Seiten in Kernschußweite unter den deutschen Kanonen lag.

XXIV.

Die vergeblichen Versuche der französischen Loire-Armee, Paris zu entsetzen.

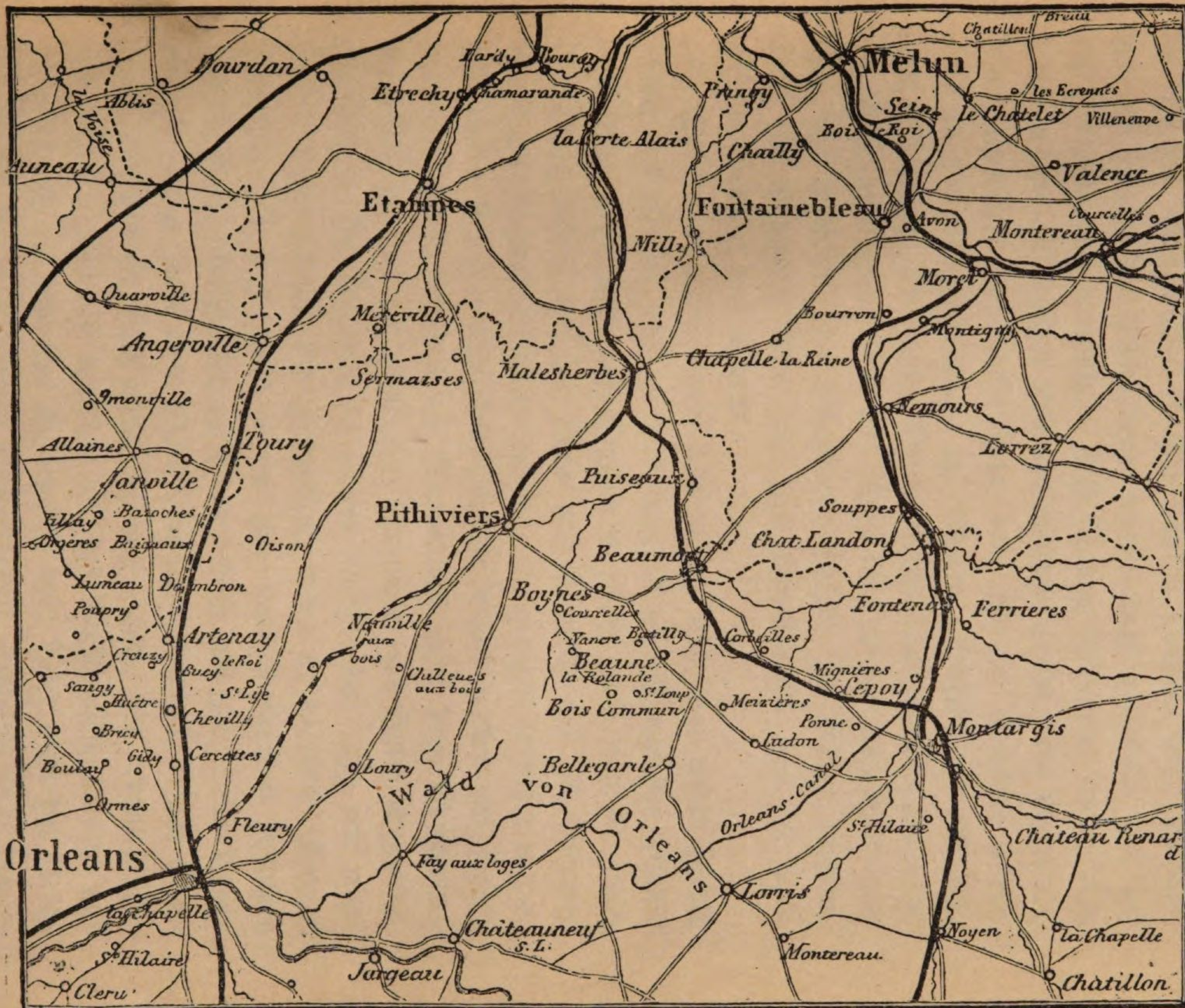
Die erste Einnahme von Orleans den 11. October. Das Treffen bei Beaune la Rolande den 28. November. Die Schlacht von Orleans den 2., 3. und 4. December. Die siebentägigen Kämpfe vom 6. bis 12. Januar und die Eroberung von Le Mans.

Kaum in Tours angekommen, rief Gambetta, mit dictatorischer Gewalt ausgerüstet, Frankreich zum verzweifelten Kampfe auf. Marschregimenter, Afrikaner, Mobilgarden, Nationalgarden, Freischützen, alles sollte zusammengerafft und den wohlgeordneten deutschen Heeren entgegengeworfen werden. Späterhin, am 3. November, wurde noch ein allgemeines Aufgebot aller waffentüchtigen Männer vom 20. bis zum 40. Lebensjahre erlassen und, da jetzt Einheit in der Bewegung lag, in weitem Umfange durchgeführt. Ist es nicht, sagte sich der patriotisch gesinnte Franzose, unsere heilige Pflicht, Paris zu entsetzen und dadurch unser Vaterland vor weiterer Verheerung und vor endlicher Zerstückelung zu bewahren? Muß nicht alles daran gesetzt werden, diese nationale Schmach abzuwenden? Ist denn unmöglich, was 1792 geschehen, den Fremdling, die barbarischen Horden, von unserm durch sie entweihten heiligen Boden fortzustoßen? Von diesen Gefühlen durchwogt, verwandelte sich der Westen, Norden und Süden Frankreichs in ein großes Heereslager. Hunderttausende strömten zu den Waffen und wollten versuchen, ob sie durch rasende Todesverachtung gegen geordnete und gut geführte Streitkräfte, wenn dieselben in der Minderzahl wären, aufkommen könnten. Es fehlte an Offizieren und Unteroffizieren, an einer ausreichenden Artillerie und besonders an einer zahlreichen und tüchtigen Cavallerie, ohne welche jede Armee eine träge und todte Masse bleibt.

Dazu lebte in diesen Haufen, welche wie Wespenschwärme überall hervorquollen, kein freudiger, siegesbewußter Geist, sondern eine wüste Stimmung, namentlich in Südfrankreich. Ein Franzose selbst, welcher einer Abschiedsscene beiwohnte, schreibt: „In Macon war ich Zeuge eines Schauspiels, das ich nie vergessen werde, des Abgangs der Mobilgarden. Eine Menge Frauen, Greise, Kinder drängte sich auf dem Perron des Bahnhofes. Die Mobilgarden sind schon in den Wagen, sie haben sich zu den Wagenfestern herausgelegt, sie drücken die Hände, die man ihnen entgegenstreckt; herzzerreißendes Geschrei, Weinen, Schluchzen, Gelächter hört man von allen Seiten. Man hängt alle möglichen düsteren Abzeichen an die Thüren der Wagen: blutige Herzen, Immortellenkränze u. s. w. Der Zug setzt sich in Bewegung, und die Mobilgarden, die Gesichter mit Pulver geschwärzt, Gespenstern gleichend, stimmen aus voller Kehle ein Trauerlied an, das von Zeit zu Zeit ein heiseres, unheimliches Lachen unterbricht.“ Trotz dieser Niedergeschlagenheit stampfte Gambetta, von den Deutschen in seiner Energie weit unterschätzt, drei Armeen aus dem Boden: die Loire-Armee, die Nord-Armee und die Süd-Armee. Die an der Loire stand zuerst im Felde und war in erster Linie dazu berufen, Paris zu entsetzen. Unter dem Oberbefehl des Generals Lamotterouge über den Strom gehend, stieß sie bei Toury am 5. October auf die 4. Cavallerie-Division, deren Vorhut sich nach einem vierstündigen Gefechte zwei Meilen weiter nördlich zurückzog. Sofort brach von Paris aus der bairische General von der Tann gegen diese unerwarteten, drohenden Streitkräfte auf, erreichte am 10. October Artenay, das nur drei Meilen nördlich von Orleans liegt, und warf die inzwischen zurückgewichenen Franzosen mit Gewalt heraus. Letztere ließen drei Kanonen im Stiche und zogen sich in den Orleanswald, welcher, vier Meilen lang und drei Meilen breit, zwischen Chevilly und Orleans inmittten einer sonst flachen Gegend liegt, zurück. Obgleich sie hier Verschanzungen und Verhaue angelegt und Schützengräben gezogen hatten, mußten sie dennoch, in Front und Flanke angegriffen, auf Orleans zurückweichen. Zum dritten

Male setzten sie sich in den Weinbergen östlich und westlich von der großen Straße nach Orleans fest; zum dritten Male geschlagen, räumten sie eilig die Stadt und zogen sich, die beiden großen steinernen Brücken benutzend, auf das linke Ufer der Loire zurück. Schon sausten die bairischen Granaten in Orleans hinein, als der Maire erschien und das Aufhören jedes ferneren Widerstandes anzeigte, so daß noch an demselben Abend die geängstete Stadt besetzt werden konnte. Den nächsten Morgen sah die ehrwürdige Kathedrale und das Standbild der Jungfrau von Orleans fremde Krieger auf den Straßen wogen und ihre Rosse aus den Wellen der Loire tränken. Von der Tann, der sich mit seiner geringen Truppenmasse nicht in die Sologne, die unfruchtbare, sumpfige und straßenlose Niederung jenseits des Stromes wagen durfte, blieb in dem reichen, 70,000 Einwohner zählenden Orleans stehen; die französische Loire-Armee, an deren Spitze auf Gambetta's Befehl jetzt der strenge Aurelles de Paladine trat, wich in südlicher Richtung nach la Ferté zurück. Um das Paris einschließende Heer auch gegen ein von Le Mans aus vordringendes Corps zu schützen, sandte der bairische Befehlshaber eine Infanterie- und eine Cavallerie-Division nach Chartres. Dieselben erreichten am 18. October Chateaudun, eine offene Stadt, wo sie wider Erwarten auf starken Widerstand stießen. Gewaltige Barrikaden, von Mobilgarden und Franctireurs vertheidigt, denen sich die Einwohner theilweise anschlossen, versperrten die Zugänge. Da ließ der General Wittich ein lebhaftes Artilleriefeuer gegen diese Vertheidigungswerke unterhalten und darauf vier Bataillone zum Sturm vorgehen. Vergebens; das französische Feuer streckte sie reihenweis nieder, die Barrikaden ließen sich in dieser Weise nicht nehmen. Nun beschossen 30 Kanonen die Stadt selbst, und zwar mit so großem Erfolg, daß bald überall Rauchsäulen emporstiegen. Gegen Abend wurde der zweite Sturm unternommen, und dabei Haus für Haus erstürmt, wobei die Pioniere die Zwischenwände durchbrachen und so weiter und weiter Zugänge eröffneten. Erst um 3 Uhr Morgens war der Ort, zum größten Theile in Flammen aufgegangen, in den Hän-

ORLÉANS.


Melun
Seine
le Chatelet
les Ecrennes
Villeneuve
Breau
Bois le Roi
Valence
Fontainebleau
Avon
Montereau
Courcelles
Moret
Montigny
Bourron
Chapelle la Reine
Nemours
Lorrez
Souppes
Chat.Landon
Ferrieres
Mignieres
Lepoy
Montargis
Ponne
Ladon
Meizieres
Orleans-Canal
St. Hilaire
Chateau Renard
Noyen
la Chapelle
Chatillon
Montereau.
Lorris
Orleans
Wald von Orleans
Bellegarde
Bois Commun
St. Loup
Beaune la Rolande
Vanere
Batilly
Cordilles
Courcelles
Boynes
Beaumont
Puiseaux
Pithiviers
Malesherbes
Milly
Chailly
Pringy
la Ferte Alais
Bouray
Lardy
Chamarande
Etrechy
Etampes
Dourdan
Ablis
La Voise
Auneau
Quarville
Angerville
Mereville
Sermaises
Imonville
Allaines
Toury
Janville
Bazoches
Oison
Lumeau
Poupry
Artenay
Creuzy
le Roi
Bucy
St. Lye
Chevilly
Cercottes
Huetre
Sangy
Bricy
Gidy
Boulay
Ormes
Fleury
Loury
Chilleurs aux bois
Orleans
la Chapelle
St. Hilaire
Cleru
Jargeau
Chateauneuf S. L.
Fay aux loges

den der Deutschen, und damit die Straße nach Chartres eröffnet. Als hier der General Wittich erschien und die Geschütze im Halbkreise um die Stadt auffahren ließ, öffneten die Bürger, durch das furchtbare Schicksal von Chateaudun erschreckt, den Feinden die Thore. Nun wurde es hier und in Orleans still, während sich die französische Loire-Armee immer mehr verstärkte und bis auf 100,000 Mann wuchs. Erst Anfang November traten neue Bewegungen auf diesem Kriegsschauplatze hervor, als Gambetta, seiner Ungeduld nicht mehr Herr, dem General Paladine befahl, alles zu versuchen, um Paris zu entsetzen. Derselbe, so gedrängt, ging bei Beaugency, einige Meilen unterwärts von Orleans, über die Loire und wollte von der Tann in Orleans umzingeln und ihm das Schicksal des kaiserlichen Heeres bei Sedan bereiten. Doch der wachsame Baier war kein Mac-Mahon und der französische General kein Moltke.

Sobald von der Tann wahrnahm, daß seine rechte Flanke schwer bedroht sei, wich er mit seinen 20,000 Mann den 70,000 Franzosen gegenüber auf Coulmiers zurück und von da unter Nachhutsgefechten auf die Linie von Chevilly auf St. Peravy. Dabei gingen zwei Geschütze verloren, die einzigen deutschen in dem gesammten Kriege. Während sich der Baier weiter auf Toury zurückzog, stellte sich das 13. Armeecorps unter dem Großherzog von Mecklenburg, mit zahlreicher Cavallerie von Paris abgesandt, als Reserve bei Dourdan in seinem Rücken auf. In den nächsten Wochen gingen die Franzosen, deren bescheidener General Paladine sich sehr wohl seines nur vorübergehenden Erfolges bewußt blieb, schüchterner zu Werke; doch als ihre Loire-Armee auf die riesige Zahl von 200,000 Mann anschwoll, befahl Gambetta, jetzt des Erfolges mehr als halb gewiß, den erneuten Zug auf Paris. Damals tauchten in der Einschließungsarmee und der Heimath die schweren Besorgnisse auf: Wird nicht der Großherzog mit seinen schwachen Heerestheilen zermalmt oder wenigstens weggeschoben werden? Werden nicht die heranstürzenden Massen die Nähe von Paris erreichen und den 500,000 drinnen die Hand geben? Dann ist die Belagerung der Hauptstadt zu

Ende, dann sind die schweren Belagerungsgeschütze der Deutschen verloren, dann lodert Frankreich von Neuem auf, dann wird der Krieg unübersehbar!

Doch der Herr, der die Schaale des Kampfes noch immer für die Deutschen hatte steigen lassen, griff auch dieses Mal sichtlich ein. Metz fiel fast am entscheidenden Tage; eine Woche nachher war es vielleicht zu spät. Die hartgeprüften Truppen, welche die Veste umschlossen, wurden sofort in drei Theile getheilt: Der General Manteuffel führte zwei Armeecorps und eine Cavallerie-Division, um der sich eben bildenden französischen Nord-Armee entgegen zu gehen. Das siebente Armeecorps besetzte Metz und übernahm, durch eine Reservedivision verstärkt, den Belagerungskrieg im nordöstlichen Frankreich. Der Feldmarschall Prinz Friedrich Carl sollte mit den 3., 9. und 10. Corps und einer Cavallerie-Division an die Seite des hartbedrängten Großherzogs ziehen und, mit ihm vereint, der französischen Loire-Armee die Spitze bieten. In drei Kolonnen zogen während des milden Novembers diese Heeresabtheilungen in den stärksten Tagemärschen westwärts. Die nördlichste lehnte sich schon am 14. November an die linke Flanke des großherzoglichen Corps, die südlicheren kamen, durch künstliche Hindernisse, durch aufgeweichte Wege und durch ungangbar gewordene Chausseen aufgehalten, erst nach dem 19. in die bestimmte Linie.

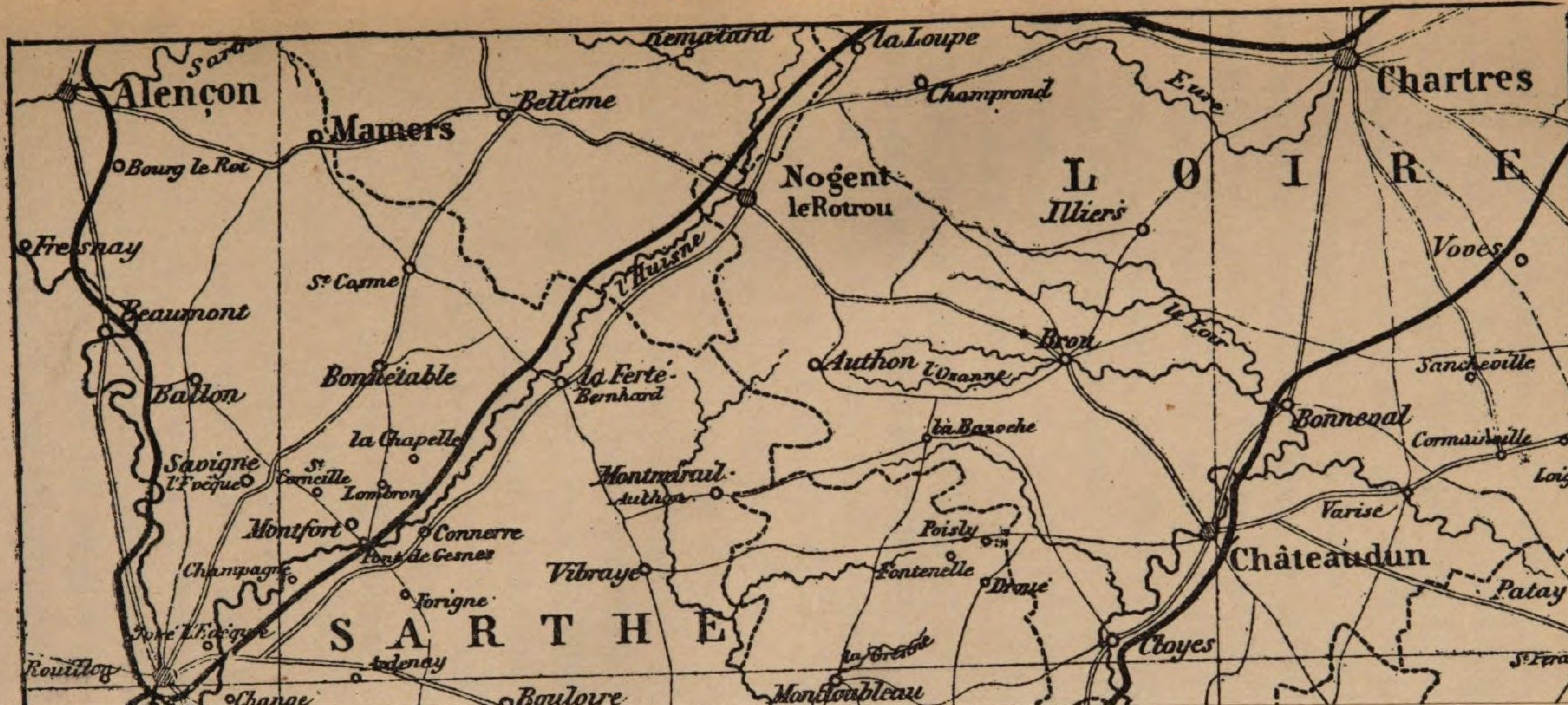
Am 24. stieß die Vorhut des auf dem linken Flügel marschierenden 10. Corps bei Ladon auf den Feind und warf ihn leicht zurück. Viel blutiger war der 28., wo der General Paladine das Städtchen Beaune-la-Rolande, welches die Brigade Wedell besetzt hielt, mit dreifacher Uebermacht angriff. Sechs Stunden standen die Tapfern, von Morgens 9 bis Nachmittags 3 Uhr, in dem durch die französischen Granaten angezündeten Orte. Sie hatten vorher jeden Eingang verbarrikadirt, jedes Haus und den gesammten Saum sorgsam befestigt. Aber obgleich die Franzosen mehrere Male und mit immer frischen Bataillonen tapfer zum Sturm vorgingen, gewannen sie auch nicht einen Fußbreit an Terrain; ahnten die drüben vielleicht, daß die Einnahme der

Stadt das Aufrollen des ganzen 10. Armeecorps zur Folge gehabt hätte? So standen sie denn, bis ihnen gegen 4 Uhr Nachmittags vier neue Bataillone zur Hülfe kamen. Damit erhielt die Sache eine andere Wendung, denn nun gingen die sich Vertheidigenden ihrerseits zum Angriff über. Da wich der Feind nach einem Verluste von 5000 Todten und Verwundeten und von 2000 Gefangenen in der Dunkelheit zurück. Es ist dieser Tag von Beaune-la-Rolande ein neues Blatt in dem Siegeskranze der braven Hannoveraner, welche als die Ersten die erneute Offensive der Loire-Armee zurückwiesen. Am 30. waren die Streitkräfte des Prinzen Feldmarschalls, des Großherzogs und des Generals von der Tann ganz vereint. Freudig athmete manche Brust auf: Die Gefahr, die Belagerung von Paris aufgeben zu müssen, ist vorbei, und in den nächsten Tagen winken neue Lorbeern. Wie unter des Prinzen Führung in Böhmen und Mähren, ebenso scharf war man von Metz bis an die Loire marschiert; ungestüm, wie bei Sadowa, wird er auch hier, so rechnete man, auf den Feind fallen. Zwar standen ihm 5 Armeecorps, 200,000 seinen 120,000 entgegen, doch was kümmerte das die Sieggewohnten! Zur Einleitung in die nun Schlag auf Schlag folgenden Ereignisse kämpfte am 1. December das erste bairische Corps bei Loigny, nordwestlich von Orleans, mußte sich jedoch vor weit überlegenen Kräften auf das dahinter liegende Orgères zurückziehen. Am 2., dem ersten Schlachttage der dreitägigen Schlacht von Orleans, griffen die Franzosen den Großherzog links bei Orgères und rechts bei Pouprh an, wurden jedoch mit blutigen Köpfen und einem gewaltigen Verluste von Gefangenen bis auf Artenay zurückgedrängt. Schon wollte Paladine, arg erschüttert, hinter die Loire zurückweichen: da gebot ihm ein ausdrücklicher Befehl Gambetta's, die Stellung von Orleans zu vertheidigen. Den 3. December ward der Feind unter heftigen Frontangriffen aus Artenay und d'Anvillers auf Chevilly geworfen, das die Truppen des Prinzen Friedrich Carl bereits in den Händen des von Pouprh aus in die feindliche Flanke vorgegangenen Großherzogs fanden. Am Abend hielten die

Deutschen, welche in den letzten Kämpfen durchweg auf offenem Felde standen, indeß Wälder den größten Theil der französischen Streitkräfte verschleierten, den Saum des wichtigen Waldes von Orleans besetzt und sahen der Schlacht des nächsten Tages entgegen. Noch blutiger wurde an ihm, dem 4. December, um die französische Hauptstellung zwischen Cercottes, das an der großen Straße nach Paris liegt, und Gidy stundenlang gerungen. Von Neuem gingen am Morgen die Deutschen concentrisch von drei Seiten aus vor. Die Schleswig-Holsteiner drangen mit allem Ungestüm in den Orleanswald ein und ließen in ihren Vorstößen nicht nach, bis sie die stark befestigte und mit schweren Geschützen vertheidigte Stellung von Cercottes inne hatten. Da erlahmte der Widerstand der Franzosen. Dieselben gaben auch die verschanzten und mit Marinekanonen besetzten Dörfer Gidy, Janvy und Pruns ohne ernsten Widerstand auf und zogen sich eilig zurück. Als nun aber die Deutschen im Centrum immer mächtiger vordrangen, gelang es den Flügeln des feindlichen Heeres nicht mehr, Orleans zu erreichen. Der linke wich vielmehr auf Meung an der Loire, südwestlich von der Stadt, zurück, der rechte in östlicher Richtung auf Sully und Jargeau. Nur ein Corps retirirte durch Orleans, das noch an demselben Abend die Schleswig-Holsteiner erreichten. Sofort wurde der Bahnhof sowie die Vorstadt St. Jean mit Sturm genommen, und der Angriff auf die Stadt selbst vorbereitet. Doch ehe es noch dazu und zu all den Gräueln eines Straßenkampfes kam, räumten die letzten Franzosen dieselbe, so daß schon um Mitternacht die Deutschen zum zweiten Male einziehen konnten. „Orleans noch in dieser Nacht besetzt worden, also ohne Sturm. Gott sei gedankt!", so telegraphirte der König freudig nach Berlin.

Die Zahl der Gefangenen betrug in den Kämpfen dieser drei Tage 20,000 Mann und die der erbeuteten Kanonen 77; auch vier Kanonenboote auf der Loire fielen in die Hände der Sieger. Während letztere der gespaltenen französischen Armee in verschiedenen Richtungen folgten, faßte Gambetta den kühnsten Plan, den ein Franzose in diesem Feldzuge entwickelt hat. Zunächst setzte er den General Aurelles de Paladine ab, da derselbe kein

LE MANS - CHATEAUDUN.



Glück gehabt habe, und theilte dessen 200,000 Mann in zwei Theile. Der eine, unter Chanzy, sollte an der Loire den Prinzen Friedrich Carl beschäftigen, der andere, unter Bourbaki, in Eilmärschen und mit Benutzung der Eisenbahnen nach Südosten ziehen, Belfort entsetzen, sich auf die Verbindungslinie zwischen dem Rhein und der Armee um Paris werfen und womöglich über den gefrornen Strom in Baden einbrechen. Dieser Plan hat mit dem Napoleons I. große Aehnlichkeit, als derselbe im Frühjahr 1814 zu seinem Verderben in den Rücken der Verbündeten marschierte, und ist auch um nichts besser ausgefallen. Während nun Bourbaki auf Bourges zurückging und sich erst seine Truppen von den furchtbaren Anstrengungen der letzten Tage erholen ließ, ehe er seinen langen Marsch nach Südost antrat, wollte Chanzy die Stadt Blois decken. Der Prinz-Feldmarschall, der in Orleans sein Hauptquartier genommen, ordnete, rastlos wie immer, sofort die Verfolgung des geschlagenen Feindes und die Deckung von Paris gegen etwaige neue Angriffe von Westen her an. Während Theile des 3. Armeecorps bei Gien Wache hielten, gingen die übrigen Abtheilungen desselben mit einer Cavallerie-Division auf Vierzon vor. Auf dem rechten Ufer der Loire marschierten flußabwärts auf Blois zu die Truppen des Großherzogs, ihnen gegenüber auf dem linken das 9. Corps. Am 7. December trieb der Mecklenburger bei Meung die Vortruppen von Chanzy auf Beaugency zurück. In den beiden folgenden Tagen fanden hier täglich Kämpfe statt, bis die Franzosen nicht nach Blois und Tours, wie man auf deutscher Seite vermuthete, sondern nach Vendome in der Richtung auf Le Mans abzogen. Jetzt warf sich der Prinz-Feldmarschall mit seiner ganzen disponibeln Heeresmacht auf den in westlicher Richtung zurückweichenden Feind. Am 10. flüchtete die provisorische Regierung aus Tours nach dem weit entfernten Bordeaux, am 12. zogen die Franzosen sich hinter den Loir, einen Nebenfluß der Loire zurück, am 13. besetzten die Deutschen Blois, am 16. marschierte Chanzy nach verlustreichen Kämpfen auf Le Mans und das nordwestlich davon gelegene verschanzte Lager von Conlie

ab. Hier hoffte er Ruhe für seine abgehetzten Truppen, Nahrungsmittel, Kleidungsstücke, Waffen und Pferde zu finden. Er hatte in den vieltägigen Kämpfen die äußerste Behutsamkeit gezeigt; eingedenk der Erfahrungen von Wörth und Sedan, wich er stets in dem Augenblick zurück, wo einer seiner Flügel etwas stärker angetastet wurde. So bot er niemals die Gelegenheit dar, ihm eine totale Niederlage beizubringen und den Krieg an der Loire mit einem großen Schlage zu beendigen. Auch jetzt noch schien es dem Prinzen allzu gewagt, sich mit seiner Hauptmacht zu tief nach Westen locken zu lassen; konnte nicht Bourbaki, dies benutzend, einen plötzlichen Zug auf Paris unternehmen? Darum ließ er Chanzy nur durch den Großherzog bis S. Calais verfolgen, kehrte selbst am 19. nach Orleans zurück und nahm daselbst eine beobachtende Stellung ein. Hierauf folgte nach so schweren Kämpfen eine Zeit der Ruhe, nur durch den Widerstand von Tours unterbrochen, das am 21. durch einige Dutzend Granaten gezwungen wurde, die weiße Fahne aufzuziehen.

Erst zu Anfang des neuen Jahres, da feststand, daß Bourbaki nach Osten abgezogen, und ein Vordringen desselben auf Paris nicht mehr zu fürchten war, ging der Prinz mit 73,000 Mann und 318 Geschützen von Neuem gegen Chanzy vor, dessen Streitkräfte hinter der Sarthe von Tage zu Tage wuchsen. Von der Loire und von Chartres her drangen am 6. Januar die Deutschen bei heftiger Kälte, welche am 7. nachließ, concentrisch gegen Le Mans vor. Der Weg führte durch das schwierige Terrain, wo einst die königlich gesinnten Vendéer den Generalen der Republik den verzweifeltsten und langwierigsten Widerstand entgegensetzten, wo sie dieselben oftmals und zur Vernichtung schlugen und endlich erst in Strömen Blutes untergingen. „Die Perche, so heißt der Landstrich zwischen Vendome und Le Mans, besteht aus regelmäßig sich fortsetzenden Hebungen und Senkungen des Bodens, die von beträchtlicher Höhe und Tiefe sind und planmäßig nicht besser hatten angelegt werden können, um einem anrückenden Feinde Schwierigkeiten jeder Art zu bereiten. Dazu ist dieses ganze Land von dichten

Baumalleen und Knicks durchzogen, jeder kleine Acker= und Gartenbesitz von einer dichten Dornenhecke umgeben, jeder Baum eine Deckung, jede Umzäunung eine Umwallung, und, damit nicht genug, inmitten dieses zur Vertheidigung so außerordentlich günstigen Terrains liegen die einzelnen Gehöfte zerstreut, auch Dörfer, doch diese in der Minderheit; jedes ist eine feste Position, die einen natürlichen Rückhalt an einer größeren oder geringeren Waldparzelle zu haben pflegt." Zu den Schwierigkeiten dieses Terrains, welche man sich gar nicht größer denken kann, als sie wirklich sind, trat das furchtbare Wetter des Januars hinzu. Bald fuhren Schneestürme über das Land und bedeckten den Boden mit mehr als fußtiefem Schnee, bald regnete es, und die ganze Gegend wurde zum See. Mehrzölliger Schlamm bedeckte die vielbefahrnen Chausseen, die Feldwege waren in Moräste verwandelt, Nebel und Regen beschränkten in dem Wellenterrain der Perche den Gesichtskreis auf wenige hundert Schritte. Dann fror es wieder über Nacht, und die auf= und absteigende Heerstraße glich einem Spiegel, auf dem Menschen und Pferde in Masse ausglitten und stürzten. Aber vom 6. ab bis zum 12. fielen dennoch die Schläge auf die Armee Chanzy's hageldicht, begann die zweite Siegesreihe des Prinzen=Feldmarschalls auf dem westlichen Kriegsschauplatze: bei Nogent le Rotrou, Montoire, La Chartre, S. Calais, Vincent, Ardenay, Sceaux und Connerre am L'Huisneflusse, Champagné, Yvré. Ueberall fanden die Deutschen die Straßen aufgerissen, verbarrikadirt, von Gräben durchschnitten; das in lauter Quadrate getheilte Ackerland mußte Feld um Feld dem Gegner abgerungen werden. Zahlreiche Gefangene wurden gemacht, Kanonen und Mitrailleusen erbeutet, Waffen und Trümmer aller Art auf der Landstraße vorgefunden, die sichtlichen Zeichen der nahen Auflösung des feindlichen Heeres. Als man sich Le Mans näherte, trat ein klarer Frost ein; unter dem blauen Winterhimmel zogen die Truppen über die im Sonnenscheine glitzernden Schneeflächen dahin, auf denen Hunderte von verwundeten Franzosen hülflos und rettungslos dalagen. Schon wichen die Feinde auf die Stadt selbst

zurück, schon rückten am 12. December gegen 4 Uhr die Hannoveraner hart heran: da löste sich der rechte Flügel der Franzosen plötzlich auf und lief davon. Mit ihnen drangen ihre Gegner zugleich ein und bemächtigten sich des Bahnhofs und bald auch der Stadt, die eigentlich erst am folgenden Tage angegriffen werden sollte. Jetzt zog sich die Armee Chanzy's, durch die siebentägigen Kämpfe tief erschüttert, in fluchtartigen Märschen auf Laval und Alençon zurück. Sie hatte 30,000 Mann verloren, darunter 22,000 unverwundete Gefangene, 19 Geschütze und eine Unzahl von Fuhrwerken. Halbzerlumpt, mit ihnen betrüglicher Weise gelieferten und schnell aufgelösten Pappsohlen unter den Stiefeln, von Schnee und Kälte schrecklich mitgenommen, flüchteten die Unglücklichen oder blieben am Wege liegen. Weggeworfene Gewehre, welche die Landstraßen bedeckten, wiesen den verfolgenden Abtheilungen den rechten Weg. Auch das Lager von Conlie, das oft genannte und für fester als das Dannewerk gehaltene, fiel am 14. Januar, von seinen Vertheidigern rasch aufgegeben, mit seinen großen, noch nicht weggeschafften Vorräthen in die Hände der Sieger und ward eine Beute der Flammen. Der Verlust der Deutschen in all den einzelnen Kämpfen inmitten der Unbill eines grimmigen Winters betrug weit über 3000 an Todten und Verwundeten. So hatte der kein Zaudern kennende Prinz-Feldmarschall schnell seine Aufgabe gelöst und die französische Loire-Armee durch eine Doppelreihe von Siegen in einen Zustand gebracht, in welchem sie nicht mehr hoffen konnte, Paris zu entsetzen.

XXV.

Die französische Nordarmee wird geschlagen.

Die Schlacht von Amiens den 27. November. Das Treffen an der Hallue den 23. December. Die Kämpfe bei Bapaume den 2. und 3. Januar. Die Schlacht bei St. Quentin den 19. Januar.

Eben so wenig blieb die französische Nordarmee dazu in der Lage. Um Lille und Amiens zusammengezogen, stand sie zuerst unter dem Oberbefehl von Bourbaki, dann unter dem des selbstbewußten Generals Faidherbe. Als sie anfing, sich merklich zu machen, wurde ihr ein neues deutsches Heer, bestehend aus dem 1. und 8. Corps und der 3. Cavalleriedivision, alle drei unter dem Commando des Generals Manteuffel, entgegensandt. Am 7. November brach dasselbe, nachdem es bei Metz alles in Ordnung gebracht, zwei Hauptstraßen gegen Westen einschlagend, auf. Rechts marschierten die Ostpreußen über Rethel und Laon, links die Rheinländer über Verdun, Rheims, Soissons und Compiegne, beiden voran schwärmte die treffliche Reiterei. So ging es durch den Argonnenwald bis zur Oise, wo Cavalleriepatrouillen mit der Meldung zurückkamen, daß sich bei Amiens und Rouen feindliche Massen sammelten. Die Vorhut stieß am 23. bei Le Quesnel auf Mobilgarden und zersprengte sie, so auch am 24. und 25. An dem folgenden Tage trat die Absicht der Franzosen, sich vor Amiens an dem Flüßchen Luce zu schlagen, unverkennbar hervor. Man ward gewahr, daß beide Heere an Anzahl gleich waren, daß den Deutschen mehr Cavallerie und Artillerie zu Gebote stand, daß sich dagegen die Franzosen des Vortheils einer trefflichen Stellung erfreuten. Am 27. Morgens rückten festen Schrittes die Preußen heran, links die Rheinländer, rechts die Ostpreußen. Von Abschnitt zu Abschnitt ging die blutige Arbeit, oftmals mit dem Bajonet durchgeführt, ununterbrochen vor sich, bis der Feind in seine Schanzen

südlich von Amiens zurückwich. In einem wüthenden Anprall ritt das 9. Husarenregiment inmitten dieser Kämpfe ein tapferes Bataillon französischer Marine über, das fester dastand als die Linie und die Mobilgarden. Da gab der Feind auf, Amiens zu halten, räumte seine Verschanzungen, vier Geschütze zurücklassend, und ging nach Arras und Lille zurück. Er verlor in dieser Schlacht 800 Gefangene, 9 Geschütze und 2 Fahnen; am 28. ward Amiens besetzt, am Morgen des 29. fiel dessen Citadelle. Manteuffel zog am 1. December auf Rouen, von der Bevölkerung unbehelligt, die, wohlhabend und ruhiger als die des Südens, die fremden Krieger freundlich empfing. Nach einem siegreichen Gefechte zwischen Forges und Buchy, wo 9 Kanonen von den Preußen erbeutet wurden, hielt der General am 5. December seinen Einzug in Rouen, einer Stadt von 100,000 Einwohnern. Schon am 9. mußte auch Dieppe seine Thore öffnen und die großen dort aufgehäuften Vorräthe den Siegern überlassen.

Nun vergingen zwei Wochen ohne Kampf, eine wohlverdiente Ruhezeit nach so anstrengenden Märschen; da kam die Nachricht, daß der thätige Faidherbe von Neuem mit 40,000 Mann vordringe. Sofort zog sich der General Manteuffel, ohne Rouen zu entblößen, auf Amiens zurück, in dessen Nähe bereits der Feind stand. Beim Anrücken des Gegners wich derselbe hinter den Halluebach, der zur Somme fließt, zurück. Daselbst kam es am 23. zu einem harten hin- und herwogenden Kampfe um die Dörfer Beaucourt, Béheucourt, Fréchencourt, Noyelles und Daours, welche die Hallue entlang liegen. Es gelang den Preußen ungeachtet ihrer immer wieder erneuten Vorstöße nicht, da die Feinde die Brücken über das Flüßchen zerstört hatten, auf das linke Ufer hinüberzudringen. So brach die Nacht herein, und beide Heere bivouaquirten auf dem Schlachtfelde, das preußische nach einem Verluste von 900, das französische nach einem von mehr als 2000 Mann. Zwar schrieb sich in prahlerischer Weise Faidherbe den Sieg zu, da er nicht gerade allzu schlecht weggekommen war, doch marschierte er klüglicher Weise am nächsten Tage über Albert und Bapaume eilig auf Arras zurück. Die Preußen folgten ihm

bis Albert und besetzten am 26. auch Bapaume. Dann aber trat grimmige Kälte und mit ihr eine kurze Waffenruhe ein, während welcher der General Manteuffel sein Commando an den in dem Mainfeldzuge wohlbewährten Goeben abgab, um an die Spitze der Heeressäulen zu treten, die südlich gegen Bourbaki anrückten. Wenige Tage, und, Dank sei es dem Drängen Gambetta's, gingen die Kämpfe in der Nähe von Amiens von Neuem an. Um diese Zeit sollte der riesige Plan durchgeführt werden, von drei Seiten her an Paris heranzukommen, die Verbindungen der dasselbe umlagernden Deutschen zu durchschneiden, der ausfallenden Besatzung die Hand zu reichen und damit die Hauptstadt zu befreien. In dieser Absicht mit 40,000 Mann abermals vorgehend, stieß Faidherbe am 3. Januar bei Bapaume auf 15,000 Mann unter Goeben. Hier kam es zu einem schlachtartigen, doch unentschiedenen Zusammenstoße. Wenn es den Franzosen auch gelang, einige der umstrittenen Dörfer zu erstürmen, so vermochten sie jedoch nichts gegen die Hauptstellung der Deutschen auszurichten und verloren in vergeblichen Angriffen 3000 Mann, indeß der Verlust ihrer Gegner nur Tausend betrug. Am folgenden Tage, den 4., schlug der General Bentheim den gegen Rouen vorgehenden Roye auf das Haupt und nahm ihm 500 Gefangene, 3 Fahnen und 2 Geschütze ab. Abermals trat auf dem nördlichen Kriegsschauplatze eine kurze Zeit der Ruhe ein. Eine Strecke zurückgehend, wählte sich Goeben eine vortreffliche Stellung auf dem linken Ufer der Somme zwischen Corbie und dem festen Peronne; letzteres ergab sich am 10. Januar. Am 13. ging Faidherbe in südöstlicher Richtung über Fins vor, um den rechten Flügel der Deutschen zu umgehen; allein der kluge Goeben ließ sich nicht täuschen. Aus seiner festen Stellung hervorbrechend, warf er sich mit dem ihm eigenthümlichen Ungestüm am 18. auf den Feind und zwang denselben, auf St. Quentin zurückzuweichen. Hier stellte sich Faidherbe, jetzt 50,000 Mann und 70 Kanonen stark, auf den Höhen im Süden und Westen der Stadt zum Streite. Die Schlacht von St. Quentin ward am 19. Januar geliefert. 30,000 Mann an der Zahl gingen Morgens 7 Uhr die Deutschen,

trefflich geführt, in einem weiten Halbkreise vor. Dorf auf Dorf wurde erstürmt: Douchy, Savy, Seraucourt, Castres, Grugis, Cauchy, Neuville. Als das 19. Regiment nach einem heroischen Kampfe, in dem es 350 Mann verlor, auch den Bahnhof nahm, da ergriff Schrecken die französische Reihen. In voller Auflösung flohen die Corps auf Cambrai und Arras zu, hinterher jagte, mit Artillerie untermischt, die 3. Cavallerie-Division. Bald hieben die Reiter auf die Fliehenden ein, bald sandten, wenn sich Widerstand regte, die gezogenen Geschütze ihre Granaten mit tödtlicher Sicherheit in die wirren Haufen. In dieser Schlacht, da die französische Nordarmee erlag, verlor dieselbe 9000 Gefangene, 5000 Todte und Verwundete und 6 Kanonen. Die Heerestrümmer, welche sich nach dem großen und festen Lille flüchteten, kamen, gänzlich entmuthigt, nicht mehr zum Vorschein. Wenngleich der Sieg theuer genug, mit 3400 Todten und Verwundeten, erkauft wurde, so blieb der zweifache Trost: „Unsere Brüder um Paris haben von der französischen Nordarmee nichts mehr zu fürchten" und: „den 19. Januar hat der kühne Goeben ein neues stolzes Blatt in die deutsche Geschichte eingefügt."

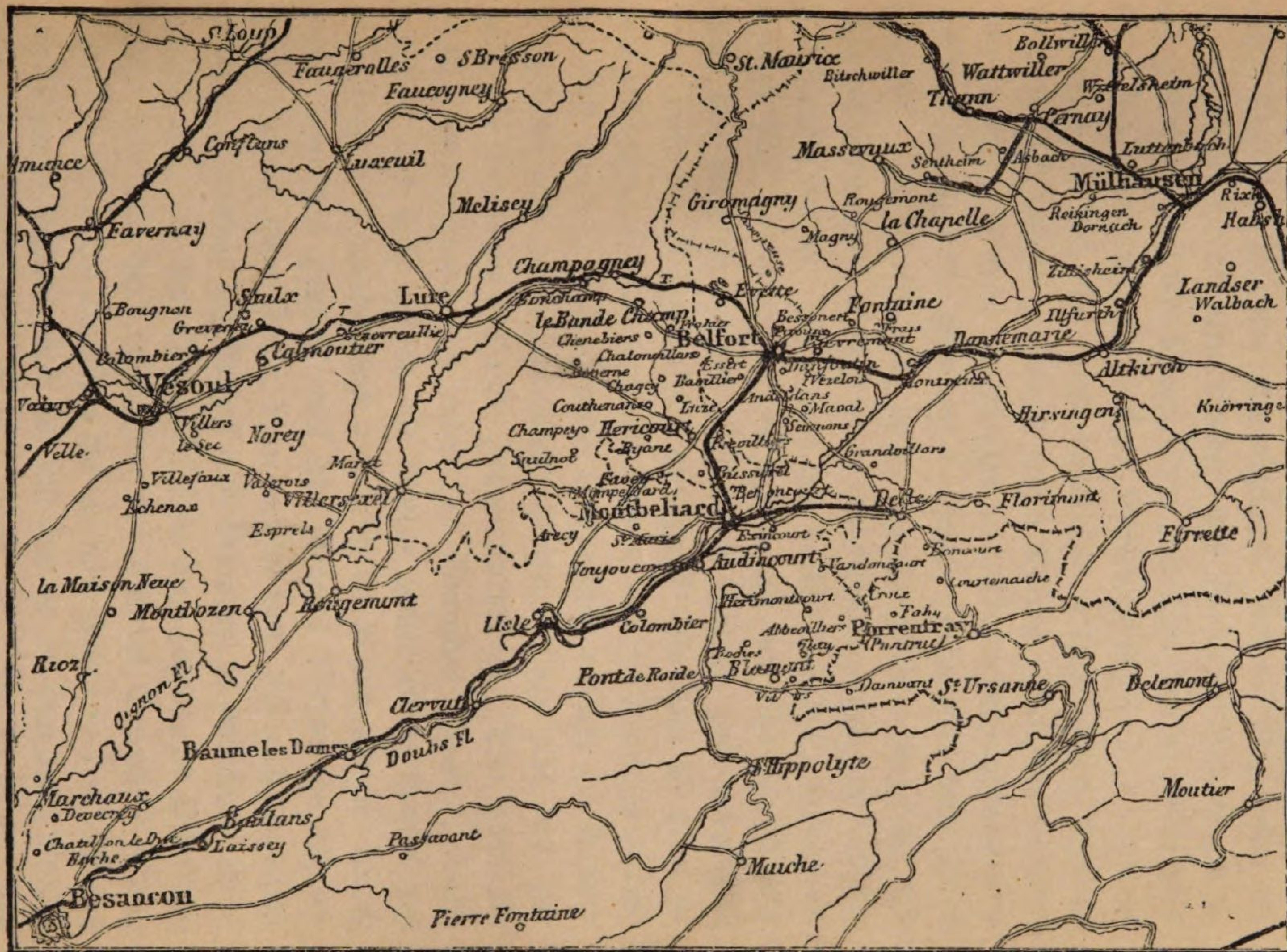
XXVI.

Die Kriegsereignisse im Südosten.

Die Einnahme von Dijon den 31. October. Die Schlacht bei Héricourt und Montbeliard den 15., 16. und 17. Januar. Die Vernichtung der Armee Bourbaki's den 1. Februar. Die Uebergabe von Belfort den 16. Februar.

Ein noch stolzeres in sie einzureihen ward dem tapferen General Werder beschieden. Derselbe brach nach dem Falle von Straßburg zu Anfang des Octobers mit dem aus den Badensern und aus combinirten Regimentern gebildeten 14. Armeecorps auf,

BELFORT.



St. Loup
Faugerolles
S. Bresson
Faucogney
Conflans
Luxeuil
Melisey
Faverney
Lure
Champagney
Bougnon
Colombier
Calmoutier
Vesoul
Villers le Sec
Norey
Velle
Villefaux
Echenoz
Villersexel
Esprels
La Maison Neue
Montbozen
Rougemont
Rioz
Oignon Fl.
Marchaux
Devecey
Baume les Dames
Doubs Fl.
Clerval
L'Isle
Passavant
Laissey
Besançon
Pierre Fontaine
St. Maurice
Bitschwiller
Wattwiller
Bollwiller
Thann
Cernay
Masseyaux
Giromagny
Rougemont
la Chapelle
Mülhausen
Reisingen
Dornach
Rixheim
Habsheim
Landser
Walbach
Zillisheim
Illfurth
Fontaine
le Bande Champ
Belfort
Chenebiers
Chalonvillars
Couthenans
Champey
Hericourt
Saulnot
Montbeliard
Arcey
Audincourt
Colombier
Pont de Roide
Blamont
Dannemarie
Altkirch
Hirsingen
Knöringe
Florimont
Ferrette
Delle
Courtemaiche
Porrentruy
St. Ursanne
Belemont
St. Hippolyte
Mauche
Moutier

um die französischen Truppenansammlungen südlich von den Vogesen zu zerstreuen und die Verbindungslinien zwischen dem Rhein und den deutschen Armeen offen zu erhalten. Schon hatte der mit einer fliegenden Kolonne vorausgesandte General Degenfeld, am 5. bei Raon l'Etape von Banden von Franctireurs und am 6. bei Etival von 12,000 Mann Linie und Mobilgarde unversehens überfallen, denselben mit blutigen Köpfen heimgeleuchtet. Am 8. vereinigte er sich mit dem inzwischen herangerückten General Werder und bildete zuvörderst dessen Vorhut. Auf dem weiteren Vormarsche fand man die Straßen und Eisenbahnen gesperrt oder zerstört, die Viadukte gesprengt — überall Hindernisse, doch schnell beseitigt. Die Bevölkerung dieser Gegend schaute, umgekehrt wie die gebildetere und wohlhabendere von Nordfrankreich, mit finsterer Erbitterung darein. Kann man sich darüber wundern, wenn man erwägt, daß die Führer der Franzosen und vor allen die Priester unter den ärmeren, roheren Massen des Südens, jene den Volkskrieg, diese den Religionskrieg predigten? So kam es denn in dem gebirgigen Terrain zu Gräuelthaten, an den Deutschen verübt, wie fast nirgend; das forderte andererseits vielfach zu blutiger Vergeltung und zu Schreckmitteln heraus. Dazu trat das hier mehr als irgendwo blühende Franctireurswesen. Wie kann ein Krieg seinen offenen und ritterlichen Charakter behalten, wenn derselbe, der noch gestern als Soldat hinter einem Busche auf heranziehende Truppen Feuer gab, heute als Bauer auftritt! Durch solche Gegenden ziehend, traf der General Werder im offenen Felde nirgend einen Feind, denn derselbe hatte sich nach den ersten Schlägen schleunig auf Belfort und Besançon zu geflüchtet. Man erfuhr auch, daß den Oberbefehl über diese sogenannte Ostarmee, welche hier und dort auftauchte, der General Cambriels führte. Bald erreichten die Deutschen Vesoul und gingen in der Richtung auf Besançon weiter. Erst am 22. kam es an dem durch Regengüsse hochgeschwollenen Flusse Oignon zu einem Gefechte, das mit einem verlustvollen Hinauswerfen des Feindes aus seinen festen Stellungen endete. Da es jedoch Werder an Belagerungsgeschützen fehlte, ließ er vom weiteren Marsche auf Besançon ab

und zog vielmehr über Gray gegen Dijon. Hier befand sich, von Tours herübergekommen, Garibaldi mit seinen Söhnen, eifrig beschäftigt, aus Republikanern aller Nationen und aus französischen Freischaaren ein Heer zu bilden. Der alte, um sein Vaterland hochverdiente Mann, dann 1866 der Bundesgenosse Preußens, dessen gerechte Sache er im Juli 1870 laut vor Europa anerkannte, hatte sich, nach dem Sturze des Kaiserreichs von einer europäischen Republik träumend, in einen wilden Strudel gestürzt. Gegen ihn sandte Werder den General Beyer mit zwei Brigaden ab, indeß er selbst nach Vesoul zurückkehrte, um dort seine Hauptaufgaben zu erfüllen, nämlich die im Elsaß mit Festungsbelagerungen beschäftigten Truppen zu decken und die Verbindungslinie mit dem Rhein offen zu halten. Beyer, auf Dijon vorrückend, fand, da es hieß, die Stadt sei von Soldaten verlassen, einen unerwarteten und hartnäckigen Widerstand. In den Vorstädten mit ihren von Mauern eingefaßten Weinbergen mußte Haus für Haus genommen werden. Doch als 36 Geschütze anfingen, Dijon zu beschießen, als die Rauchsäulen emporstiegen, als die Kolonnen zum Sturm auf die Vorstadt St. Apollinaire bereit standen: da baten die Einwohner, es geschah noch vor Tagesanbruch, um Gnade. Die französischen Truppen verließen die Stadt, die schon am 31. von den Deutschen besetzt wurde. Den 3. November umschloß der dazu abcommandirte General Treskow die starke Festung Belfort. Nicht lange darauf verließen die Badenser Dijon und kehrten nach einem auf das feste Auxonne gemachten Streifzuge um die Mitte des Monats ebendahin zurück. Garibaldi, welcher sich nach ihrem Abzuge auf das neue in Dijon mit seinen bis auf 17,000 gewachsenen Schaaren festgesetzt hatte, entwich in aller Eile nach Südwesten.

In Châtillon-sur-Seine erlitten am 19. November das Landwehrbataillon Unna und 2 Schwadronen Husaren, von Freischaaren überfallen, schwere Verluste. Plötzlich tauchte in einer dunklen, regnerischen und stürmischen Nacht, der des 26., auch der alte Garibaldi wieder auf und wollte, von Nordwesten an Dijon heranschleichend, die darin liegenden Feinde überraschen. Aber die

Deutschen, dieses Mal auf ihrer Hut, bereiteten ihm einen heißen Empfang. In Menge lagen die Abenteurer aller Nationen, namentlich Italiener, Polen und Spanier, auf dem Schlachtfelde da, der Rest entfloh in völliger Unordnung. Hierauf trat auf diesem Kriegsschauplatze eine Ruhe von drei Wochen ein, dann schlug — es geschah am 18. December — der General Glümer mit der badischen Division den französischen General Cremer, der 15,000 Mobilgarden und Franctireurs vereinigt hatte, auf einem Streifzuge bei Nuits total auf das Haupt. In diesem schlachtartigen Treffen verloren die Franzosen nicht weniger als 2000 Todte und Verwundete und 700 Gefangene, der Verlust der Deutschen betrug über 900 Mann.

Derweilen belagerte Treskow mit der Landwehrdivision die Felsenveste Belfort, welche sechs Forts umgeben. Drinnen konnten 30,000 liegen, befanden sich jedoch nur 17,000 unter dem Obersten Denfert. Man schloß die Festung ein und hob nach harter Arbeit in der Nacht zum 3. December die erste Parallele aus. Schon am nächsten Morgen eröffneten 28 Geschütze ihr Feuer, und zwar mit so vortrefflicher Wirkung, daß in den folgenden sechs Tagen ein bedeutender Theil der Stadt niederbrannte. In der Nacht zum 8. Januar ward unter schweren Verlusten das Dorf Danjoutin genommen, wo der Feind 800 Gefangene verlor. Da traf die ungeheure Nachricht ein: der General Bourbaki zieht mit unermeßlichen Truppenmassen gegen Belfort heran. Es galt Eile. Schnell gab Treskow 37 von seinen schweren Geschützen an Werder ab und stellte, ohne die Belagerung zu unterbrechen, einige Bataillone seiner Landwehren für ihn als Reserve auf. Es war auch die allerhöchste Zeit.

Bourbaki, einst der Befehlshaber der stolzen Kaisergarde, bisher in dem Rufe seltener Tüchtigkeit, wogte in der That langsam heran. Nachdem er seine drei Corps bei Bourges und Nevers gesammelt und geordnet hatte, schaffte er dieselben zum großen Theile mit Hülfe der Eisenbahnen nach Besançon; dazu stieß noch ein viertes Corps, das von Lyon. Die französische Ostarmee, nicht gerechnet die starken Corps von Garibaldi und

Cremer, betrug jetzt 140,000 Mann mit 300 Kanonen. Werder sah sich plötzlich in eine höchst gefährliche Lage versetzt, vor einer furchtbaren Verantwortlichkeit. Sollte er die Belagerung von Belfort aufgeben? Durfte er den Einschnitt zwischen Jura und Vogesen entblößen? Lagen dann nicht der Elsaß und Baden offen da? Zwar hatte man im königlichen Hauptquartier zu Versailles sofort seiner gedacht und ihm eine ganze Armee zu Hülfe geschickt; allein es war unmöglich, daß dieselbe zur rechten Zeit eintraf. Zunächst auf sich selber angewiesen, verließ Werder Dijon bei grimmiger Kälte und concentrirte nach zwei Gewaltmärschen seine Streitkräfte um Vesoul. Trefflich verpflegt und gekleidet, überwanden diese abgehärteten Truppen leicht Schnee, Wind und Kälte; nirgend ein Marodeur, nirgend ein Nachzügler, alles ging schnell und mit der größten Ordnung vor sich. Noch wartete der General, wohin sich Bourbaki wenden würde. Als jedoch Nachricht auf Nachricht einging, derselbe ziehe mit der Gesammtmacht direct auf Belfort los, wie ein verzweifelter Spieler alles auf die letzte Karte setzend: da beschloß Werder, ohne einen Augenblick zu verlieren, rasch an den Lisainebach, der mit der Allaine zum Doubs fließt, zurückzugehen. Dort wollte er, auf den gewaltigen Höhenzug des linken Ufers gestützt, ohne die Belagerung aufzugeben, dem Feinde die Stirn bieten. Am 9. fanden harte Rückzugsgefechte bei Marat und Villerfexel statt, wo Rheinländer, sich hervorthuend, 600 Gefangene machten und 2 Adler erbeuteten; man merkte schon jetzt den losen Zusammenhalt der feindlichen Armee. Nach diesem meisterhaften Rückzuge, der in der Kriegsgeschichte fortleben wird, in der unmittelbarsten Berührung mit einem übermächtigen Feinde, stand der General am 11. in der Stellung an der Lisaine. Letztere ist leicht zu durchwaten, dagegen deckte das breite und sumpfige Thal der Allaine trefflich die linke Flanke der deutschen Aufstellung, deren Front sich auf die Uferränder der Lisaine stützte. Man hatte ihre Bedeutung schon früher erkannt und sie für den Fall der Noth vorläufig zur Vertheidigung eingerichtet. Den Kanonendonner von Belfort im Rücken, benutzte nun Werder die drei Tage, die ihm

Bourbaki Zeit ließ, den Höhenzug möglichst unerstürmbar zu machen. Den ihm überlassenen Theil der Belagerungsgeschütze wies er meist dem festen Schlosse Montbeliard zu, das für sich eine eigene Position bilden sollte. Seine Linie, volle zwei Meilen lang, ging von Frahier über Héricourt, Bethoncourt und Montbeliard bis nach Delle, doch verminderte die Beschaffenheit des Terrains die Zahl der Angriffspunkte. Sämmtliche Dörfer wurden durch Barrikaden, Schießscharten, Abtragen der Gartenmauern bis auf Brusthöhe in den sorgsamsten Vertheidigungszustand gesetzt, die beherrschenden Stellen des Feldes mit Schanzen und Batterien versehen, und Waldparzellen gefällt, an anderen Orten durch Verhaue gesperrt. Für den als gewiß angenommenen Fall, daß die Vortruppen von dem rechten Ufer der Lisaine auf das linke zurückweichen müßten, machte man sämmtliche Uebergänge leicht zerstörbar. Also die Klugheit mit dem Muthe verbindend, stand der wackere Degen mit seinen 35,000 Streitern und 163 Kanonen da, bereit, die große Gefahr glücklich zu bestehen oder kämpfend zu fallen. Sie wurde um so drohender, da die Kälte bis auf — 17° stieg, so daß die Bäche gefroren, und die Vertheidigungslinie viel von ihrer Stärke einbüßte.

Als es am 13. zum Zusammenstoß kam, zog sich die Nachhut fechtend über die Lisaine zurück; auch Montbeliard fiel bis auf das mit unerschütterlichem Muthe vertheidigte Schloß in die Hände der Franzosen. Am 14. stellte Bourbaki seine ungeheure Macht, welche noch durch das den linken Flügel verstärkende Corps von Cremer gewachsen war, zur Angriffsschlacht auf. Die Franzosen, an sich frostig, dazu schlecht ernährt und dünn gekleidet, hatten auf ihrem Marsche von Besançon her bereits recht schwer durch den Schnee und die bitterliche Kälte gelitten. Am 15. begann die denkwürdige dreitägige Schlacht, als die Antwort auf eine nach Versailles gesandte Anfrage, ob man unter den durch den Frost veränderten Umständen den Kampf aufnehmen sollte, ausblieb. Die ostpreußische Landwehrbrigade behauptete heute bei — 14° das von ihr Tags zuvor wiedergenommene Montbeliard lange Zeit gegen den rechten Flügel der Franzosen, bis

die Uebermacht zu groß ward. Da wichen die Söhne des Nordens, ohne das Schloß aufzugeben, in bester Ordnung hinter die kampfumwogte Lisaine zurück. Im Centrum wurde inzwischen Héricourt, Bethoncourt und Bussurel heftig angegriffen. Allein an dieser Stelle setzte Werder den französischen Angriffssäulen fast nur Artillerie entgegen und schmetterte die auf dem rechten Ufer erscheinenden durch ein furchtbares Feuer aus Feld- und Belagerungsgeschützen vom linken her nieder. So wurde es dunkel, und senkte sich die Nacht allmählich auf das Schlachtfeld, die Scenen des Grausens in ihren Schleier hüllend. Bei Fackelschein kamen die im Nebel gespenstisch aussehenden, düsteren Züge des Sanitätsdetachements mit ihrer blutigen Bürde zu denjenigen Stellen, wo Aerzte und Krankenpfleger ihr schweres Amt versahen. Alle Truppen bivouaquirten im Schnee, die vorderste Linie sogar ohne Feuer, da sie dem Feinde zu nahe stand. Als der Morgen des 16. anbrach, bedeckte ein dichter Nebel bei eisiger Kälte die Gegend. Heute wollte Bourbaki den rechten Flügel Werders umgehen und so die Entscheidung herbeiführen. Ein furchtbares Kanonen- und Mitrailleusenfeuer, dessen Donner der Jura und die Vogesen zurückwarfen, namentlich gegen Chénebier gerichtet, leitete den Angriff ein. Dann wogten gewaltige Massen von Fußvolk, 15,000 Mann, unter dem General Cremer geradezu gegen den äußersten rechten Flügel der Deutschen heran, während andere Regimenter denselben in der Flanke zu fassen versuchten. Nur 3 Bataillone und 3 Batterien standen vereinsamt hier, die eine Zeitlang wie die Löwen kämpften; aber der kolossalen Uebermacht gegenüber blieb schließlich nur zu weichen übrig, und Chénebier und Frahier blieben in den Händen des Feindes. Dagegen mißglückten die französischen Vorstöße gegen den linken Flügel und das Centrum gänzlich. Dort wurde einer schnell durch das Gewehrfeuer zurückgeworfen, hier vier durch die trefflich zielende Artillerie abgewiesen. So ward es abermals Abend, so sah man beim Scheine der Wachfeuer dem dritten Schlachttage entgegen. Wie sehr täuschte die Hoffnung, daß die Nacht ruhig vergehen werde! Hier sandte Werder die Brigade Keller

in der Dunkelheit auf den bedrohten rechten Flügel, damit sie früh Morgens das verlorene Chénebier wieder nehme; dort versuchte Bourbaki einen nächtlichen Ueberfall, scheiterte jedoch an der Wachsamkeit der Vorposten. Als der 17. anbrach, schlug das Wetter um, und sauste der Thauwind mit seiner vollen Gewalt über die Schneegefilde. Es bildeten sich Wolkenmassen, und bald goß es in Strömen vom Himmel. „Die Preußen haben im Regen so manche Schlacht gewonnen!" ging durch die Reihen. Der erste Angriff der Brigade Keller, denn heute ging Werder von der Vertheidigung zum Angriff über, war nur von theilweisem Erfolge begleitet; zwar wurde mit einem wüthenden Anlaufe das verlorene Chénebier genommen, allein die feindliche Uebermacht wuchs so sehr, daß die zwei Regimenter das schwer Errungene wieder preisgeben mußten. Dagegen nahm der General Degenfeld nach einem langen und verzweifelten Ringen das Bois des Evants und drang bis zum Nordrande von Chénebier vor; darauf bemächtigte sich Keller auch des Bois Fery. Beides zusammen machte die Entscheidung aus, denn auch an den anderen Punkten war es ebenso zugegangen wie an den vorhergehenden Tagen. Jetzt lag klar da, daß Bourbaki den Eisenriegel nicht durchbrechen konnte, der vor ihm lag, und daß er zurück mußte. Um diese Zeit stand am Himmel ein prächtiger, sonst im Januar überaus seltener Regenbogen, für die Deutschen das Siegeszeichen. Von Mittag an hörten die gegenseitigen Vorstöße des Fußvolks auf, und donnerten nur die Kanonen gegen einander. Am 18. trat Bourbaki, innerlich gebrochen, nach einem Verluste von 4000 Todten und Verwundeten seinen Rückzug auf Besançon an, von wo er gekommen war. Seine Geschütze verdoppelten, langsam zurückweichend, ihr Feuer, seine Mitrailleusen rasselten unabläßig, ein glücklich gezielter Schuß tödtete und verwundete 21 Badenser.

Ahnte wohl einer im französischen Heere, daß sie alle in diesem Augenblicke bereits von einer neuen deutschen Armee umgangen und von dem Rückzuge nach Südfrankreich abgeschnitten waren? Als nämlich Werder in Noth gerieth, erging aus dem

königlichen Hauptquartier zu Versailles der Befehl an das 2. und 7. Armee-Corps, sich zum 12. Januar bei Châtillon-sur-Seine zu concentriren. Mit dieser Süd-Armee brach bei 14° Kälte am 13. der General Manteuffel durch das Côted'orgebirge auf Vesoul zu auf. Stürme, Schnee und Glätte verzögerten den Vormarsch; bei dem unaufhörlich sich hebenden und senkenden Terrain konnten die Geschütze, Munitionswagen und Proviantfuhrwerke bergauf nur mühsam geschafft werden; oft mußten auch die Infanteristen hinzuspringen und die Wagen festhalten, um dieselben an dem Hinabrollen zu hindern. Der Reiter führte, damit er sich und sein Pferd vor Schaden bewahrte, das Thier meist am Zügel. Am 19. näherte sich der rechte Flügel, die Brigade Kettler, der Stadt Dijon, wo Garibaldi mit seinen 30,000 Mann seit längerer Zeit still stand und den Dingen an der Lisaine träumerisch zusah. Sobald Manteuffel den Sieg Werders vernahm, und, daß sich derselbe an die Fersen des Feindes hefte, beschloß er seinerseits, Bourbaki gänzlich zu vernichten. In der Hoffnung, denselben zwischen Saone und Jura zu fassen, hieß er die Pommern auf Dôle und die Westphalen auf Besançon gehen. Bei diesen Städten fielen den in Gewaltmärschen Vorrückenden 260 mit Lebensmitteln beladene Eisenbahnwagen in die Hände, eine in diesem Augenblick doppelt willkommene Beute. Schon am 25. wurde der Armee Bourbaki's, welcher sich auf das die Seinen nicht fassende Besançon zurückgezogen hatte, der Rückweg auf Lyon gesperrt. Von der anderen Seite her näherte sich Werder, so daß die Deutschen bereits einen Dreiviertelkreis um die Festung bildeten, und nur noch ein Viertel offen blieb, durch das die Straße nach Pontarlier ging. Sichtlich ließ man diese Stelle nur darum frei, um lieber das vernichtete Heer in die Schweiz zu werfen, anstatt ihm das Geschick von Sedan zu bereiten und abermals für Massen von Gefangenen sorgen zu müssen. „Wie eine Spinne, die erst in weitern, dann in nähern und immer nähern Kreisen ihr Opfer umwickelt, schlang sich die deutsche Südarmee um die halb aufgeriebenen Schaaren; jeder Weg, der ein Entrinnen ermöglichen konnte, wurde mit peinlicher Sorg-

falt versperrt, für jede mögliche Bewegung des Feindes die Gegenbewegung im Voraus berechnet und festgesetzt.“ Als Bourbaki die heranrückende Katastrophe merkte, suchte er, schon lange durch seine Niederlage und den entsetzlichen Zustand der Seinen halb gestört, seinem Leben ein Ende zu machen. Er übergab den Oberbefehl dem General Clinchant und schoß sich dann mit einem Pistol in den Mund, tödtete sich jedoch nicht, sondern zerschmetterte sich nur die Kinnlade. Am 25. zog die französische Armee von Besançon auf der Straße nach Pontarlier ab. Die drei Tagemärsche, welche jetzt folgen, sind ganz schreckliche gewesen und stehen kaum hinter dem Rückzuge aus Rußland von 1812 zurück. Es geht durch 10 Zoll tiefen, mit Sand untermischten Schnee, baarfuß oder die Füße mit Lumpen umwickelt oder in plumpen Holzschuhen. So wanken die Unglücklichen fast nur mit hartem, dursterzeugenden Zwieback ernährt, halbverhungert in ihrer zerrissenen Kleidung vorwärts, alle in traurigem Gemisch: Linie, Marine, Mobile, Franctireurs und die vor Frost zähneklappernden Araber. Hier stürzt einer, fiebergeschüttelt, mit eingesunkenen hohlen Augen, eben nur noch vor sich hinstierend, und gleichgültig ziehen die Andern vorüber und lassen ihn liegen; dort fällt ein Pferd, und die Nächsten werfen sich darauf, ihm den Schwanz abzuschneiden, um denselben zu verkaufen. Die sich weiter schleppenden Thiere sind schrecklich anzusehen, ermattet, die Hälse reckend, gesenkten Kopfes, bei jedem Schritte gleitend, Baumrinden anfressend oder sich gegenseitig die Schweife ausreißend. Aber der unermüdliche, erbarmungslose Feind läßt der geschlagenen Armee auch nicht eine Stunde Zeit, sich auszuruhen und zu ordnen. Die Spitzen seiner Kolonnen kommen überall zum Vorschein, bald im Rücken, bald in den Flanken, selbst vorn, die Rückzugslinie ernstlich bedrohend. So ziehen die Unglücklichen durch die schneebedeckten Juraketten, fieberhaft erregt, die Nächte in dem Schnee schlafend oder wachend, und erreichen am 29. die Grenze der Schweiz. Noch nehmen die Westphalen ihnen 5000 Gefangene und 7 Geschütze ab, am 30. die Pommern 3000 Mann, am 31. wird selbst Veaux besetzt. Schon

stehen am 1. Februar um Mittag die Sturmkolonnen vor Pontarlier: da flüchten sich die Franzosen in Folge einer am Morgen zwischen Clinchant und dem schweizerischen General Herzog geschlossenen Convention in die neutrale Schweiz. Doch ihre Nachhut wird noch ereilt, Pontarlier nach einem bis in die Nacht hinein dauernden Berg- und Waldgefecht bei La Cluse genommen, 4000 Gefangene gemacht, und eine endlose Reihe von Wagen mit unermeßlichen Vorräthen erbeutet. 85,000 Mann mit etwa 10,000 Pferden und 266 Geschützen treten über die Grenze, 15,000 sind gefangen, 20,000 unter dem General Cremer, die Grenze entlang schleichend, entwischt, vier Adler und einige vierzig Kanonen in den Händen der Deutschen. Es war eine Katastrophe wie die von Sedan, nur am Ende des Feldzuges noch günstiger für Deutschland, da nun die plötzlich überfluthete Schweiz die ungebetenen und unbequemen Gäste verpflegen mußte. Auch der alte Garibaldi, dessen Streiter am 23. in einem nächtlichen Angriffe des Konitzer Bataillons auf eine stark vertheidigte Fabrik bei Dijon eine Fahne, die einzige im ganzen Kriege verlorne, unter einem Leichenhaufen vorgefunden hatten, erkannte, daß seine Glückstage gezählt waren. Als der General Hann von Weyhern der Brigade Kettler zur Hülfe heranrückte, entfloh er schleunigst mit der Eisenbahn und ward nicht mehr gesehen; auf seiner Felseninsel Caprera legte er bald, der Wahrheit die Ehre gebend, von seinem Irrthum und der preußischen Tapferkeit Zeugniß ab.

So gingen die Versuche der von Gambetta zusammengerafften Massen, Paris zu entsetzen, zu Grunde, am Kläglichsten die der Loire-Armee unter Bourbaki. Um diese Zeit verstummten auch die Worte, die man im Januar in deutschen Kreisen so oft vernahm: „Wir siegen uns zu Tode.“ Denn es wehten, deutlich fühlbar, seit der Süden Frankreichs den Siegern offen da lag, Friedenslüfte. Auch die Belagerung von Belfort ging ihrem Ende entgegen, seit es gelang, in den Felsgrund Laufgräben zu sprengen. Eine Verzögerung trat dadurch ein, daß sich dieselben durch das hereingebrochene Thauwetter mit Wasser füllten, so daß die Mannschaften oft bis an die Kniee waten

mußten. Als bei Paris die Unterhandlungen über Capitulation und Waffenstillstand gepflogen wurden, schien es auf deutscher Seite wünschenswerth, im Besitz von Belfort oder doch wenigstens in dem von einem Paar Forts zu sein. Darum erhielt am 26. das Landwehr-Bataillon Schneidemühl den Befehl zum Sturm auf die Basse- und Haute-Perche. Abends 6 Uhr brach es aus der Parallele hervor und ging im Sturmmarsch auf den Festungswall los. Aber der Feind, mehr auf seiner Hut als je, schien die Angreifer nur darum dicht herangelassen zu haben, um sie ganz zu vernichten. Granaten, Shrapnels, Mitrailleusen- und Chassepotskugeln sausten, heulten und zischten über den Boden weg, ein schweres Gewitter entlud sich in einem Hagel von Eisen und Blei. Eine Menge von den muthigen Landwehrleuten lag in wenigen Augenblicken, todt, verstümmelt, verwundet, auf dem blutigen Schnee; für die Ueberlebenden gab es weder Vorwärtsdringen noch Rückkehr. Als dann plötzlich die Franzosen einen Ausfall machten und noch eine Anzahl gefangen nahmen, entkam, da die Geschütze während dieser Zeit schweigen mußten, der Rest. Nun ging die Belagerung ihren regelmäßigen Gang weiter. Am 8. Februar wurde die verlassene Haute-Perche ohne Verluste besetzt, und gleich darauf die Basse-Perche mit Sturm genommen. Von ihnen aus trat eine neue Beschießung der Stadt ein, die bis zum 16. Februar fortdauerte. Da erst ward in Folge eines zwischen Bismarck und Jules Favre abgeschlossenen Vertrages die Festung übergeben, und durfte die Besatzung, in Anerkennung ihrer Tapferkeit, mit Wehr und Waffen frei abziehen. Der vorläufige Friedensschluß stand nunmehr vor der Thür.

XXVII.

Der Einzug in Paris und der vorläufige Friedensschluß.

Den 1. und den 2. März.

Die feindliche Hauptstadt hatte sich am 28. Januar ergeben, das deutsche Banner wehte auf ihrem furchtbaren Vertheidigungsgürtel. Die Milde des Siegers verhütete, daß die Verzweifelnden und in der Klarheit des Denkens Getrübten nicht tausendweis vor Hunger starben, sondern sie sorgte mit Aufbietung aller Kraft dafür, daß die Hungernden ausreichend verpflegt wurden. Dann aber folgten die dem Frieden vorarbeitenden Ereignisse blitzschnell auf einander: am 7. Februar begann die Ablieferung der Geschütze und der Gewehre der kriegsgefangenen Armee, am 8. fanden die Wahlen zu der ausgeschriebenen Nationalversammlung statt, am 11. zahlten die Pariser 200 Millionen Franken als Kriegscontribution. Der ablaufende Waffenstillstand wurde bis zum 24. Februar verlängert und auch auf den Kriegsschauplatz im Osten ausgedehnt, nachdem Bourbaki in der furchtbaren Katastrophe an der Schweizergrenze untergegangen, und das feste Belfort gefallen war. Der populairste Geschichtschreiber Frankreichs, Thiers, trat, da die Wahlen zur Nationalversammlung friedlich ausfielen, am 17. an die Spitze der Regierung. Am 22. stellte sich die Nothwendigkeit heraus, den Waffenstillstand bis zur Mitternacht des 26. zu verlängern. Zwar fand am 26. die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien in Versailles statt, doch mußte die Waffenruhe, damit die Nationalversammlung sich aussprechen konnte, zum letzten Mal, bis zum 3. März, ausgedehnt werden. An demselben Tage, wo dies in Versailles geschah, fanden in Paris arge Excesse des Pöbels statt. Er schleppte eine Anzahl von Kanonen weg, da sich die Behörden außer Stande sahen, kräftig einzuschreiten, er mißhandelte auf den Tod die ihm Verdächtigen. Ein Agent des öffentlichen Friedens wurde z. B. auf ein Brett gebunden und in

die Seine geworfen; während er sich abmühte, das Ufer zu gewinnen, trieben ihn die Unmenschen durch Steinwürfe und mit Bootshaken in die Mitte des Flusses zurück, wo er nach langem Ringen seinen Tod fand. Wieder ein Vorspiel des bevorstehenden großen Trauerspiels! Zunächst sollte den Parisern auch die ihnen am allerschwersten fallende Demüthigung nicht erspart bleiben, daß die Füße der Barbaren die heilige Stadt betraten. Am 1. März Vormittags standen 30,000 Schlesier, Hannoveraner und Baiern auf der Ebene Longchamps, den Kaiser erwartend. Mit dem Schlage 11 Uhr kam er durch den Nebel dahergejagt, in seinem Gefolge an 500 Offiziere. „Die Truppen empfingen ihn, erzählt ein Engländer, mit einem donnerartigen Hurrah, das viel mächtiger klingt, als der französische Ruf, doch kein Bajonet zitterte in den Reihen. Die Augen blitzten auf und füllten sich mit Thränen, die Lippen bebten, ein feierlicher Ernst ging durch die kriegerische Schaustellung. Welch' ein großartiger und heiliger Moment, so daß selbst der Fremde, den mehr die Schaulust als die innere Theilnahme herbeiführte, auf das Tiefste ergriffen wurde!" Denn was lag alles hinter den Tapferen, und was stand zunächst bevor? Jeden drängte es, dereinst in der Heimath sagen zu können: „Auch ich zog in Paris mit ein." Als der Kaiser die Frühlingsparade abgenommen hatte, sank der Nebel, und brach die Sonne in voller Klarheit durch. In diesem Augenblick wälzten sich die Kolonnen die langen Alleen entlang, welche zur Stadt führen, und erreichten dieselbe um 2 Uhr, vorauf die Baiern mit der Melodie des: „Was ist des Deutschen Vaterland!"

Schon waren nach 8 Uhr ein junger Husaren-Offizier und 6 Ulanen verwegener Weise in Paris hineingesprengt, ihnen jedoch bald stärkere Abtheilungen gefolgt. Als nun Nachmittags das Hauptcorps einrückte, fand es die Mitte des Triumphbogens, den einst Napoleon I. als kolossales Denkmal seiner Siege errichtet hatte, durch eine Barrikade gesperrt, so daß den Truppen nichts übrig blieb, als an beiden Seiten vorbeizumarschieren. Anständige Leute zeigten sich nicht auf der Straße, sondern ein zerlumpter Pöbel und eine verwilderte Straßenjugend empfingen die

Einziehenden mit Zischen und Pfeifen. Unbekümmert um diese Zeichen der Gemeinheit und Schwäche und um die argen Excesse, welche die Massen an Männern und Dirnen verübten, besetzten die Deutschen, geführt vom General Kamecke, den schönsten Stadttheil bis zu den Tuilerien; der Pöbel machte keinen Versuch, die mit vornehmer Miene Dahinschreitenden anzugreifen. Fühlte er heraus: Hinter den eingezogenen 30,000 sind noch weitere 70,000 des Befehls gewärtig, und ringsum oben auf allen Forts stehen die Kanoniere neben den Geschützen?

Die Versammlung in Bordeaux wurde, da die demüthigende Kunde von der Besetzung eines Theils von Paris eintraf und zu erwarten stand, daß auch der Rest demselben Schicksal nicht entgehen werde, in wunderbar schneller Weise schlüssig. Sie nahm schon an demselben 1. März die aufgestellten Friedenspräliminarien an, und der Kaiser genehmigte dieselben am folgenden Tage. Ihr Hauptinhalt ist folgender: „Frankreich tritt den Elsaß und einen Theil Lothringens an Deutschland ab, das diese Gebiete mit vollem Souveränitäts- und Eigenthumsrechte besitzen wird, und zahlt 5 Milliarden Franken an den deutschen Kaiser aus. Die Räumung des französischen Gebiets soll in den Paris am nächsten gelegenen Departements beginnen und wird, je nachdem die Zahlungen der Kriegscontribution bewirkt sein werden, fortgesetzt. Der Unterhalt der deutschen Truppen, welche einstweilen in Frankreich zurückbleiben, soll auf Kosten der feindlichen Regierung erfolgen. Diejenigen Kriegsgefangenen, welche nicht bereits auf dem Wege der Auswechselung in Freiheit gesetzt worden sind, werden unverzüglich nach der Ratification der vorliegenden Präliminarien zurückgegeben werden. Die Eröffnung der Verhandlungen, betreffend den endgültigen Frieden, soll sofort in Brüssel stattfinden.“ In Folge dieses für Deutschland so überaus ruhmreichen Friedensschlusses, wie seit undenkbaren Zeiten keiner abgeschlossen worden ist, verließen die deutschen Truppen am Vormittage des 3. März wiederum Paris. Der Abzug, um 8 Uhr beginnend, dauerte bis 12 Uhr; wüste Pöbelmassen zischten und pfiffen wie vor zwei Tagen, hier und da fiel auch wohl ein

Steinwurf. Heute wurde mitten durch das Thor des Triumphbogens, dessen Barrikade inzwischen weggeräumt war, hindurchgegangen. Wohl fragte sich mancher im Heere und in der deutschen Heimath: „Wäre es nicht besser gewesen, wir hätten die übermüthige Stadt ganz in Besitz genommen, entwaffnet und sie Wochen oder Monate lang die Frivolität büßen lassen, mit der sie zum Kriege gedrängt? Verdiente nicht dieselbe eine so harte Züchtigung, wieweit sie sich mit der Humanität der deutschen Nation verträgt? Konnte überhaupt anders die sich beinahe vergötternde Selbstüberhebung der Franzosen herabgedrückt werden?“ Und dennoch: Wäre Paris ganz besetzt und entwaffnet worden, so würde der Welt die heilsame Lehre erspart worden sein: Gebt nicht dem Pöbel die Waffen in die Hände und schmeichelt ihm nicht, indem ihr ihm sagt: „Ihr Arbeiter seid der erste Stand, die Hoffnung der Zukunft!“ Giebt es nicht noch viele andere Arbeiter, die zum Segen der Menschheit Höheres erarbeiten als die des Feldes und der Fabriken?

Welch' ein anderes Bild enthüllt sich am 3. März in dem kaiserlichen Berlin! Von Munde zu Munde geht es: „Heute um 12 Uhr wird vom Kaiserpalaste aus der Friede verkündet werden!“ Da stehen sie Kopf an Kopf, die Augen leuchtend, die Herzen warm und des edlen Stolzes voll. Ein General verliest von der Rampe herab das ruhmvolle Blatt der neuesten Geschichte, ein Artillerie-Offizier winkt mit einem weißen Taschentuche: Es donnern vom Zeughause her dieselben Geschütze, die bisher Sieg auf Sieg verkündet haben. Heute rufen die Träger des Streits: „Es ist Friede!“ Ein Musikchor bläst die ernste, feierliche, freudige Melodie: „Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen,“ in welche tiefbewegt die Umstehenden einfallen. Der alte Feldmarschall Wrangel schließt die Feier mit einem dreifachen Hoch auf den Kaiser, das mächtig dahinbraust. Schon will die Menge auseinander gehen: da ziehen 16 Pferde die vom Mont Valérien hertransportirte Riesenkanone Valérie, welche Kränze und Fahnen schmücken, nach dem Zeughause vorüber. Es ist 4 Uhr, und es strömt in die Kirchen Berlins, wo überall Dank-

gottesdienste stattfinden. Mit Eintritt der Dunkelheit ergießt sich ein Lichtmeer über die Kaiserstadt. Endloser Jubel, patriotische Lieder auf den Straßen, die Hochs auf Kaiser und Reich vor dem kaiserlichen Palaste wollen nicht verhallen. Erst in später Nachtstunde erlöschen allmählich die Flammen.

XXVIII.

Der Fall einer Reihe kleinerer Festungen während des Herbstes und des Winters.

Eine Husarenschwadron wurde am 8. October um 1 Uhr Morgens durch Verrath der Einwohner in Ablis überfallen, zum Theil in den Quartieren getödtet und zum Theil, in Gefangenschaft gerathen, ohne Erbarmen auf der Straße niedergeschossen; zur Strafe dafür loderte das Städtchen in Flammen auf. Von da ab bis zum Frühling erlag eine große Zahl kleinerer und mittlerer Festungen den deutschen Belagerungswaffen. Nach viertägiger Beschießung fiel am 15. October Soissons, am 24. Schlettstadt. Im November ergaben sich Verdun am 8., Neu-Breisach am 10., die mächtige und beim Friedensschlusse dem Reiche verbliebene Moselfestung Diedenhofen am 24., und den 26. La Fère. Im December fiel Pfalzburg am 12. aus Mangel an Lebensmitteln und Montmédy, das am 14. einem heftigen Bombardement erlag. Das stärkere Mezières wurde zwei Tage vor dem heiligen Abend eingeschlossen, und am Sylvestertage begannen die Vierundzwanzigpfünder ihr fürchterliches Werk. Schon nach dem fünften Schusse brach Feuer aus; die Vertheidigung wartete jedoch bis zum Aeußersten, und dieses trat schneller ein, als irgend jemand geahnt. Ein Augenzeuge hat darüber geschrieben: „Gegen Abend schien die Beschießung nachlassen zu wollen. Wir lagen im Freien, die Erde mit Schnee, die Maas mit Eis überdeckt;

über uns funkelten die Sterne. Aber das Schweigen der Batterien war nur ein Ausruhen, ein Verschnaufen; mit dem Schlage 12 blitzte, krachte und zischte es ringsum, als habe die Hölle all' ihre Schrecken losgelassen. So trat Mezières in das neue Jahr ein. Am andern Morgen capitulirte es. Zwei- bis dreitausend Mann zogen kriegsgefangen und betrunken an uns vorüber; sie werden in der bitteren Kälte bald nüchtern geworden sein. In der Stadt selbst sah es furchtbar aus; einzelne Theile lagen vollständig in Trümmern da. Ueberall blickten verstörte Frauengesichter ängstlich auf die einziehenden deutschen Truppen."

Wenige Tage nach der Einnahme von Mezières fiel durch einen Handstreich Rocroi den 5., dann ergaben sich, beide noch im Januar, Peronne den 9., und Longwy am 24. Dem 16. Februar gehört der Fall des hartumstrittenen Belfort an, dem 11. März der Vertrag, welcher die kleine Vogesenfeste Bitsch nach deren zäher, seit dem Anfang des Krieges dauernden Vertheidigung den Deutschen überlieferte. Tausende von Festungsgeschützen, unermeßliche Heeresmaterialien und Vorräthe wurden in diesen Festungen vorgefunden, viele Tausende wanderten aus ihnen in die Kriegsgefangenschaft nach Deutschland, eine lange Reihe von Stützpunkten zur Weiterführung des Krieges lag in den Händen der Sieger.

XXIX.

Der Friede von Frankfurt.

Den 10. Mai 1871.

Nach langen Verhandlungen, welche mehrmals an der französischen Hartnäckigkeit zu scheitern drohten, kam der endgültige Friede nicht zu Brüssel, sondern unter der persönlichen Einwirkung des am 21. März zum Fürsten erhobenen Reichskanzlers am 10. Mai zu Stande. Er bestätigte die Friedenspräliminarien in Versailles und regelte die Ausführung derselben im Einzelnen.

Vor allen Dingen fand einerseits die Abgrenzung des abgetretenen Elsaß und Lothringen und die Art der Zahlung der 5 Milliarden, andererseits die Weise, wie Frankreich allmählich seitens der Deutschen zu räumen sei, hier ihre Erledigung. Dazu trat eine längere Reihe von Bestimmungen, welche Einzelrechtliches ordneten oder wahrten. Hiermit endete der Krieg, der vom 19. Juli 1870 bis zum 10. Mai 1871, also 295 Tage gedauert hat.

Schon zweimal weist die preußische Geschichte eine Reihe gewaltiger Kämpfe auf, welche blitzschnell, die Zeitgenossen betäubend, auf einander folgten: im Jahre der Schlachten 1757 und in dem Befreiungsjahre 1813. Doch traten Belagerungen wie die von Metz und Paris, beide gleich unerhört, damals nicht hinzu. Ueberblickt man die Tropäen des letzten französischen Krieges, so spricht unmittelbar das überwältigte Gefühl: „So etwas ist unmöglich schon einmal dagewesen!“ 7408 Kanonen, 171 Mitrailleusen, 600,000 Gewehre, 89 Adler und Fahnen, 22 genommene Festungen — diese Zahlen reden für sich. Und nun erst die Hauptresultate: zwei alte Reichslande dem Reiche zurückgegeben, und eine Kriegscontribution dem französischen Staate auferlegt, wie sie die Geschichte nicht kennt. Sie vermag die Todten nicht zu erwecken, die in der Erde Frankreichs ruhen, sie vermag dem Krüppel nicht den abgeschossenen Arm oder Fuß zurückzugeben, dem Vater nicht den Sohn, der Frau nicht den Mann, den Kindern nicht den Vater: doch sie wägt die im Kriege erlittenen materiellen Verluste überreichlich auf. Allein der größte Gewinn von allen ist die Wiederherstellung des deutschen Reichs, die Verwirklichung der Träume, für welche die Väter auf hundert Schlachtfeldern geblutet und dann herbe Verfolgungen zu erleiden gehabt haben. Es giebt jetzt einen deutschen Kaiser, es hat die trügerische Idee eines Bundes aufgehört, und es ist an ihre Stelle die naturgemäße des Reichs getreten. Sollte irgendwie der kaiserlichen Gewalt die territorialfürstliche entgegentreten, so haben wir noch den auf breitester Grundlage ruhenden Reichstag, der nicht dulden kann, daß die eingeschlagene Bahn verlassen wird. Im Gegentheil muß er seinem Princip nach dahin streben, die

Bande noch viel, viel fester anzuziehen, welche Deutschland umschlingen. Lernen wir aber auch vom besiegten Feinde eines: Obgleich seine Kraft, durch Selbstvereitelung und Despotie gebrochen, der deutschen nicht ebenbürtig war, durften wir ihm, wenn wir uns nicht selbst schwächen wollten, nur Geld nehmen, nicht eigentlich französisches Land; so geschlossen zeigte sich dem Sieger gegenüber die besiegte, doch einheitliche Nation. Welche Friedensgarantie für die Völker, wenn Ländergier zwischen ihnen ausgeschlossen ist! Also ein, politisch materiell und geistig ganz und gar einheitliches Deutschland muß das Ziel sein, das kein Deutscher aus den Augen verlieren darf. Ist dies erreicht und damit das edle Selbstbewußtsein der Gesammtnation gewachsen, so kann kein Fremdling mehr ein Stück deutschen Bodens gebrauchen. Aber einstweilen hat das neue deutsche Reich, das zwischen dem rachedürstenden Frankreich, dem Koloß im Osten und dem alternden Oestreich liegt, drei Nachbarn, welche den Rücken frei haben, noch immer auf der Wacht mit dem erhobenen Schwerte dazustehen.

XXX.

Die Rückkehr der Sieger.

Nun, da der Friede endgültig geschlossen war, begannen auch die Rückmärsche der siegreichen Truppen, von dem Canal La Manche her, von Paris, vom Juragebirge. Ueberall harrte ihrer in der Heimath ein festlicher Empfang, im einsamen Dorfe wie in der festlich geschmückten Stadt. Nicht herzlicher, doch prächtiger gestaltete sich der Einzug in die Residenzen der deutschen Fürsten, namentlich in München, in Stuttgart und in Dresden, aber bei weitem am glanzvollsten der in die junge Kaiserstadt Berlin. Schon wimmelten vor dem dazu ausersehenen Tage die Straßen von Berlinern, den aus allen Theilen Deutschlands Zuströmenden und Fremden von diesseits und

jenseits des Oceans. Was kann Berlin, fragte sich mancher, nach den Septembertagen von 1866 noch leisten, was für Großartiges den Siegern so vieler Schlachten bieten? Die Wirklichkeit sollte die kühnste Erwartung übertreffen. Bereits am 17. März war der in trüber Zeit hinausgezogene König als Kaiser im Sonnenschein des Glücks heimgekehrt und hatte am 21. im weißen Saale des Schlosses den Reichstag mit einer dem deutschen Wesen entsprechenden schlichten und friedlich ernsten Thronrede eröffnet. Die Vertreter des gesammten Deutschlands, in feierlicher Stunde zum ersten Male um sein Oberhaupt versammelt, konnten sich nicht der Gedanken erwehren: „Hier steht der, welcher den siebenhundertjährigen Traum erfüllt hat und nun die Erbschaft Friedrich Barbarossa's antritt. Was der Nation Zwietracht geraubt, gab ihr Eintracht unter seiner Führung zurück. Ein solcher Frühlingsanfang wie dieser 21. März ist ihr noch niemals beschieden gewesen!“ Die folgenden Wochen vergingen unter Verhandlungen und Rückmärschen. An dem Schlachttage von Ligny sollten, nachdem fünfmal preußische Truppen triumphirend in die Königsstadt eingezogen waren, jetzt zum ersten Male deutsche in die Kaiserstadt einrücken. Eine $\frac{3}{8}$ Meilen lange, vom hallischen Thore bis zum Königsschlosse reichende Siegesstraße harrte ihrer, geschmückt mit Statuen, Masten, Teppichen, Flaggen, Wimpeln, Fahnen, Bannern, Kränzen, Laubgewinden, Guirlanden. Aber den allerschönsten und zugleich ergreifendsten Schmuck bildeten die unendlich langen Reihen französischer Geschütze, der blutige Preis deutschen Muthes. Zuerst sollte den Einziehenden am hallischen Thore eine kolossale Berolina, mit goldener Mauerkrone geschmückt und von vier mächtigen Bären umgeben, einen Lorbeerkranz entgegenhalten. Weiter, am askanischen Platze erhoben sich die Tropäengruppen für Weißenburg, Wörth und Spichern. Am potsdamer Thor war die für Sedan errichtet, deren Mittelpunkt ein kolossaler Kanonenberg bildete. Aus ihm ragte eine Säule empor, eine schlanke wundervolle Victoria tragend; zu ihren Seiten standen die Statuen von Straßburg und Metz, davor aber neun erbeutete Riesengeschütze von besonderer Schönheit. Auf dem Platze vor dem branden-

burger Thore sah man die Schlußkämpfe sinnbildlich dargestellt und das herrliche Thor selbst als Triumphbogen geschmückt. Wie strahlte heute auf ihm die alte Victoria mit ihrem Viergespann, sie, an die sich so schmerzliche und so freudige Erinnerungen der preußischen Geschichte knüpfen! Von hier bis zum östlichen Ende der Linden verdichtete sich die Reihe der erbeuteten Geschütze und Mitrailleusen, verzehnfachte sich der Schmuck der Häuser zu beiden Seiten. An der Akademie der Künste prangten in künstlerischer Pracht die wohlgetroffenen Bilder der Führer in dem letzten Kriege. Die Inschrift unter der Büste des Kaisers lautete:

„Ein deutsches Reich, dies Kaiserhaupt,
Ein Sieg, wie kaum er je geglaubt!
Es hat dich sichtlich Gottes Hand
Gesegnet, theures Vaterland."

Unter dem Bilde des Kronprinzen stand:

„Erbe des Purpurs, geschmückt mit erblicher Tugend der Ahnen,
Bürgst du, Sieger im Kampf, Siege des Friedens dem Reich."

Dem Portrait des Fürsten Bismarck waren die Worte hinzugefügt:

„Eisengeschmiedet erwuchs, mit Blut gekittet, die Einheit,
Trotzend den Stürmen der Zeit; —
Meister, du löstest dein Wort."

Die Verse unter dem Bilde Moltke's lauteten:

„Dir vertraute das Volk der Deutschen, geeinigt in Waffen,
Lenker des schneidigen Schwerts, Denker der siegenden Schlacht."

Endlich erhob sich vor dem alten Königsschlosse der Hohenzollern die prachtvollste Bildsäule von allen, eine kolossale, mild und stolz blickende Germania, das Haupt mit dem Kaiserdiadem geschmückt. Ihr zur Seite standen die beiden wiedergefundenen Schmerzenskinder Elsaß und Lothringen; ihren Sockel schmückten sinnige, noch heute in Abbildungen bewunderte Kranzreliefs, den Aufbruch der deutschen Jugend im vorigen Juli darstellend. So sah es am unvergeßlichen 16. Juni 1871 aus. Seit Wochen und noch am Tage vorher war Regenguß auf Regenguß gefolgt;

heute aber leuchtete die Sonne von Morgen bis Abend über einer freudebewegten Stadt. Schon früh zogen die Gewerke unter muntern Musikklängen auf, um an der Siegesstraße zwischen den bereits gefüllten Tribünen und Schaugerüsten Spalier zu bilden, die kletterlustige Jugend saß auf den Bäumen und reihenweis auf den Dachfirsten. Es wogte zu beiden Seiten wie ein Meer: da erscheint um 10½ Uhr unter brausendem Jubelruf der deutsche Kaiser. Man glaubt, an seiner Erscheinung zu sehen, wie er gleichsam von Geisterhänden emporgetragen worden ist. Leicht im Sattel, und doch einem gewaltigen Kaiserbilde vergangener Zeiten gleich, lenkt er wie ein Jüngling sein Roß; sind auch seine Haare silberweiß, so strahlt doch Heiterkeit von seinem Angesichte. Im schärfsten Trabe jagt er voran, hinter ihm in dem glänzenden Gefolge alle die tapferen Degen, darunter der neuernannte Feldmarschall Moltke und die mächtige Gestalt des Reichskanzlers. Sie reiten, mit leiser Scheu von den ausländischen Gästen betrachtet, nach dem Tempelhofer Felde hinaus, wo die preußischen Garden, die Streiter von St. Privat und Le Bourget, und die auserwählten Vertreter der gesammten deutschen Armee ihrer harren. Die Regimenter sichtlich gestählt in Sommer- und Winterfeldzuge, von der Frühjahrssonne Frankreichs tief gebräunt, empfangen den Reichsoberfeldherrn mit donnernden Hurrahs. Zwar sind sie vollzählig, doch ist so mancher von denen, die heute einziehen, nicht von Anfang an mit dabei gewesen, sondern nur der Ersatzmann eines Andern, der im fremden Lande unter dem schwarzen Kreuz schläft. Bald geht die Musterung vorüber, bald wird der Siegeszug geordnet, hinab geht es unter dem Jauchzen der Menge zum hallischen Thore. Inmitten der kriegerischen Pracht werden von deutschen Händen 81 eroberte Adler, Fahnen und Standarten getragen — ein tief erschütternder Anblick. Welche Siege, welche Niederlagen kündet dieser Wald! Bedeutet er nicht die Vernichtung der gefürchteten Armee der streitlustigsten Nation? Um 12¾ Uhr erreicht der kaiserliche Zug das Brandenburger Thor, wo ihm das: „Heil dir im Siegerkranz" und: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine

Farben" entgegenschallen. Doch der Ruf der Menge übertönt die schmetternden Trompeten, als der Kaiser durch die ragenden Säulen daherreitet. Er nimmt dankend aus den Händen der Ehrenjungfrauen einen Lorbeerkranz und ein Gedicht entgegen und eilt in menschlichem Fühlen auf die Reihen der verwundeten Krieger zu. Für den findet er ein herzliches Wort, für den einen warmen Händedruck. Dann begrüßt ihn der Bürgermeister der Stadt Berlin; er dankt, und weiter dröhnt der Zug unter dem Läuten der Glocken die Linden hinab zum ehernen Denkmal des alten Feldmarschalls Vorwärts. Nachdem hier der Vorbeimarsch stattgefunden hatte, ging es zu dem noch bedeckten Reiterstandbilde Friedrich Wilhelm III., das der Sohn dem Vater errichtete und heute enthüllen wollte. In feierlicher Stille legten die Fahnenträger der eroberten französischen Feldzeichen dieselben zu den Füßen des Monuments nieder. Das war ein Zeichen, daß alle die von Frankreich gegen Preußen und Deutschland verübte Unbilden ihre Sühnung gefunden hatten. Bald gab der Kaiser nach dem Choral des Domchors und dem Gebete des Feldprobstes das Zeichen, und es fiel die graue Hülle. Die Geschütze donnerten, die Musikchöre bliesen das: „Nun danket alle Gott", und die tiefbewegte Menge fiel ein. Sie vertheilte sich erst um Mitternacht, als die elektrische Sonne auf dem Brandenburger Thore und die Flammen der glänzendsten Erleuchtung erloschen, die Berlin je gesehen. Auch der ging zur Ruhe, der vom Herrn der Weltgeschichte noch mehr begnadet ist als sein Ahnherr Fritz. In sieben Jahren, erzählt die Geschichte der Nachwelt, hat er drei Kriege: den dänischen, den deutschen, den französischen ausgefochten. Nirgend eine Niederlage, niemals ein Stocken, immer vorwärts und Sieg auf Sieg; kann der, welcher an eine persönliche Weltleitung Gottes glaubt, auch nur einen Augenblick zweifeln, daß es in einem höheren Rathe im Voraus so bestimmt gewesen ist? Der neue Kaiser hat Deutschland eine Provinz, die verloren schien, erhalten und zwei, die längst abhanden gekommen waren, demselben zurückgegeben. Er hat unter Kämpfen, gegen welche die des Finklers Heinrich und des großen Otto verblassen,

ein neues Reich geschaffen, auf das diejenigen deutschen Stämme mit Sehnsucht schauen, welche noch in der Ferne stehen. Wird die Weltgeschichte seinen Namen als: „Wilhelm der Siegreiche" oder „Wilhelm der Deutsche" bewahren? Soviel steht fest: das Haus Hohenzollern, aus dem schon zwei Fürsten hervorgegangen sind, welche die Großen hießen, errang den höchsten, seit Jahrhunderten winkenden Preis, als sein Haupt die am 6. August des Jahres 1806 niedergesunkene deutsche Fahne vom Boden aufraffte und damit sprach: „Recht meines Volkes, heilige Macht!"

Zeittafel der Hauptereignisse.

1870. 15. Juli. Der Siegelbewahrer Ollivier erklärt im gesetzgebenden Körper zu Paris, der Krieg sei nothwendig geworden, und die Reserven seien seit gestern einberufen. In Preußen wird die Mobilmachung angeordnet und der norddeutsche Reichstag einberufen. Der König kehrt von Bad Ems nach Berlin zurück.

19. Juli. Graf Bismarck theilt dem Reichstage die Kriegserklärung Frankreichs mit.

28. Juli. Napoleon trifft bei der Armee in Metz ein.

31. Juli. König Wilhelm geht zur Armee ab.

2. August. Gefecht bei Saarbrücken.

4. August. Sturm auf Weißenburg und den Gaisberg.

6. August. Die Schlacht bei Wörth. Der Sturm auf die Spicherer Höhen.

14. August. Die Schlacht von Courcelles.

16. August. Die Schlacht bei Mars-la-Tour.

18. August. Die Schlacht bei Gravelotte.

31. August und 1. September. Die Schlacht bei Noisseville.

1. September. Die Schlacht bei Sedan.

4. September. In Paris wird die Republik proklamirt.

19. September. Die deutschen Truppen umschließen Paris.

20. September. Die italienischen Soldaten besetzen Rom.

23. September. Fall von Toul.

27. September. Die Einnahme von Straßburg.

9. October. Gambetta und Garibaldi treffen in Tours ein.

11. October. Von der Tann nimmt Orleans.

15. October. Capitulation von Soissons.

22. October. Ausfall aus Paris nach Champigny zu.

24. October. Schlettstadt ergiebt sich.

27. October. Metz capitulirt.

30. October. Kampf der Garden um Le Bourget.

31. October. Dijon wird von den Deutschen besetzt.

5. November. Gambetta ruft alle Männer von 20—40 Jahren zu den Waffen.

8. November. Verdun capitulirt.

10. November. Neu-Breisach ergiebt sich.

1870. 24. November. Die Uebergabe von Diedenhofen.
27. November. Manteuffel schlägt die französische Nordarmee bei Amiens.
28. November. Treffen bei Beaune-la-Rolande.
29. November. Ausfall aus Paris auf Champigny und Brie.
30. November. Ausfall aus Paris bei Noissy und Villiers.
2. bis 4. December. Dreitägige Schlacht bei Orleans.
2. bis 3. December. Großes Treffen südöstlich von Paris.
5. December. Rouen wird von den Deutschen besetzt.
8. December. Treffen bei Beaugency.
9. December. Die Preußen besetzen Dieppe.
12. December. Pfalzburg ergiebt sich.
14. December. Uebergabe von Montmédy.
21. December. Tours zieht die weiße Fahne auf.
23. December. Treffen an der Hallue. Ausfall bei Paris.
[illegible] Der Mont Avron bei Paris wird von den Deut-[illegible] setzt.

1871. [illegible] Mézières capitr[illegible]
3. Januar. Treffen bei Ba[illegible]
12. Januar. Nach 7tägigen Gefechten wird Le Mans genommen.
13. Januar. Ausfall aus Paris gegen Clamart.
15. bis 17. Januar. Dreitägige Schlacht bei Montbeliard.
15. Januar. Ausfall aus Paris auf Le Bourget zu.
18. Januar. Die Wiederstellung des deutschen Reichs wird im Spiegelsaale zu Versailles verkündigt.
19. Januar. Die Schlacht bei St. Quentin. Letzter und größter Ausfall bei Paris vom Mont Valérien aus.
28. Januar. Die Capitulation von Paris. Beschränkter Waffenstillstand.
1. Februar. Die Armee Bourbaki's rettet sich in die Schweiz.
15. Februar. Allgemeiner Waffenstillstand.
16. Februar. Uebergabe von Belfort.
26. Februar. Unterzeichnung der Friedenspräliminarien zu Versailles.
1. März. Einzug in Paris.
2. März. Der Kaiser ratificirt die Friedenspräliminarien.
21. März. Die Eröffnung des deutschen Reichstages.
10. Mai. Der definitive Friede wird zu Frankfurt a./M. geschlossen.
16. Juni. Einzug der deutschen Truppen in Berlin.

Quellen.

1. Der Staatsanzeiger. 2. Die Spenersche Zeitung. 3. Die National-Zeitung. 4. Die Vossische Zeitung. 5. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung. 6. Die Neue Preußische Zeitung. 7. Die Kölnische Zeitung. 8. Die Schlesische Zeitung. 9. Das Halberstädter Intelligenzblatt. 10. Die Darmstädter Zeitung. 11. Das Dresdener Journal. 12. Die Frankfurter Zeitung. 13. Die Süddeutsche Post. 14. Aus dem Hauptquar[illegible] Kriegsgefangenschaft von Dr. Kayßler. 15. Acht Tage[illegible] Schneider. 16. Tagebuch von Charles Fay, deutsch [illegible] Schmidt. 17. Die Belagerung von St[illegible], von Meier. 1[illegible] Lothringen von Adolph Schmidt. 19. Sa[illegible] Siége de Paris. 20. Faidherbe, Feldzug des französischen Nordheeres. 21. Aurelle de Paladines, La première armée de la Loire. 22. Berichte der Correspondenten der Daily News. 23. Der Krieg im Jahre 1870 von dem Verfasser der Heeresmacht Rußlands. 24. Der Feldzug von 1870 von G. von Glasenapp. 25. H. von Wickede, Kriegsbilder des Jahres 1870. 26. Der französische Feldzug von Niemann. 27. Die Operation der deutschen Heere von der Schlacht bei Sedan bis zum Ende des Krieges, von W. Blume. 28. Die Operation der Südarmee im Januar und Februar 1871 vom Gr. Wartensleben. 29. Karl Schlossers neuester Geschichtskalender. 30. Zehlicke, von Weißenburg bis Paris. 31. Gedenkblatt an den Einzug in Berlin. Außerdem sind mir mehrfache schriftliche und mündliche Mittheilungen von glaubwürdigen Augenzeugen geworden.

Druck von G. Bernstein in Berlin.